

Oya im Jahreskreis

Ein Sonnenlauf, vier Jahreszeiten, dreizehn Monde – der Bogen dieses Jahres birgt vielfältige Oya-Impulse, darunter gedruckte Commoniebriefe und einen Almanach zum Jahresende.

Oya war einmal eine Zeitschrift. Nun erzählt Oya in verschiedenen Formen Geschichten von gemeinschaftlichen, subsistenten und egalitären Lebensweisen. Oya entsteht durch und für Menschen, die an konkreten Orten das gute Leben für alle vorauslieben und Widerstand gegen Ausbeutung und Weltvernichtung leisten. Getragen wird Oya von vielen Kreisen. Neben Gedrucktem – drei Commoniebriefe im Jahr und ein Almanach gegen Jahresende – gibt es flüchtige Formate wie die Wirkwoche, das Hoffest oder die Online-Newsletter. Alle Oya-Artikel seit 2010 und die »Oya im Ohr«-Hörstücke sind unter einer Creative-Commons-Lizenz im Internet frei zugänglich – zum Lesen und Verbreiten: oya-online.de



BUCKTITELMOTIV: GINA PAYSAN

OYA-ONLINE.DE

oya
A

ALMANACH 2024

Hoffnung ist nicht dasselbe wie Optimismus: kein Warten auf bessere Zeiten, sondern die Gewissheit, dass etwas – wenn auch noch unsichtbar – schon samenhaft da und sinnhaft ist. Wir erkunden, was in scheinbar hoffnungslosen Zeiten **hoffen** lässt: Wie gelingt es, aus einer fragenden Haltung heraus in Antworten hineinzuleben? Wie können wir Widerstand gegen Weltzerstörung leisten, zugleich das gute Leben für alle klingen lassen – und davon Geschichten erzählen? Der erste Oya-Almanach lädt dazu ein, im Lauf des Jahreskreises die Vielfalt des Hoffens zu entdecken.

hoffen

2024

Báyò Akómoláfé, Veronika Bennholdt-Thomsen, Matthias Fersterer, Isabelle Fremeaux, Grit Fröhlich, Nadine Gerner, Marin Håskjold, Friederike Habermann, Lina Hansen, Tabea Heiligenstädt, Erik Hofedank, Jay Jordan, Rebecca Jurisch, Luisa Kleine, Nicola Knappe, Maria König, Ashish Kothari, Hildegard Kurt, Kristin Langen, Ursula K. Le Guin, Farah Lenser, Lara Mallien, Ditte Marcher, Anja Marwege, Robin Marwege, Ulrike Meißner, Muerbe u. Droege, Gina Paysan, Corine Pelluchon, Max Prosa, Marlena Sang, Melanie Schembritzki, Jochen Schilk, Hans Ulrich Schwaar, Denise Sengül, Christine Simon, Marie Storli, Anne Terwitte, Nils-Aslak Valkeapää, Andrea Vetter, Eva von Redecker, Kocku von Stuckrad, Andreas Weber, Christiane Wilkening, Juliane Zeiger



oya

ALMANACH 2024

hoffen

Inhaltsverzeichnis

008 / Vor allem

Ein paar Worte vorab zu Oya im neuen Kleid und im Jahreskreis.

013 / Was gibt's denn da zu hoffen?

Eine persönliche Hinführung im Stil eines Beutels zum Thema »Hoffen«, dem dieser Almanach gewidmet ist.

022 / Ahnen ahnen

Jahreskreisgeschichte: 1. November – Gang zu Ahnenbäumen.

024 / Andenken als Ansporn

Gedenkmosaik für Lara Mallien (1973–2023). Menschen, die ihr verbunden sind, erinnern sich an die Oya-Gründerin.

035 / Meine Sonne, goldener Strahl

Ein Gedicht aus dem Samischen von Nils-Aslak Valkeapää.

036 / Von Wetterbetrachtungen und Übergängen

Im Gespräch mit Gina Paysan über Linoldruck im Lauf der Zeit.

038 / Eiche essen

Selbermachen: Eichelmehl wiederentdeckt, von Jochen Schilk.

040 / Fischsuppe forever

Jahreskreisgeschichte: Wintersonnwende – ein Ritual wächst an.

042 / Esst mich

Báyò Akómoláfé schreibt zu Abendmahl, Animismus und Autismus und empfiehlt Andreas Webers neues Buch *Essbar sein*.

048 / Winteratem mit Krähenschwarm

Andreas Weber erzählt anhand von Erfahrungen mit Rabenvögeln und Pudeldame, warum unsere Körper Schlüssel zur Welt sind.

062 / Ptači kwas (Vogelhochzeit)

Jahreskreisgeschichte: 25. Januar – ein sorbisches Jahreskreisfest.

064 / Landraub, Rentiere und heilige Berge

Marin Håskjold und Marie Storli schreiben über Vulven, grünen Kolonialismus und Widerstand im norwegischen Teil Sàpmis.

071 / Zwischen Hafen, Autobahn und Kraftwerk: (k)ein Dorf

Ein Elbdorf widersteht seit Jahrzehnten dem »Fortschritt«.

082 / Hexe sein

Jahreskreisgeschichte: Winterende – von der fünften Jahreszeit.

084 / Hinterm Berg, drunt am See

Ein Reigen durchs Jahr – ein traditionelles Tanzlied von den Hebriden, mit neuem Text versehen von Lara Mallien.

086 / Auf den Schultern der Bielefelderinnen sehen wir weiter

Veronika Bennholdt-Thomsen, Lina Hansen und Nadine Gerner tauschen sich über Ökofeminismus einst und heute aus.

096 / Osterwassergang

Jahreskreisgeschichte: Ostersonntag – Gang zu Geburtsbäumen.

098 / Der rote Faden der Verletzlichkeit

Grit Fröhlich empfiehlt Corine Pelluchons philosophischen Essay *Die Durchquerung des Unmöglichen*.

100 / Hoffnung am Horizont

Philosophin Corine Pelluchon erklärt, warum Hoffnung auch in Zeiten der Klimakrise nicht im Gegensatz zu Verzweiflung steht.

105 / Die fürsorgende Zwiebel

Erik Hofedank berichtet von einem Treffen des »Kollektiv, Care!« und der Frage nach gemeinschaftlicher Sorge.

108 / Bienenstaat

Jahreskreisgeschichte: Anfang April – mit Bienen leben.

110 / Jährlich jeden Quadratmeter begrüßen

Selbermachen: Frühjahrs tüncht Robin Marwege die Lehmfassade.

112 / Bleibefreiheit

Ein Auszug aus Eva von Redeckers Buch *Bleibefreiheit*.

124 / Die Freiheit des Myzels

Bleibefreiheit inspiriert Luisa Kleine zu Gedanken über Commoning.

128 / Am Ende des Anfangs

Jahreskreisgeschichte: Walpurgis – auf die Besen!

130 / Heimisch werden in Ruinen

Warum es lohnend ist, Jay Jordan und Isabell Fremeaux zu lesen.

132 / Keine Commoners ohne Rituale

Ein Auszug aus *We Are ›Nature‹ Defending Itself* von Jay Jordan und Isabell Fremeaux, erstmals in deutscher Übersetzung.

140 / Großmutterwissen

Jahreskreisgeschichte: Mai – und immer, wenn's dran ist.

142 / Wir haben keine andere Wahl als den Frieden

Gespräch mit Ditte Marcher über ihre Arbeit in Krisengebieten.

150 / Vom Land leben

Permakultur: Ulrike Meißner erklärt »Market Gardening«.

158 / Das goldene Feld

Jahreskreisgeschichte: Sommersonnwende – Erd feste feiern.

160 / Frisch aufgefädelt

Selbermachen: Ketten aus Kernen.

162 / Wandel ist aus Phantasie gemacht

Liedermacher Max Prosa im Gespräch mit Luisa Kleine.

168 / Hochzeitsflug der Ameisen

Jahreskreisgeschichte: Mitte Juli – Zeit für den ersten Spatenstich.

170 / Der Beutel der Pandora

Zur lebensverändernden Lektüre empfohlen: *Immer nach Hause*.

174 / Zeit im Tal

Ein Auszug aus *Immer nach Hause* von Ursula K. Le Guin. Vom guten Leben, erzählt aus der Vergangenheit der Zukunft.

188 / Es ist genug

Jahreskreisgeschichte: Anfang August – die Kraft der Schnitterin.

190 / Veredelungswerke statt Klärwerke

Bericht über das Eberswalder Sanitärwendeprojekt »zirkulierBAR« von Tabea Heiligenstädt.

200 / Wie sich Transformation gestalten lässt

Was und wie verändern? – Andrea Vetter stellt Ebenen und Strategien gesellschaftlicher Transformation vor.

212 / Schwalbenabschiedsfest

Jahreskreisgeschichte: Anfang September – ein Adieu zum Abflug.

214 / Weben ist ein intensiver Prozess

Friederike Habermann wünscht sich ein Netz für das Lebendige.

216 / Gewebt aus Alternativen

Ashish Kothari berichtet vom ersten Treffen der Vernetzungsinitiative »Global Tapestry of Alternatives« in Kenia.

226 / Dreiklang des guten Lebens

Anders, aber wie? – Matthias Fersterer beschreibt den Dreiklang aus Gemeinschaffen, Subsistenz und gleichwürdigem Miteinander.

234 / Erntedank

Jahreskreisgeschichte: Herbsttagundnachtgleiche – Erde sei Dank!

236 / Durchlässig zuhören

Selbermachen: Tiefes Lauschen schafft Verbindung.

238 / Wir erzählen uns immerzu Geschichten

Der Religionswissenschaftler Kocku von Stuckrad im Gespräch.

246 / Am Anfang des Endes

Jahreskreisgeschichte: 31. Oktober – Halloween.

248 / Beitragende

... vorgestellt von A bis Z.

252 / Quellenverzeichnis

253 / Impressum



Liebe Lesende,

wir hoffen, das Warten hat sich gelohnt – herzlich willkommen zum ersten Oya-Almanach! In diesem Jahrbuch gehen wir der Frage nach, was Menschen in erschütternden Zeiten hoffen lässt. Dabei verschließen wir die Augen nicht vor dem Vielen, das uns verzweifeln¹ lässt – denn Hoffnung ist nicht dasselbe wie Optimismus.² Aktives Hoffen heißt, Gefühle von Verzweiflung, Schmerz und Abwesenheit in dem Wissen zuzulassen, dass sich etwas ereignen kann, wenn die Zeit dafür reif ist; und es heißt auch, in der Zwischenzeit nach besten Kräften das zu tun, was sinnvoll ist, egal wie etwas ausgeht – so verstanden, kann uns das Hoffen ein Wegweiser sein.

Nachdem klar geworden war, dass Oya aufgrund innerer Kapazitäten – vielfältige Sorge- und Subsistenztätigkeiten³ – wie äußerer Umstände – drastisch gestiegene Druck- und Papierpreise – ihre Form würde ändern müssen, fragten wir uns im Redaktionskreis, welche Gestalt und Erscheinungsweise künftig angemessen sein würden. Der folgende Dialog spielte sich so oder so ähnlich bei einer Oya-Redaktionskonferenz vor anderthalb Jahren ab:

- »So können wir nicht weitermachen.«
 - »Welcher Rhythmus würde denn dann unseren derzeitigen Möglichkeiten entsprechen?«
 - »Ein Jahrbuch, eine Jahresgabe.«
 - »Ein Almanach – den kenne ich aus meiner Kindheit!«
 - »Mit kurzen und ausführlichen Texten; dazu Lieder, Gedichte und Geschichten, die durchs Jahr führen ...«
 - »Ein Beutel Gedrucktes!«
- Die Idee des Oya-Almanachs war geboren.

Was ist ein Almanach?

Ein »Almanach« ist ein Jahrbuch. Das arabische Wort bedeutet »Kalender« oder »(Neujahrs-)Geschenk«.⁴ Eine Antwort auf unsere Frage, wie und ob Oya subsistent werden kann, ist: durch Einbettung in die jahreszeitlichen Zyklen. Die Almanachform unterstützt das.

Im »Commons Atelier Silke Helfrich« in Neudenu (siehe links), wo wir ein halbes Jahr darauf als Redaktionskreis tagten, feilten wir weiter an der Idee. Durch den Linoldruck dieses Hauses, der dort im Esszimmer hing, lernten wir die Arbeit von Gina Paysan⁵ kennen, deren eigens angefertigte Schnitte nun auf den folgenden Seiten als künstlerischer roter Faden durch den Jahreskreis führen.

¹ Siehe etwa Caitlyn Eberle u.a., *Interconnected Disaster Risks. Risk Tipping Points* (Bonn, United Nations University, 2023).

² Eine ausführliche Hinführung zum Thema »Hoffen« findet sich auf S. 12.

³ Zur Subsistenz, siehe die Beiträge »Auf den Schultern der Bielefelderinnen sehen wir weiter« auf S. 86 sowie »Dreiklang des guten Lebens« auf S. 226 in diesem Almanach.

⁴ Siehe dazu das Gespräch »Wir erzählen uns immerzu Geschichten« mit Kocku von Stuckrad in diesem Almanach auf S. 238.

⁵ Ein Interview mit Gina Paysan findet sich auf S. 22.

⁶ Hannes Riffel (Hrsg.), *Vor der Revolution. Ein Phantastischer Almanach. Erste Folge* (Wittenberge, Carcosa, 2023).

⁷ Von 2013 bis 2018 jährlich von Harald Welzer u. a. im Verlag S. Fischer herausgegeben.

⁸ Für diesen Hinweis danken wir Oya-Autorin Angela Kuboth.

Dabei streiften wir auch andere Jahrbücher. Mehr noch als zeitgenössische themenzentrierte Almanache – wie der *Phantastische Almanach*⁶ oder der *FuturZwei-Zukunftsalmanach*⁷ – haben uns Beispiele historischer und regionaler Almanache begleitet, darunter der von Wilhelm Hauff zwischen 1826 und 1828 herausgegebene *Märchen-Almanach*,⁸ in dem sich berühmte Kunstmärchen wie »Das kalte Herz« finden; oder *Der Rheinländische Hausfreund*, ein zwischen 1807 und 1834 von dem Schriftsteller Johann Peter Hebel herausgegebener Volkskalender mit berühmt gewordenen Kalendergeschichten wie etwa »Unverhofftes Wiedersehen«. Auch moderne regionale Jahrbücher, die versammeln, was Menschen einer bestimmten Region wissen sollten, um gut durchs folgende Jahr zu kommen, waren in unseren Hinterköpfen.

Eingebettet in Raum und Zeit

Oya steht zwar nicht für eine bestimmte Region im geografischen Sinn, aber für bestimmte Weisen – oder Regionen – des Denkens, Lebens und und Handelns, und diese haben sehr viel mit räumlicher wie zeitlicher Verortung zu tun. Wie sollte es auch möglich sein, das gute Leben im umfassenden Sinn vorauszuleben und vorauszulieben, wenn Menschen nicht an konkrete Orte und in die Tiefe der Zeit eingebettet sind?

Aus der Tiefe der Zeit – nämlich jener der Inkunablen (Wiegedrucke) des 15. Jahrhunderts, als auch die Almanach-Form entstand – stammt übrigens die Praktik, Anmerkungen – sogenannte Marginalien (von *marginalis*, »randständig«) – an die Ränder der Buchseiten zu setzen. Diese Praktik greifen wir hier auf, so dass jene, die weiterführende Informationen suchen, diese finden, und jene, die sie nicht wünschen, diese ignorieren können.⁹

In einer Reihe von Jahreskreisgeschichten, die durch die dreizehn Monde führen, erzählen Mitglieder des Redaktionskreises und weitere Beitragende einige persönliche jahreszeitliche Stationen. Unser Jahr fängt dabei am 1. November an und endet am 31. Oktober. Wir freuen uns darauf, von Ihnen und euch, liebe Lesende, selbst erlebte Jahreskreisgeschichten geschickt zu bekommen!

/

Im vergangenen Jahr ging Oya-Gründerin Lara Mallien (1973–2023) überraschend aus dem Leben. Tief erschüttert durch ihren Tod und inspiriert durch ihr Andenken, beginnen wir diesen Almanach mit einem Gedenkmosaik.¹⁰ Wir bedanken uns für die mitfühlende Anteilnahme aus dem Oya-Kreis.

⁹ Dort erwarten die geeigneten Lesenden unter anderem folgende Abkürzungen: A. d. Ü. – Anmerkung der Übersetzenden; Ebd. – ebenda (in dem in der vorgenannten Quellenangabe genannten Werk); hrsg. v. – herausgegeben von; komm. v. – kommentiert von; S. – Seite.

¹⁰ Siehe S. 24.



SASKIA KAFFENBERGER

Der Redaktionskreis vor dem »Commons Atelier Silke Helfrich« in Neudenu (v. l. n. r.): Marlena Sang, Andrea Vetter, Maria König, Anja Marwege, Tabea Heiligenstädt, Luisa Kleine und Matthias Fersterer.

Wie geht es mit Oya weiter?

Wir danken allen Lesenden: Die allermeisten haben das vergangene Jahr des Wandels wohlwollend begleitet! Knapp 3000 Menschen sind derzeit Teil des Oya-Kreises, darunter rund 300 im Hütekreis, nur etwa 200 Lesende haben gekündigt – sie alle ermöglichen, dass es Oya weiter geben kann! Eine Unterscheidung zwischen Abonnierenden und Hütenden wird es künftig so nicht mehr geben: Alle, die Oya erhalten wollen, können dies ab jetzt – analog zur solidarischen Landwirtschaft – in Form eines Jahresbeitrags tun. Zudem sind wir seit dem 1. Januar 2024 gemeinnützig.

Nun wünschen wir eine anregende Lektüre! Wir lesen uns zum nächsten Commoniebrief sowie zum zweiten Oya-Almanach wieder.¹¹
Der Redaktionskreis

¹¹ Wie das weitere Oya-Jahr 2024 aussehen könnte, ist im Jahreskreis auf der hinteren Umschlagklappe skizziert.



Was gibt's denn da zu hoffen?

Zum Auftakt erzählen wir, warum dieser erste Oya-Almanach unter dem Vorzeichen des Hoffens steht und was wir damit verbinden. Ein Beutel voller Zugänge und Hinführungen.

Hoffnung ist das Gegenteil von Optimismus: kein Warten auf bessere Zeiten, sondern die Gewissheit, dass etwas – wenn auch noch unsichtbar und ungewiss – bereits samenhaft da und sinnhaft ist. Was lässt Menschen in scheinbar hoffnungslosen Zeiten hoffen? Wie gelingt es, aus einer fragenden Haltung heraus in Antworten hineinzuleben? Wie können wir Widerstand gegen Weltzerstörung leisten, zugleich das gute Leben für alle klingen lassen – und davon Geschichten erzählen? Der erste Oya-Almanach lädt dazu ein, im Lauf des Jahreskreises die Vielfalt des Hoffens zu erkunden.

Samenkorn sein

Hoffen? – Seid ihr noch bei Trost, in diesen Zeiten ein Buch über Hoffnung herauszugeben? – Nein, sind wir nicht. Wir sind verzweifelt, verzagt, erschrocken und ratlos. Während wir versuchen, vom guten Leben zu schreiben, werden immer noch mehr Gewerbeflächen ausgewiesen, Autobahnen gebaut¹, Abholzungen genehmigt, Ausweisungen vorangetrieben, Kontrollen durchgesetzt, Biotope vernichtet, Menschen an den EU-Außengrenzen zurückgestoßen, wird immer mehr vom Immergleichen gepredigt. Es ist so unendlich mühsam, Tag für Tag – den Einhegungen und Ausbeutungen,² den Anforderungen von Bürokratie und Markt zum Trotz – unbeirrt das Gemeinschaffen³ zu versuchen. Und je weiter ich mich durch diesen gemeinschaftenden Alltag von den vorgetrampelten Pfaden entferne,⁴ desto schmerzlicher wird mir bewusst, dass die Entfernung

¹ Siehe den Beitrag

»Zwischen Hafen, Autobahn und Kraftwerk: (k)ein Dorf«, S. 71 in diesem Almanach.

² »Landraub, Rentiere und heilige Berge«, S. 64.

³ »Die Freiheit des Myzels«, S. 124.

⁴ »Keine Commoners ohne Rituale«, S. 132.

zwischen dem, was überhaupt möglich ist – indem wir die vorgefun-
denen Strukturen ausreizen und umdeuten –, und dem, was ein gutes
Leben im umfassenden Sinn ausmacht, nicht kleiner wird. Vielleicht
ist es genau dieser Schmerz über das Unmögliche, der dabei helfen
kann, die Perspektive zu weiten und nicht in falschen Optimismus zu
verfallen.

Oya-Rätin Friederike Habermann hat uns dazu einige Gedanken
geschenkt, indem sie uns während der Produktion dieses Almanachs
auf die neuesten Veröffentlichungen der zapatistischen Aufständi-
schen aus dem lakandonischen Dschungel im mexikanischen
Chiapas hingewiesen hat.⁵ Dort schrieb Subcomandante Insurgente
Moisés: »Ich möchte sagen: Nicht nur sehen wir den Sturm, und die
Zerstörung, den Tod und Schmerz, den er mit sich mitbringt. Wir
sehen auch, was daraus folgt. Wir möchten das Saatkorn eines kom-
menden Wurzelwerks sein, welches wir nicht sehen werden – und das
später wiederum die Grasdecke sein wird, welche wir ebenso nicht
sehen werden.«⁶ Moisés macht deutlich, dass wir der Welt, die nach
uns kommt, keine Ideologie und keine Lehren mitgeben sollten, son-
dern das Leben selbst. Diese kommende wird eine Welt sein, in der
Vielfalt gefeiert wird und Geschichten erzählt werden: »Eine Welt,
in der die Geschichten, die erzählt werden – sei es unter Vertrauten, in
den Künsten oder Kultur(en) – wie die Geschichten⁷ sein werden, die
uns unsere Großväter und Großmütter erzählten: Geschichten, die
nicht aufzeigen oder lehren, wer gewonnen hat – weil niemand
gewonnen und folglich auch niemand verloren hat.«

Das leuchtet mir ein. In genau diesem Sinn ist es uns aufgege-
ben, weiterzumachen, um Samenkorn zu sein. Davon erzählt dieser
Almanach des Hoffens – von Erlebnissen im Jahreskreis, die so wie
die Geschichten unserer Großeltern⁸ und manchmal auch wie jene
unserer Ur-ur-ur-ur-Großeltern sind, weil Menschen aus dem Zent-
rum der globalen Macht schon so lange in die dualistische Geschichte
von eindeutig bestimmbar Gut und Böse eingesponnen sind, dass
sie – also: wir – manchmal weit zurück oder weit in die Zukunft (wer
mag schon sagen, ob das nicht ein und dasselbe ist?)⁹ gehen müssen,
um die Geschichten der Schwalben¹⁰, des Erntens¹¹ oder des Sommer-
zwergleins¹² zu finden. *Andrea Vetter*

⁵ »Weben ist ein intensiver
Prozess«, S. 214.

⁶ Zitate aus: Subcomandante
Insurgente Moisés, »Zwölfter
Teil, Fragmente«, April 2023. Die
Comunicados der zapatistischen
Bewegung lassen sich in deut-
scher Übersetzung hier nach-
lesen: ya-basta-netz.org

⁷ »Wie sich Transformation
gestalten lässt«, S. 200.

⁸ »Großmutterwissen«, S. 140.

⁹ »Zeit im Tal«, S. 174.

¹⁰ »Schwalbenabschiedsfest«,
S. 212.

¹¹ »Erntedank«, S. 234.

¹² »Hinterm Berg, drunt am
See«, S. 84.

Hoffen ist gefährlich

Die Sachbuchautorin Rebecca Solnit hat immer wieder darüber geschrieben, dass in katastrophischen Situationen – wie dem Hurrikan Katrina in New Orleans 2005 – sich nicht etwa das Schlimmste, sondern das Beste in den Menschen zeige: Sie helfen einander, sie kooperieren. In ihrem langen Essay über die Hoffnung¹³ schrieb sie: »Hoffen ist ein Glücksspiel. Es heißt, auf die Zukunft zu setzen, auf dein Begehren, auf die Möglichkeit, dass ein offenes Herz und Ungewissheit besser sind als Trübsal und Sicherheit. Hoffen ist gefährlich, und doch ist es das Gegenteil des Bangens. Die Hoffnung ist eine Axt, mit der du im Notfall eine Tür einschlägst; die Hoffnung schubst dich durch den Notausgang, die Hoffnung mobilisiert all dein Kräfte, um die Zukunft von endlosem Krieg, von der Vernutzung der Schätze unserer Erde und von der Ausbeutung der Armen und Ausgegrenzten wegzulenken. Hoffen heißt schlicht, dass eine andere Welt möglich sein könnte, dafür gibt es jedoch kein Versprechen, keine Garantie. Das Hoffen ruft uns zum Handeln auf; wir können überhaupt nicht handeln, ohne zu hoffen.«

¹³ Rebecca Solnit, *Hope in the Dark. Untold Histories, Wild Possibilities* (Chicago, Haymarket, 2016), S. 4; deutsch von Matthias Fersterer.

Lernen aus dem Scheitern

Mit einem Blick aufs Gelingende in die Zukunft zu schauen, ist für mich das, was ich brauche, um Kraft zu haben. »Die Hoffnung stirbt zuletzt«, sagt ein Sprichwort. Jene Bilder, die ich mir in meinem Kopf ausmalen kann, werden wahrscheinlicher eintreten – zumindest innerhalb meines Wirkbereichs. Aus der medizinischen Forschung ist neben dem positiven »Placebo«-Effekt – der besagt, dass es Menschen nach der Gabe eines wirkstofffreien Medikaments dennoch besser geht, schlichtweg, weil sie an eine Wirkung glauben – auch der negative »Nocebo«-Effekt bekannt: Menschen können von etwas krank werden, einfach weil sie daran glauben, dass es diese Wirkung habe. Dieser Nocebo-Effekt beeinflusst auch unser Zusammenleben: Durch die vielen schlechten Nachrichten in den Medien wird eine Erwartung genährt, dass das Schlimmste eintreten werde – was wiederum das Eintreten des Schlimmen wahrscheinlicher macht. Würden stattdessen viel mehr inspirierende Bilder öffentlich diskutiert, könnten sich gelingende Lösungen rasend schnell ausbreiten.¹⁴

¹⁴ »Geweht aus Alternativen«, S. 216.

Sich für die Kraft inspirierender Bilder zu öffnen, bedeutet gerade nicht, die Augen vor der Gegenwart zu verschließen: Der Klimawandel ist bereits da, und es sterben bereits jetzt Menschen, ganze Tier- und

Pflanzenarten und lebendige Orte. Im Gegenteil, das Gelingende zu sehen kann es manchmal erst möglich machen, sich die Wirklichkeit des Gegenwärtigen ungeschminkt anzusehen, weil es erlaubt, Schmerz zu fühlen und Veränderung denkbar werden zu lassen, ohne in Ohnmacht und Verzweiflung zu versinken.¹⁵

¹⁵ »Winteratem mit Krähenschwarm«, S. 48.

Immer wieder begegnen mir ältere Menschen, die in der Folge der 1968er Bewegung vieles bewegt, aber heute das Gefühl haben, kaum etwas habe sich verändert oder Gutes werde heute wieder rückgängig gemacht. Das mag stimmen – und dennoch darf diese Enttäuschung nicht das Bestreben der Jüngeren, die heute versuchen, die herrschenden Verhältnisse zu verändern, blockieren, mit Sätzen wie: »Mach dir keine Hoffnungen!« Ich möchte aus dem Scheitern jener, die vor mir wirkten, lernen, um weiter mit hoffendem Blick durch die Welt gehen zu können. Dazu braucht es Orte wie Oya, an denen sich heute aus der Geschichte lernen lässt.¹⁶

¹⁶ Auf den Schultern der Bielefelderinnen sehen wir weiter«, S. 86.

Was mir zudem Hoffnung gibt, sind Menschen, die dort, wo sie das Leben hingestellt hat, Widerstand leisten und zugleich Neues vorausleben – so wie Ariane Krause, die sich für eine Sanitärwende einsetzt, die ihre Energie auf die Kooperationsbereiten lenkt und so für Menschen an vielen Orten Türen öffnet, um Komposttoiletten zu etwas Alltäglichem zu machen.¹⁷ Oder Menschen wie Torsten und andere Imkernde,¹⁸ die ganz praktisch zum Erhalt fruchtbarer Landschaften beitragen, indem sie Kenntnisse und Fähigkeiten entwickeln, hüten und weitergeben, die uns unabhängiger von der Megamaschine machen. Außerdem schöpfe ich immer wieder Hoffnung aus der (noch) relativ lebendigen Landschaft um mich herum, die mich jeden Tag aufs Neue mit ihrer Großzügigkeit begrüßt. Mich so genährt zu fühlen, hilft mir, hoffnungsvoll zu bleiben.

¹⁷ »Veredelungswerke statt Klärwerke«, S. 190.

¹⁸ »Bienenstaat«, S. 108.

Tabea Heiligenstadt

Hoffnung ist das Gegenteil von Optimismus

Die Philosophin Corine Pelluchon schreibt über Hoffnung angesichts der Klimakrise. Auch persönlich hat sie Täler von Depression und Dunkelheit durchschritten und so erkannt: »Hoffnung ist das Gegenteil von Optimismus. Letzterer resultiert oft aus mangelnder Ehrlichkeit und fehlendem Mut – er ist eine Form der Verleugnung, die den Ernst der Lage verschleiert oder glauben macht, man habe die Lösung für alle Probleme. Es gibt keine Hoffnung ohne die vorherige Erfahrung eines kompletten Horizontverlusts.«¹⁹

¹⁹ »Hoffnung am Horizont«, S. 100

Ein Stein, der im Wasser in die Tiefe sinkt

Es fällt mir nicht leicht, etwas zum Hoffen zu schreiben. Ich setze an und halte inne. Worte liegen mir auf der Zunge, und doch bleibe ich still. Das Wort »hoffen« will sich nicht so recht zu meinem gegenwärtigen Sprachgebrauch gesellen, und doch weiß ich, dass die Qualität, die darin schwingt, ein essenzieller Teil meines Lebens ist. Vielleicht liegt es daran, dass ich mit »hoffen« spontan Leichtigkeit und Zuversicht verbinde – während das, was ich dazu in mir finde, sich gerade schwer und schweigsam anfühlt; gäbe ich »meinem« Hoffen ein Bild, dann wäre es ein Stein, der im Wasser in die Tiefe sinkt.

Als junge Erwachsene hatte ich den Mut gefasst, mein Leben nach meinen Idealen zu gestalten. Ich hoffte auf eine irgendwie gemeinschaftlichere und erdbewusstere Zukunft, die ich – voller Tatendrang und Selbstbewusstsein – mitgestalten wollte. Die Fehler der Gesellschaft, in der ich lebte, hatte ich unzählige Male mit Freunden eruiert, die Lösungsideen waren schon in Büchern und Zeitschriften niedergeschrieben – jetzt mussten sie nur noch umgesetzt werden!

Einige Jahre, Enttäuschungen, Erfahrungen des Scheiterns und Reflexionen später ist mir diese zuversichtliche Aufbruchsstimmung abhandengekommen – erst recht im Angesicht der sich verschärfenden Klimakrise und immer neuer Kriege in der Welt. Aber das, was ich die »Qualität des Hoffens« nennen würde, ist noch da, vielleicht sogar auf eine geerdete Weise als früher. Ich denke nicht, dass wir »das Ruder noch mal rumreißen« werden – und doch übe ich mich jeden Tag darin, Dinge mit größtmöglicher Sorgfalt zu tun und mich auf eine Weise um die Leute, Projekte und Plätze, die mir wichtig sind, zu kümmern, so dass es diesem guten Leben, das ich mir wünsche, entspricht.²⁰ Dabei wird das Bild dieses guten Lebens mit jeder Erfahrung feiner, und praktische Handlungsfragen²¹ rücken in den Vordergrund.

Heute inspirieren mich Menschen wie die Körper- und Traumatherapeutin Ditte Marcher.²² Seit Jahrzehnten hilft sie Menschen in Kriegs- und Krisengebieten und verbindet die Traumaarbeit nicht nur damit, einen Status quo »von vor der Katastrophe« wiederherzustellen, sondern Menschen zu befähigen, gerade in und aus der Krisenzeit in ein selbstbestimmtes und solidarisches Miteinander hineinzufinden. Dass sie diese Arbeit voller Energie und Lebensfreude angeht, hat mich tief beeindruckt. *Maria König*

²⁰ »Bleibefreiheit«, S. 112.

²¹ »Die fürsorgende Zwiebel«, S. 105.

²² »Wir haben keine andere Wahl als den Frieden«, S. 142.

In die Antworten hineinleben

Ein Sprichwort sagt, »Hoffen und Harren macht manche zum Narren«, und doch hat Hoffen auch und gerade mit Geduld und manchmal mit Ausharren zu tun. So schrieb der Dichter Rainer Maria Rilke vor 120 Jahren in einem Brief an einen jungen Dichter: »[I]ch möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, [...] Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. [...] Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.«²³

²³ Aus dem Brief vom 16. Juli 1903 an Franz Xaver Kappus. Alle Briefe sind zugänglich bei rilke.de

Hoffen ist wie eine Knospe

Einmal lief ich im Hochsommer durch eine wilde Wiese. Alles zirpte und summte um mich herum und auch ich zirpte und summte innerlich, so froh war ich, da zu sein. Ich schaute mir alles genau an: die Halme und Blüten, die Summenden und Brummenden, die welken Blätter und die weiche Rinde. Alles war so voller Lust und Lebendigkeit, dass es mir beinahe verboten erschien! Die Pollen und Blüten platzten nur so vor Leben, und auch im Verdorrenden, Verrottenden, Fauligen konnte ich noch die Lust, die das Leben in seinen Kreisen hält, spüren.²⁴

²⁴ »Esst mich«, S. 42.

Immer mehr tauchte ich in diese Wiese ein und versuchte, mich in die Wesen, die mir dort begegneten, hineinzusetzen. Dort, zwischen Halmen und Käfern liegend, konnte ich mir vorstellen, sie alle zu sein. Manchmal musste ich laut auflachen, so lustig kamen mir ihre Perspektiven vor, und, ja, mir begegneten auch Schmerz und Trauer. Aber alles war durchtränkt von einem saftigen, fließenden »Ja« zum Werden.

Seit diesem Tag auf der Wiese gab es noch manchmal solche Momente, in denen ich mich im Vorübergehen in einen Baum, einen Vogel oder einen verrottenden Apfel hineinversetzte. Das sind schöne Begegnungen, die mir Frieden schenken. Sie lassen mich wahrnehmen, dass ich nicht allein bin mit den Menschen auf der Welt, sondern dass noch viele Andere da sind, die mich begleiten.

Die gleiche Lust, zu werden und zu vergehen, kann ich auch in mir selbst spüren, wenn ich die Kleider der aus früheren Zeiten

ererbten Taubheit für einige Momente abstreifen kann. Ich weiß, dass ich mit eben dieser Lebenslust gemeint bin – und dass das etwas ganz anderes ist, als vergnügt zu sein. Diese Lust heißt, zu trauern, zu beben, zu lieben, auszulöschen, mich hinzugeben und ganz still da zu sein. Mich an dieses Gemeintsein zu erinnern, gibt mir keine Gewissheit, dass alles gut wird – aber es gibt mir Orientierung, denn wenn ich mich damit verbinde, ist mir oft ganz schnell klar, was zu tun ist.²⁵ Es zeichnet mir einen Weg durch das Dickicht unserer wirren Zeit, den ich immer wieder suche.

²⁵ »Am Ende des Anfangs«, S. 128.

Hoffen hat etwas Geheimnisvolles. Es ist wie eine Knospe – so prall gefüllt mit Leben und Kraft, kurz davor, aufzuplatzen und ihre Farben in die Welt zu schütten! Niemand weiß, wann eine Knospe aufbricht. Niemand weiß, was darin wartet.²⁶ Luisa Kleine

²⁶ Siehe »Wortschatz«, Begriff »hoffen«, oya-online.de/wortschatz

Ins Hoffen hineingehen

Bei der Arbeit an diesem Almanach haben wir uns auch mit früheren Almanachen befasst – etwa mit dem 1912 von den Malern Wassily Kandinsky und Franz Marc erstmals herausgegebenen Almanach *Der blaue Reiter*. Ein »blauer Reiter« findet sich auch hier,²⁷ und auch wir leben heute in Zeiten wegbrechender Gewissheiten und tiefgreifender Veränderungen. Ein Sinnspruch des Malers Paul Klee – Weggefährte der beiden genannten Künstler –, den uns Oya-Rätin Hildegard Kurt²⁸ einmal geschenkt hat, begleitet mich fortwährend bei der Arbeit an Oya: Wer Neues in die Welt bringen wolle, solle sich nicht durch die »Form-Enden« bannen lassen, sondern sich stattdessen den »formenden Kräften« anvertrauen. Der Weg ist das Ziel, und wir schaffen den Weg, indem wir ihn gehen. Hier enden die Parallelen zur klassischen Moderne. Denn diesen Weg müssen wir hier und heute selbst gehen und er führt uns in pfadloses Land. Orientierung kann uns dabei unser Hoffen geben – jedoch nicht auf dieselbe Art wie eine genordete Landkarte, ein Kompass oder ein anderes Werkzeug imperialer Weltbeherrschung. Vielmehr ergibt sich diese Orientierung aus der Erkenntnis, dass etwas bereits da ist und Sinn ergibt²⁹ – auch wenn die äußeren Umstände anderes vermuten lassen und unser Blick durch die normative Kraft des Faktischen getrübt sein mag. Es ist eine Orientierung, die sich von diesem Etwas leiten und es uns vorausleben und vorauslieben lässt. Dieses Etwas ist für mich die Antwort, in die ich hineinlebe, der Horizont, auf den ich zugehe: das gute Leben im umfassenden Sinn.³⁰ Matthias Fersterer

²⁷ S. 12.

²⁸ »Das goldene Feld«, S. 158.

²⁹ »Der rote Faden der Verletzlichkeit«, S. 98.

³⁰ »Dreiklang des guten Lebens«, S. 226.

Hoffnung

von Emily Dickinson

*Hoffnung ist das Gefiederte
das da hockt im Seelenhort
und die Weise wortlos singt,
ohne Ende, immerfort,*

*Und lieblich tönt in harscher Nacht;
und stürmisch muss die Böe sein,
die das Vöglein taumeln macht,
das selbst so Viele wärmte.*

*Ich hörte es bei Eiseskälte
und ungestümem Wellengang;
doch nie, auch nicht in größter Not,
bat's mich um eine Krume Brot.*

»Hope« is the thing with feathers -
That perches in the soul -
And sings the tune without the words -
And never stops - at all -
And sweetest - in the Gale - is heard -
And sore must be the storm -
That could abash the little Bird
That kept so many warm -
I've heard it in the chilliest land -
And on the strangest Sea -
Yet - never - in Extremity,
It asked a crumb - of me.
(Emily Dickinson, »Hope«, 1862,
deutsch von Matthias Fersterer)



Ahnen ahnen

Inzwischen sind mir meine Empfindungen begreiflicher als noch in jüngeren Jahren. Damals schien die Stimmung, die ich zu meinem Geburtstag erfass(t)e – sie erfasst(e) nicht unbedingt mich –, merkwürdig ernsthaft und doch nicht schwer. Es ist wohl die Qualität der Zeit, die da waltet. Mein Geburtstag ist der 1. November. In unseren Kalendern »Allerheiligen« genannt, wurde Samhain im Keltischen als Ende der Erntezeit, Winterbeginn und zugleich Jahreswechsel gefeiert. An diesem Tag, der wie viele Jahreskreisfeste schon am Vorabend beginnt, wird der Endlichkeit des Lebens und der Verstorbenen gedacht. Es heißt, der Schleier zur Anderswelt sei dann besonders dünn und der Kontakt dorthin einfacher möglich.

Ich freue mich über den Anlass, diejenigen, die vor mir kamen, wertzuschätzen und das, was sie dazu beigetragen haben, dass ich da bin – und im Leben stehe, wo ich stehe –, wenngleich ich sie nicht alle persönlich kannte oder Beziehungen manchmal herausfordernd waren. Seit wenigen Jahren »nutze« ich diese Qualität und stehe vor der Morgendämmerung auf. Ich ziehe mich an, gehe mit einem Krug in der Hand achtsam zu einer speziellen Stelle an einem nahegelegenen Tümpel und schöpfe Wasser. Das Licht kommt langsam und begleitet mich.

Der Frieden der Morgenstunden befördert mein Gewahrwerden der Verbundenheit mit allem – mein eigenes Natursein. Ich fühle mich genährt.

Offenen Blickes und Herzens wandere ich mit dem gesammelten Wasser unter Bäumen, über Wege zu einem Apfelbaum, den ich anlässlich des Todes meines Vaters pflanzte. Ich setze mich dort auf einen Baumstumpf, entzünde eine Kerze und gieße den Baum mit dem geschöpften Nass.

Manchmal »sprach« unterwegs Fassbares zu mir, das ich mitnahm und nun unter dem Baum platziere.

Innehalten. Würdigen. Fragen. Lauschen. Trauern. Bitten.

Nach einer stimmigen Weile verlasse ich dankbar den Ort. Bedächtig an See- und Ackerkante vorbei gelange ich zu einem zweiten Baum, einer Pflaume, gepflanzt für meine Großmutter. Hier lasse ich mich ebenfalls nieder.

Gedenken. Empfinden. Klären. Singen. Schmunzeln. Sein.

Mitunter kam bereits auf den Wegen zu den Plätzen Unfassbares in Form von Ahnungen oder plötzlicher Gewissheiten zu mir. Ich spüre Freude über einen Prozess von Loslassen und Neubeginn: Das gilt für die Pflanzen-Natur ebenso wie für uns, denke ich, als ich zurückkehre. Dieser Morgenbogen ist so erfüllend, dass der weitere Tag sich entfalten kann, wie er mag, die Qualität bleibt erhalten.

Schön ist zudem, dass sich dieses Ritual für mich stimmig als Komplementär zu einem Osterbrauch in unserer Gemeinschaft fügt, bei dem Geburtsbäume eine Rolle spielen (siehe Seite 96). *Marlena Sang*



Andenken als Ansporn

Gedenkmosaik für Lara Mallien (1973–2023)

Oya-Gründerin Lara Mallien ist am 28. April 2023, vier Wochen vor ihrem fünfzigsten Geburtstag, nach kurzer schwerer Krankheit aus dem Leben gegangen. Sie litt an der wenig erforschten neuro-immunologischen Multisystemerkrankung ME/CFS mit PEM, die sich innerhalb weniger Monate in immer rascherem Tempo bis zum äußersten Schweregrad verschlimmert hatte. Lara hinterlässt einen kleinen Sohn, eine Familie, eine dreißigköpfige Gemeinschaft sowie ein weiter gewebtes Netzwerk aus Menschen und Projekten. Auch bei Oya klafft durch ihren Tod eine schmerzliche Lücke.

Dieser Schmerz birgt den Auftrag und Ansporn für alle, die durch Laras Tun inspiriert sind, fortan selbst die Wandelimpulse zu initiieren, die sie in der Welt sehen möchten. Auf den folgenden Seiten würdigen Menschen, die Lara auch durch Oya verbunden waren, ihr vielfältiges Wirken.

Gemeinsam fließen

»Ich wusste einfach, wenn wir zusammenarbeiten, dann wird es fließen«, sagte mir Lara einmal, als ich mich bei ihr für die Zusammenarbeit an Oya bedankte und ihr sagte, wie gern ich gemeinsam mit ihr wirke. Und es floss. In mir hinterlässt es eine schmerzliche Lücke, die nichts und niemand füllen kann, dass nun so viel Fließen nie wieder in der gewohnten Art zwischen uns stattfinden kann. Du fehlst, Lara, und es fehlt gerade in diesen Zeiten deine unerschrockene Klarheit und erdverbundene Weitsicht.

Andrea Vetter



Vom Wind

In den Tagen nach Laras Tod lernte ich vom Wind. Während ich mich mein Leben lang gegen ihn gesträubt hatte, ließ ich plötzlich zu, dass er meine Haare strubbelig machte und durch mich strömte. Ich dachte an die Segel der »Stine«, wie er sie straffte und wieder flattern ließ und wie Lara mich mit auf ihr Schiff genommen hatte, um den alten Lack abzuschmirgeln. Ich fragte mich, ob Lara nun weiterhin mit dem Wind zöge, auch ohne physischen Körper? Zwölf Jahre ist es nun her, dass sie mich zum ersten Mal eingeladen hatte, für Oya zu schreiben. Daraufhin reiste ich an Orte, von denen ich nicht geahnt hatte, dass es sie gibt. Ihre tiefen Fragen und Gedanken zu meinen Textentwürfen waren ein Geschenk. Ich staunte und lernte von ihr, die Geschichte der Orte zu finden und von den Lebensweisen der Leute, von Gemeinschaft, Natursein und Verbundenheit am jeweiligen Ort zu erzählen. An einem solchen Ort, dem Kaninchenstall in Klein Jasedow, sagte Lara einmal, während wir dort nach dem Rechten sahen, fast nebenbei einen Satz, der mich bis heute tief bewegt: »Ich habe vor nichts und niemandem Angst.« Immer wieder schaue ich dankbar in den Himmel und lausche der Stimme des Winds. Das Geschichtenfinden liegt nun in unseren Händen.

Anja Marwege

Zum Abschied

Liebste Freundin, ich denke oft an dich und schaue mir immer wieder das Foto an, das du mir drei Monate vor deinem Sprung in die andere Welt geschickt hast. Du bist so schön, du schaust mit deinen blaugrauen Augen in die Ferne. Es ist Sommer, die Sonne hat deine Haut leicht gebräunt und das blassblaue Top spiegelt die Farbe deiner Augen ebenso wie die dunkelblauen Edelsteine in der filigranen goldenen Halskette. Du sitzt auf goldenem Ackerboden und stützt dich leicht mit den Händen nach hinten ab. Auf deinem Schoß sitzt Veit, dein geliebter Sohn, nackt und ein wenig pummelig, ein kleiner Junge, der noch ein wenig an das Baby erinnert, das er einmal war. Er schaut mit den gleichen blauen Augen in dieselbe Richtung wie du, leicht an der Kamera vorbei, sein Blick ist ernst und gleichzeitig weich, er wirkt wie ein kleiner blonder Engel.

Ist es mein Wissen, dass das euer letzter gemeinsamer Sommer war, das mich die Melancholie in euren Augen sehen lässt? Ist es meine eigene Traurigkeit, die sich in euren Augen widerspiegelt?

Ich vermisse dich so sehr, liebe Lara!
Farah Lenser

Das Naheliegende tun

Ich habe mit Lara knapp sechs Jahre in der Klein Jasedower Gemeinschaft zusammengelebt. Von ihr habe ich gelernt, im Angesicht der Komplexität und Widersprüchlichkeit der Welt das »Naheliegende« zu tun. Wir konnten eine Weile über Theorien des »guten Lebens für alle« sprechen – aber dann machten wir Sauerkraut. Verbunden hat uns unter anderem die Freude an subsistenten Tätigkeiten. Meine dritte Tochter und ihr Sohn sind ungefähr im gleichen Alter, und einige Monate lang widmeten wir – Kinder hütend – die Montagvormittage Dingen, die es rund um Haus und Hof zu tun gibt: Jäten, Aussäen, Ernten, Kräuter sammeln, Erdmieten bauen, Äpfel einlagern, Apfelsaft pressen, Tiere versorgen, Holunderblüten sammeln, Sirup kochen, Gemüse einwecken ...

Ein Vorhaben von uns war, in absehbarer Zeit, wenn die Kinder etwas größer sein würden, gemeinsam ein paar Milchschafe zu halten und uns in teilweiser Selbstversorgung mit Milch und Joghurt zu üben. Wenn ich heute bei unserer kleinen Schafherde bin und über die hügelige Landschaft schaue, ist Lara mir ganz nah.

An Lara habe ich die Fähigkeit bewundert, im Zusammensein mit jungen und ganz jungen Menschen in ein zeitloses Sein

einzutauchen, sich über lange Strecken ganz dem Flow hinzugeben. Oft hütete sie einige unserer Kinder und war dabei voller Hingabe, die Gleichwürdigkeit junger Menschen stand für sie außer Frage. Als ich ihr beim Gemüseeinlagern davon erzählte, dass ich noch ein Baby erwarte, war sie voller Zuspruch und Freude über ein weiteres Kind in unserem Dorf und bestärkte mich darin, dass wir das gemeinsam gut schaffen würden.

Ich vermisse sie bei unseren Jahreskreisfesten wie dem Osterwassergang, Mittsommer, Erntedank, Sankt Martin, die ihr so sehr am Herzen lagen. Sie konnte alte und neu geschöpfte Rituale undogmatisch, aber dennoch konsequent pflegen und hüten.

Zu dieser Jahreszeit wären wir gemeinsam in den Wald zum Pilzesammeln gefahren – das liegt nahe, denn in diesem Herbst gibt es Maronen in Hülle und Fülle.

Lara fehlt.

Juliane Zeiger

Quelle der Inspiration

Die Nachricht von Laras Tod hat mich überwältigt und mir nochmal bewusst gemacht, wie viel ich ihr zu verdanken habe. Vor genau neun Jahren habe ich mich auf den Weg gemacht, um Orte zu besuchen, an denen Menschen gemeinschaftlich leben, ohne sich abzukapseln, sondern aus dem Wissen um den größeren Kontext und die vielfältigen multiplen Krisen unserer Zeit versuchen, in ihrem Alltag auf »das gute Leben« zu verweisen.

In Klein Jasedow lernte ich Lara, damals 42 Jahre alt, kennen. Sie wirkte erfahren, erwachsen, nachdenklich und – durch ihre Energie, Neugier und Lebensfreude – doch wie gleichaltrig. Ich war 20 Jahre alt und hatte bislang noch nie bewusst eine erwachsene Person getroffen, die keinen klassischen institutionellen Bildungsweg gegangen ist und dennoch (oder gerade deshalb) eine kluge Unternehmerin, Journalistin,

Organisatorin von Zirkuscamps, Gärtnerin, Tänzerin und vieles mehr war. Aus einem bürgerlichen Umfeld kommend, bedeutete für mich alles, was nicht mit Institutionen zu tun hatte, gescheitert zu sein, nicht gescheitert zu werden. Lara war für mich eine Quelle der Inspiration. Ich habe sie als weltoffene, klarsichtige, erfolgreiche Frau wahrgenommen, die Fürsorge für eine große (Wahl-)Familie und für den Boden unter ihren Füßen, den »Adele-Acker«, aufbrachte.

Damals fing ich an, mich in die Pflege meiner Großeltern einzubringen, und entschied mich bewusst dafür, in der Nähe meiner Familie zu bleiben und dort einen Ort aufzubauen oder zu finden, an dem ähnliche Werte wie in Klein Jasedow gelebt würden. So zog ich vor Kurzem nach Ostbrandenburg, unweit vom Haus des Wandels. Inzwischen lebe ich mit kleinen und großen Menschen zwischen Äpfel- und Kirschbäumen. Wir hüten einen Acker, und ich kann durch die Nähe zu Berlin meiner journalistischen Tätigkeit nachgehen und zugleich meine Familie unterstützen. Auch wenn mein Alltag zwischen digitaler Arbeit, Fürsorge für Menschen und Selbstversorgung/Selbstverwaltung mit viel Arbeit verbunden ist, fühle ich mich am richtigen Ort, langsam angekommen und nah dran am Wesentlichen. Ich weiß nicht, ob ich ohne Lara hier wäre. Dafür bin ich unendlich dankbar!

Kristin Langer

Die Kunst des Augenblicks

»Die Zeit ist für mich wie eine eingerollte Schlange«, sagte Lara einmal bei einem Redaktionstreffen, in der ihr eigenen Art im Schneidersitz auf dem Boden hockend. Sie spielte damit auf ihr Unvermögen an, stets systematisch und fristgerecht durch die chronologische Zeit zu navigieren. Mich berührt dieses Bild, denn es passt zu dem Zauber, den Lara stattdessen wirken konnte wie niemand sonst, den ich kenne: Ob in der hitzigen Phase, wenn ein Drucktermin nahte, die zusammengetragenen Texte aber keiner fertigen Gestalt, sondern noch einem Knäuel aus Erzählsträngen glichen; oder beim Finden der Geschichte für eine Aufführung des Kinderzirkuscamps zwischen wirbelnden Kindern, sprudelnden Ideen und sommerlichem Trubel auf der Klein Jasedower Campwiese – immer fand Lara im richtigen Moment die entscheidenden Worte, um die Vielzahl an Impulsen achtsam aufzunehmen und aus dem Wirrwarr an Äußerungen ein Gewebe mit Tiefe und Sinn entstehen zu lassen. Mit dieser Kunstfertigkeit ist sie mir Inspiration und Vorbild.

Daneben erinnere ich mich gern und mit viel Dankbarkeit an die ruhigen, gefühlt zeitlosen Momente beim gemeinsamen Jäten und Pflanzen im Garten der Lebensgemeinschaft Klein Jasedow. Wir redeten nicht über »Gott und die Welt«, sondern sprachen über gelebte Spiritualität, die ohne das Wort »spirituell« auskommt, über Liebe, die ohne großes Spektakel aus tiefster Verbundenheit entstehen kann, über Elternschaft für menschliche und nicht-menschliche Kinder und über die alte, frühere Nachbarin – und Namensgeberin des Gartens – Adele und ihre innige, manchmal kuriose Beziehung zum Kartoffelacker.

Maria König

Leben fließen lassen

So vieles hat mir Lara beigebracht, ohne je viel zu erklären. Natürlich lernte ich so Manches von ihr über das Denken und Schreiben für Oya. Wesentlicher als das war für mich aber ihre Art, im Leben zu stehen. Diese hat mich tief beeindruckt. Beheimatet in Klein Jasedow, verbunden mit der Tiefe der Zeit, dem Gartenzyklus und dem Gemeinschaftsleben, war sie zugleich so weit und klar in ihrer Vision, wie gutes Leben sein kann. Durch ihr Sein zeigte sie mir, wie weit es sich aus den gegenwärtigen Strukturen und Zwängen heraus zu einer Vision hin strecken lässt, ohne hier und jetzt den Halt zu verlieren. Heute tue ich viele Dinge, inspiriert durch sie – ich empfangen Gäste, diskutiere, ernte Spinat, schreibe Texte, koche Bohnen, verweben verschiedenste Fäden zu kunstvollem Alltag. Es hätte noch viel zu lernen und gemeinsam zu bewirken gegeben. Auch wenn wir dies im irdischen Sinn nun nicht mehr miteinander tun können, bin ich froh, in meinem Alltag Lara wiederzufinden, Gelerntes weiterzugeben, Leben weiter fließen zu lassen.

Luisa Kleine

Frau Holle und der Holunder

Mit Frau Holle ist es komisch. Sie ist die Hüterin des Totenreichs, gleichzeitig bringt sie das Leben. Um zu ihr zu gelangen, muss man in einen Brunnen springen, doch wenn sie ihre Betten ausschüttelt, dann fallen die Schneeflocken von oben auf die Welt.

Sie ist die Wächterin und Kraftspenderin der Pflanzen, und wenn sie über die Erde wandelt, dann kann sie mit jedem Schritt die Wurzeln spüren, kann im Vorbeigehen die Lebensäfte der Bäume rauschen hören oder diese durch eine Berührung ihrer Hände wieder ins Fließen bringen. Sie hört die Blätter tuscheln und die Blüten lachen, sie riecht den Duft von in der Erde verborgenen Wurzelgemüsen und an den höchsten Ästen hängenden Früchten. Eines Tages aber hörte sie ein Jammern, Seufzen und Klagen. Neben einer Scheune stand ein großer Busch mit gefiederten Blättern. »Was jammerst du?«, fragte Frau Holle. »Was soll ich nicht klagen? Bin ich doch zu nichts nütze.« Frau Holle ging auf den Busch zu. Sie spürte die Wurzeln nicht, hörte kein Rauschen, kein Tuscheln, kein Lachen. Sie trat näher und berührte den Stamm, strich über die Blätter, hauchte zwischen den kleinen Ästen hindurch. »Warte ab«, sagte sie, »du hast deine Kraft nur noch nicht entdeckt.« Im nächsten Frühling wuchsen dem Busch handteller-große Dolden aus duftenden Blüten und vielen kleinen Knospen, die sich im Herbst zu kleinen schwarzroten Beeren formten. Und die Menschen erkannten schnell die heilende Wirkung der Blüten und Beeren. Frau Holle wuchs der Busch ans Herz, und gerne schaut sie auf die Erde hinunter, während sie auf seinen Wurzeln sitzt, den Wurzeln des Holunder (Holle-unter).

So wie Frau Holle konnte Lara Menschen und die in ihnen schlummernden Kräfte sehen, erspüren und zum Leben erwecken – sei es durch eine Berührung oder durch ermutigende Worte. Besonders durfte ich diese Qualität bei den Klein Jasedower Kinderzirkuscamps erleben, die ich seit neun Jahren begleite: Sich an eine neue Tuchakrobatiknummer heranwagen? Förderanträge schreiben und einen Hütekreis zum Erhalt des Zirkuscamps aufbauen? Mit fünfundvierzig Kindern in einen gemeinschaftlichen, höchst kreativen Prozess eintauchen und ein zweieinhalbstündiges Zirkustheaterstück auf die Bühne bringen? – »Mach mal, du wirst es schaffen!« Lara hat mich und die vielen Kinder und Erwachsenen, die seit fast zwanzig Jahren allsommerlich auf der Campwiese in Klein Jasedow zusammenkommen und inzwischen zu einer großen Zirkusfamilie zusammengewachsen sind, immer wieder inspiriert und zum Blühen gebracht.

Nicola Knappe

»Mütter in die Mitte!«

Dieser Ausruf von Lara berührte mich nachhaltig, als ich im Sommer 2021 zu »Oya findet statt« nach Klein Jasedow kam. Ich war dort mit meinem Bruder, der Trisomie 21 hat, und fühlte mich gesehen. Obgleich ich nicht seine Mutter bin, holte Laras Ruf die Fürsorge und die Abhängigkeit der Zuwendung zwischen uns in die Mitte. Diesen Satz sagte sie nicht aus Mitleid, sondern mit Schwung. Und so nahm ich sie stets wahr – klar und beschwingt, tänzerisch und weise.

Als ich vor sechs Jahren, 2017, zum ersten Mal mit der Wanderuni nach Klein Jasedow gekommen war, sensten Juli, ein Mitwanderer, und ich mit Lara eine Wiese und führten dabei schwingende, philosophische Gespräche über den Ort und das Schulsystem. Ich war beglückt, auf so bewegte Weise mit ihr in Kontakt zu kommen. Obwohl es unglaublich heiß und das Sensen mühsam war, vermittelte mir Lara auf irgendeine Weise, dass es eigentlich doch ganz leicht war. Von ihr strahlte eine lebensbejahende und zugewandte Art, auf die Dinge zu schauen, aus, die mich die Welt gleich ein bisschen bunter sehen ließen. Leider habe ich Lara nicht mehr als Oya-Mitwirkende erlebt, und doch spüre ich stets ihren wachenden Blick über unserem Schreiben.

Tabea Heiligenstadt

Tür zum großen Ganzen

Im Sommer 2020 verbrachte ich als Lebenspraktikantin ein paar Monate in der Klein Jasedower Gemeinschaft. Dabei durfte ich auch Lara besser kennenlernen.

Ich schätzte ihr Ausgerichtetsein – was immer ihr Nordstern war, er leuchtete durch sie hindurch – und ihre Klarheit. Immer wieder berührte mich ihr wahrhaftiges Interesse an allen Menschen, als ob sie ein Gefühl für den Kern eines jeden einzelnen gehabt und versucht hätte, diesen noch mehr zu greifen, um das Wunder des Lebens zu begreifen.

Eine Begebenheit werde ich nie vergessen: Morgens traf ich Lara in »der Halle«, dem sozialen Herz der Lebensgemeinschaft. Ich meinte: »Hast du auch die vielen geflügelten Ameisen unter der Treppe zur Arbeitsbibliothek gesehen? Vielleicht würde Backpulver helfen.« Lara erwiderte, sie sei schon drauf und dran gewesen, sie wegzusaugen, als sie in sich die Nachricht empfing, dass sie doch noch bis zum Abend warten solle, dann würden sie eh alle ausgeflogen sein.

Ich war so berührt, als Lara mir am darauffolgenden Tag erzählte, dass die Ameisen am Nachmittag tatsächlich weggeflogen waren und sich ein paar Meter weiter um die verglaste Eingangstür geschart hatten, so dass Lara bloß die Tür zu öffnen und sanft mit dem Besen nachzuhelfen brauchte, um sie in den Garten hinauszulassen.

In dieser Geschichte und auch bei Erfahrungen mit Lara auf dem Acker oder beim gemeinsamen Schlachten zweier Kaninchen leuchtet für mich ihre feine und zugleich starke Verbindung zur mehr-als-menschlichen Welt. Wenn ich an Lara denke, öffnet sich für mich immer wieder neu ein Türchen zum großen Ganzen und zur Visionskraft.

Rebecca Jurisch

Es bleiben diese Drei

Seit 2009 durfte ich mit Lara in der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft Alltag teilen und Oya in die Welt bringen. Vom ersten Augenblick an fühlten wir uns nah, und doch begegneten wir einander und unseren Texten zunächst mit respektvollem Abstand. Das veränderte sich 2016, als Oya im siebten Jahr ihres Bestehens an einen entscheidenden Wendepunkt kam (siehe Ausgabe 40). Damals fingen Lara und ich an, nicht nur miteinander, sondern gemeinsam zu schreiben, in unsere Texte einzugreifen und die Fäden so lange zu verweben, bis sie nicht mehr als einzelne Handschriften erkennbar, sondern zu einem gemeinsamen Ganzen geworden waren. Als wir damals einmal auf der Heimfahrt von einer Arbeitsreise mit Schienenersatzverkehr durchs Elbsandsteingebirge schaukelten, sagte Lara: »Ich wusste gar nicht, dass wir so miteinander schreiben können. Das hat etwas enorm Beruhigendes.« Das hat es für mich bis heute. Es gibt kaum etwas Intimeres, als miteinander zu schreiben, zumindest für Menschen, die stark durch Worte, Geschichten, Bilder leben.

Wiederum sieben Jahre darauf, kaum zwei Wochen vor ihrem Tod im April 2023, winkte Lara mich zu sich. Sie war sichtlich geschwächt, gezeichnet von der Krankheit. Ich hockte mich zu ihr an den Rand eines Blumenbeets, sie hob an, etwas zu sagen: »Wir haben so viel miteinander erlebt und geforscht! Immer hatte dieses Forschen mit Beheimatung zu tun, und jetzt gibt es etwas in mir, das sich nicht mehr beheimaten möchte ...« Sie stockte, setzte neu an: »Matthias, ich bitte dich, diese drei Dinge in unserer Gemeinschaft lebendig zu halten«, und fuhr nach kurzem Innehalten fort, » – die Commons, die Subsistenz und das egalitäre Zusammenleben.« Ich nahm ihre Hände in meine und sagte: »Das tue ich. Das tue ich sowieso, aber jetzt ganz besonders.« Wir sahen einander tief in die Augen. Der in mir aufdämmernden Frage »Was soll nun noch kommen?« ging ich nicht weiter nach. Stattdessen wendeten Lara und ich uns unseren im Garten spielenden Kindern zu, um sie nach Hause zu holen, während sich die Abendsonne über die Felder neigte.

Bei aller Erschütterung bleiben in mir Dankbarkeit für geteiltes Leben und ein Auftrag, der mir zum lebendigen Andenken geworden ist: Der Dreiklang aus Gemeinschaften, notwendigem Tun und gleichwürdigem Miteinander hallt tief in mir nach. Er prägt all mein Wirken, ist für mich die Essenz des guten Lebens (siehe Seite 226).

Matthias Fersterer

Federn

Deinem Aufruf, Matthias, etwas für dieses Gedenkmosaik zu schreiben, folge ich, auch wenn es mir unmöglich erscheint, Worte zu finden.

Alle Vögel waren ihr nahe. Manchmal dachte ich, näher noch als Menschen. Wenige Tage vor ihrem Tod erzählte sie mir von drei Tauben, die sie im Traum gesehen hatte.

Nach ihrem Tod fand ich viele kleine Federn auf meinen Wegen. Die Kinder unserer Gemeinschaft legen Federn vor Laras Foto auf den »Ahnentisch« in unserem Esszimmer, Federn und Blumen. Seit ihrem Tod brennt dort eine Kerze.

Wenn ihr kleiner Sohn, mein Enkelkind, ein weißes Federchen auf dem Weg findet, sagt er: »Das ist ein Gruß von Lara« und hebt es auf.

Christine Simon

/

Anstelle von Blumen

Laras erste Heimat war die Landschaft in und um Klein Jasedow, ihre zweite Heimat das Segelschiff »Stine«, ein ehemaliges, im Jahr 1912 in Bornholm erbautes Fischerboot. Wann immer sie konnte, war Lara vor allem mit Kindern in See gestochen. Sie kümmerte sich leidenschaftlich darum, das historische Holzboot – ein Familienerbe – instand zu halten. Das Schiff ist ihr Vermächtnis. Der Erhalt und Ausbau des historischen Schiffs zum Lernort in Laras Sinn ist den Hinterbliebenen ein großes Anliegen. Wer den Erhalt der »Stine« unterstützen möchte, kann dies mit einer Spende auf das Konto der Europäischen Akademie der Heilenden Künste e.V. bei der GLS Gemeinschaftsbank tun:

IBAN: DE26 4306 0967 0102 0134 07

BIC: GENODEM1GLS

Vermerk: »Lara Stine«

Meine Sonne, goldener Strahl

von Nils-Aslak Valkeapää

Sonne

*Ach Sonne
gerne sterbe ich
um eine neue Hülle
einen neuen Morgen
Neues
Frisches
auf meine Lippen
in mein Gemüt
zu bekommen*

*Meine Sonne
scheine, strahle
wecke eine neue Zukunft
säe Hoffnung als Samen
meine Sonne
goldener Strahl*

Aus dem Nordsamischen übersetzt von Hans Ulrich Schwaar, erschienen im Waldgut Verlag, Frauenfeld, in *Ich bin des windigen Berges Kind, Lieder und Texte aus Lappland* (1985) sowie *Nordland, Lieder, Joik und Gedichte aus Lappland* (1991).

Von Wetterbetrachtungen und Übergängen

Ein Interview mit Gina Paysan, der Schöpferin der Linoldrucke, die neben den vierzehn Jahreskreisgeschichten in diesem Almanach stehen.

Matthias Fersterer Als wir im Januar 2023 im »Commons-Atelier Silke Helfrich« in Neudenu zu einem Redaktionstreffen zusammenkamen, haben wir dort einen Linoldruck von dir entdeckt (siehe Seite 8). Das brachte uns auf eine entscheidende Gestaltungsidee für diesen Almanach. Wie schön, dass du unserer vorsichtigen Anfrage, ob du dir vorstellen könntest, Motive für uns zu schneiden und zu drucken, beherzt gefolgt bist! Wie bist du eigentlich auf den Linoldruck gekommen?

Gina Paysan Ich hatte zuvor meist mit Acrylfarben auf großen Flächen wüste Bilder gemalt oder mit Wasserfarbe und Bleistift gearbeitet. Irgendwann hat dann ein guter Freund ein paar Linolplatten und eine kleine Schachtel mit Schnittmessern mitgebracht. Also habe ich das ausprobiert. Ich merkte, dass sich durch das Zeichnen, Schnitzen und Drucken am Ende ganz anders arbeiten lässt. Der Prozess wird feinteilig und auf viele Schritte gestreckt. Das »Wüste« und »Grobe« bekommt einen Rahmen und eine Fläche. Und ich finde, in den fertigen Drucken zeigt sich dann oft etwas Lebendiges.

Dieses Lebendige steckt auch in den Linoldrucken, die unsere Jahreskreisgeschichten in diesem Almanach begleiten. Was hast du auf deiner »Reise« durchs Jahr erfahren?

Ich habe sehr viel über die Jahreszeiten und den Jahreslauf nachdenken können. Die vergangenen Jahre habe ich in Nordvorpommern

auf dem Land gelebt und habe dort jeden Morgen mit zwei Mitbewohnerinnen Wetterbetrachtungen gemacht. Über ein Jahr hinweg haben wir uns jeden Morgen mit Kaffee und Notizheft hinausgesetzt und geschaut, betrachtet, gelauscht und gefühlt. Eben einfach versucht, wirklich zu sehen, wie das Wetter ist und wie es sich schleichend von Tag zu Tag wandelt – wann die Wärme oder die Kälte kommt, wann das Licht oder die Farben. Besonders gern mochte ich die Tage, an denen zum Beispiel im Sommer auf einmal Licht wie im Herbst oder Luft wie im Winter war; das waren meist nur kurze Augenblicke, aber sie haben den Übergang und die Verwobenheit der verschiedenen Zeiten im Jahr so deutlich gemacht. Zu diesen Wetter- und Jahreszeitenbeobachtungen sind die Almanach-Geschichten und die verschiedenen Jahreskreisfeste gestoßen. Manche waren mir selbst vertraut, andere noch ganz und gar fremd. Dann habe ich versucht, mich in die jeweilige Jahreszeit hineinzu bewegen – in das, was in den jeweiligen Zeiten gefeiert, begleitet oder erlebt wird. Dabei ist mir aufgefallen, wie furchtbar schwer es mitunter sein kann, sich im Herbst wieder in den Frühling oder gar in den Sommer hineinzufühlen.

Im »Commons-Atelier Silke Helfrich« schuf Gina auf der Durchreise einige der Drucke, die in diesem Almanach zu finden sind.

Die Linoldrucke aus diesem Almanach können per Mail an gina@commons-atelier.de angefragt werden. Infos zu der von Gina Paysan mit-herausgegebenen Zeitschrift »Gegenwart« finden sich auf kunstpolitikeros.de

JACQUES PAYSAN



Wie erlebst du selbst die Stationen im Jahreskreis?

Ganz unterschiedlich. Manche sehr intensiv, andere weniger. Der Herbst und alles, was sich in ihm vollzieht, hatte für mich schon immer eine besondere Bedeutung: dieses Zu-Ende-Gehen, das zugleich Vorbereitung dessen ist, was im neuen Jahr – nach dem Winter, der Kälte und der Dunkelheit – wieder wachsen und blühen darf.

Können unsere Lesenden eigentlich auch Drucke von dir erwerben?

Klar! Wer sich für einen Druck interessiert, kann sich gern bei mir melden. Allerdings möchte ich die Drucke nicht zu Waren machen. Sie sind nicht im klassischen Sinn käuflich. Ich möchte die Drucke herstellen und an Leute weitergeben, die sich daran erfreuen oder dadurch bewegt werden. Unabhängig davon können Menschen, mich natürlich gern durch Beiträge unterstützen und damit ermöglichen, dass ich weiterhin auf diese Weise aktiv und dabei gut versorgt sein kann.

Was steht bei dir als nächstes an?

Verschiedenes. Zum Beispiel forsche ich gemeinsam mit anderen an der Frage, wie ein Leben jenseits der Tausch- und Trennungslogik aussehen kann, organisiere eine Handwerksstatt im Rahmen der Commons-Werkstätten mit, bewerbe mich auf ein Kunststudium und beginne mit ersten Texten für eine neue Ausgabe der Zeitschrift »Gegenwart«.

Hab Dank für das Gespräch und für deine Beiträge zu diesem Almanach!

Eiche essen

Über Jahrtausende hinweg waren Eicheln für viele Menschen ein Grundnahrungsmittel. Gewusst wie, können sie das auch heute wieder sein.

Wie lässt sich die unglaubliche Fülle nutzen, die alljährlich im Oktober von den Eichen herabfällt? Das Wild frisst sich davon einen Winterspeck an, doch die in Eicheln enthaltene Gerbsäure schmeckt und bekommt den Menschen nicht. Früher haben die Bauersleute ihre Hausschweine zur Eichel- und Bucheckernmast in die herbstlichen Wälder getrieben, doch ich habe kein Schwein. Die Bitterstoffe lassen sich allerdings aus den Früchten herauslösen, um ein nährstoffreiches und schmackhaft nussiges Mehl zu produzieren, das Backwaren aus Getreide zugegeben werden kann!

Für mein Experiment folgte ich zunächst einem klugen Hinweis und suchte eine Eiche, deren Samen kaum Gerbsäure enthalten – es war ein Glücksmoment, als ich nach zahlreichen eher unangenehmen Geschmackstests endlich »meinen« Baum gefunden hatte!

Die gesammelten Eicheln ließ ich bei Zimmertemperatur trocknen, bis die Schalen aufplatzten. In diesem Zustand lassen sich die Schalen relativ leicht mit den Fingern ablösen; für frische Früchte braucht man ein scharfes Messer.

Dann nahm ich einen tiefen Edelstahltopf mit dickem Boden und einen Fäustel-Hammer und »schrotete« die Nüsse – das heißt, ich schlug sie vorsichtig in kleinere Stücke. Diese Prozedur erscheint mir einfacher, als sie mit dem Messer kleinzuschneiden; andere Eichelessen nutzen für diesen Schritt einen Drehwolf oder eine Nussmühle.

Das so vorbereitete Material gab ich anschließend in ein Netz (Nylon-Wäschebeutel oder Stoffbeutel) und dieses – in



Schälen, Schroten, Backen – nach dem Auslaugen der Gerbsäure werden Eicheln zu nahrhaftem Mehl und schmackhaftem Brot weiterverarbeitet.

Ermangelung eines natürlichen Fließgewässers – in einen Toiletten-spülkasten. Auch dies war ein wertvoller Tipp eines weiteren erfahrenen Menschen! (Nicht wundern: Das Spülwasser färbt sich stark ein.) Innerhalb von anderthalb Tagen wurden hier die wenigen Bitterstoffe meiner besonders milden Eicheln ausgewaschen, und ich konnte den Eichel-Schrot abermals trocknen, um ihn schließlich in einer Haus-haltsmühle zu mahlen. (Faustregel: Je kleiner das Schrot-Gut und je wärmer das Wasser, desto schneller lösen sich die Gerbstoffe. Auch eine alte Hand-Kaffeemühle eignet sich zum Mahlen.)

Die im Netz gefundenen Rezepte für Eichelbrot¹ empfehlen ein Eichel-/Getreidemehl-Verhältnis von 1:2 bzw. 1:1. Ich entschied mich bei meinem Versuch beherzt für letzteres und für ein Sauerteigbrot mit Roggen: je 200 Gramm Roggen- und Eichelmehl, 2 gestrichene Teelöffel Salz, 1/2 Teelöffel Kümmel, 280 Milliliter Wasser, Sauerteig-ansatz; nachdem der Teig lange genug gegangen war – etwa zwanzig Stunden Zeit führten bei diesem Versuch leider nur zu wenig Volumenbildung – ließ ich ihn bei 180 Grad drei Stunden lang backen. Das Ergebnis ist ein derbes, dunkles, würziges Brot, das allen Probierenden ausnehmend gut gemundet hat.

Das geglückte Experiment macht Lust auf mehr: Vielleicht sollte ich einen Teil meines Eichelvorrats in der Pfanne zu Eichelkaffee rösten?

Übrigens ist mir zu Ohren gekommen, dass die Ernährung des fiktiven indigenen Volks der »Kesh«² zu nicht unmaßgeblichen Teilen aus kalifornischen Eicheln oder »Eichen-Eiern« bestanden haben wird. *Jochen Schilk*

¹ Siehe ousuca.com/eichelbrot/#auslaugen; hefe-und-mehr.de/2020/09/eichelmehl/

² Siehe den Auszug aus Ursula K. Le Guins Buch *Immer nach Hause* auf Seite 174 sowie dessen Einführung, *Der Beutel der Pandora*, auf Seite 170.

Judit Bartel schrieb über ein Permakulturprojekt, das auf der griechischen Insel Kea Eichel-mehl im größeren Maßstab herstellt: »Eicheln essen und Eichenwälder erhalten«, in *Oya* 55/2019, S. 84–87, und »Un-willkürlich Permakulturell«, in *Oya* 56/2019, S. 84–86. Zweite-rer Artikel enthält auch Rezept-vorschläge. In dem Artikel »Bäume essen«, in *Oya* 57/2020, S. 89, habe ich Bucheckern für die menschliche Ernährung vorgestellt.



JOCHEN SCHILK



Fischsuppe forever

Zurück von einer längeren Reise, fiel es mir nach Wochen in tropischer Hitze nicht leicht, mich im kalten, dunklen Norddeutschland zurechtzufinden. Ich wollte wieder Boden unter den Füßen bekommen und meinen Freundinnen und Freunden, mit denen ich in loser Gemeinschaft im Netzwerk Lassaner Winkel lebte, etwas von dem Licht und der Freude meiner Reise weitergeben, bevor alle in die familiäre Weihnachtszeit und die Rauhnächte verschwanden. Könnte ich sie nicht einladen? Das Haus war zu klein, aber ein Feuer? Was würde ich anbieten, abends im Dunkeln? Mir fiel eine Fischsuppe ein, die ich vor Jahren gegessen hatte. Ja, warum nicht? Schließlich lebten wir an der Ostsee ... Wann das Ganze stattfinden würde, war schnell klar: am 21., zur Wintersonnwend.

Es wurde ein denkwürdiger Abend. Die Suppe schmeckte, und froh, die ganze Runde aus den verstreut liegenden Dörfern vor den Feiertagen noch einmal zu treffen, unterhielten sich die Gäste gut am Feuer. Die vielen Gräten und Knorpel, die ich vergessen hatte, herauszupulen, spuckten sie in den Garten. Zwanzig Jahre ist das jetzt her.

»Gibt es wieder Fischsuppe?«, wurde ich im nächsten Dezember gefragt. So lud ich in den folgenden Jahren immer an Mittwinter zu Fischsuppe »ohne Gräten« ein – was immer wieder erwähnt wurde, bis die Anfangsepisode in Vergessenheit geraten war. Mit den Jahren wurde die Fischsuppe größer, mehr Menschen waren in die Dörfer gezogen und kamen gern dazu, auch die Kinder. Manchmal las ich Geschichten vor, wie früher oder anderswo die längste Nacht des Jahres begangen wurde; erinnerte daran, was im zurückliegenden Jahr geschehen war; sprach aus, was mir für uns und den Winkel wichtig erschien.

In einem Jahr wurde ich kurz vorher krank. Fisch und Baguettes, Glühwein und Kinderpunsch, Feuerholz und Bänke besorgen, die Suppe aus dem Kessel am Feuer austeilen, eine Rede halten – undenkbar. Nein, die »Fischsuppe« musste ausfallen. »Was?!«, rief Lara Mallien aus dem Nachbardorf. »Keine Fischsuppe? Wie soll es denn dann Weihnachten werden?!« Sie war nicht die einzige, die so empfand. Kurzentschlossen wurden an diesem Mittwinterabend in vielen Küchen große und kleine Fischsuppen gekocht, darunter auch vegetarische und vegane Varianten. Anschließend lud meine Nachbarin zum Feuer auf ihren Ponyhof ein. Eine neue – oder alte? – Tradition hatte ihren Weg ins Leben der Winkelwelt gefunden.

Letztes Jahr kehrte die Fischsuppe nach zweijährigem Corona-Exil in meinen Garten zurück. Ich bin immer noch die Suppenköchin. Alles andere, was dazu gehört, ist auf viele Schultern verteilt, und in diesem Jahr wollen jüngere Frauen in die Tradition der Fischsuppe eingeweiht werden.

Neulich erzählten mir Freundinnen aus anderen Landesteilen, was sie in der Weihnachtszeit so tun. Da rutschte es mir heraus: »Macht ihr denn keine Fischsuppe?!« *Christiane Wilkening*



Esst mich

**Nichts und niemand existiert für sich allein,
sondern alles lebt durch einander und ist Nahrung
für etwas anderes. Einige Betrachtungen zu Animismus,
Abendmahlsfeiern und Autismus anlässlich von
Andreas Webers neuem Buch *Essbar sein*.**

von Báýò Akómoláfé

*Nehmt und esst, dies ist mein Leib für euch;
tut das zu meinem Gedächtnis.*

1. Korintherbrief 11,24; Lukas 22,19; Matthäus 26,2

Dies ist das Vorwort zu Andreas Webers Buch *Essbar sein, Versuch einer biologischen Mystik* (Klein Jasedow, thinkOya, 2023) und zugleich die Einführung zu Andreas Webers nachfolgend abgedrucktem Essay »Winteratem mit Krähenschwarm«.

In Nächten wie dieser, wenn das sirrende elektrische Licht erlosch, das Summen des Kühlschranks vorübergehend verstummte, das Schnurren des rasant rotierenden Deckenventilators sich zum faulen Gurgeln und schließlich zum Stillstand verlangsamte und die ganze Nachbarschaft plötzlich unter lautstarkem Protest in elektrische Dunkelheit getaucht wurde, dann scharten wir uns um die flackernden Heiligenscheine der brennenden Kerzen auf unserem Esstisch – die Gesichter beschienen vom Leib des Lamms.

Wir sangen, beteten, hörten meiner Mutter zu, wie sie ein, zwei Verse aufsagte, und reichten dann auf einem Plastiktablett Stücklein von Menschengottesfleisch und kleine Becher voller Blut herum, so dass wir alle sie uns einverleiben konnten.

Die Eucharistiefeier. Ein Gedächtnis-Sakrament – ins Leben gerufen, kurz bevor Christus abgeführt, gekreuzigt und durch die römischen Machthaber unschädlich gemacht wurde –, bei dem der gepeinigte Prediger der schriftlichen Überlieferung zufolge seinen »Leib« und sein »Blut« darbot, damit seine Jünger es äßen und tranken. »Tut das zu meinem Gedächtnis«, sagte er. Esst mich.

Der Bischof unserer Pfingstkirche drängte uns, dieses Ritual, bei dem der Leib Christi gegessen und das Blut Christi getrunken wird, so oft wie möglich zu feiern. Alles, so sagte er, taugte als Ingredienzien für diesen Ritus: etwas Wein oder ein alkoholfreies Getränk als das Blut; Kekskrümen als das Fleisch; oder eine Scheibe Weißbrot

sorgfältig in fluffige Würfel zerteilt (so mochten wir es am liebsten). Wir sollten unser Herz vor Zweifel bewahren, ermahnte er uns, denn das Wichtigste sei unser Glaube daran, dass das, was gerade zum Ritual gereicht werde, wirklich Teile der leiblichen Verkörperung Christi seien. Seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken würde uns Gesundheit, ein langes Leben und Wohlstand bescheren – wenn wir es nur hingebungsvoll und häufig täten.

Für viele christliche Mittelklassefamilien, die, wie die unsere, in der unsagbar baufälligen, energiehungrigen Megastadt Lagos in Nigeria, dem bevölkerungsreichsten Land Afrikas, lebten, war die Eucharistiefeier eine Palliativmaßnahme, eine hilfreiche Zutat im dicken Sud der Zerstreutungen, die uns eine Geschichte mit Erklärungen von weit, weit weg anbot: weit weg von den Fehlentscheidungen unserer Politiker, weit weg von den Schlaglöchern, die in unseren Autobahnen klappten, weit weg von der sengenden Hitze, die uns während häufiger Stromausfälle quälte.

Die Eucharistie war für mich eine faszinierende Idee. Wenn meine verwitwete Mutter das Abendmahl gesegnet hatte, indem sie, während sie ein paar Gebetsworte wisperte, ihre Handflächen über das Tablett hielt, mühte ich mich oft, einen Blick auf eine spektakuläre Szene erhaschen zu können: ebenjenen Augenblick, in dem die Brotstücke sich in Fleischbrocken verwandeln würden. Aber nichts von dem, was meine lebhafteste Teenager-Phantasie sich ausmalte, geschah. Und bald schon verlor die Vorstellung, dass Christus sich wiederverkörperte, indem er seinen Leib mit uns teilte, ihre Anziehungskraft für mich. Ich entglitt dem Glauben meiner Kindheit, oder vielleicht sollte ich richtiger sagen: mein Glaube entglitt mir. Es gab nun andere Welten zu vermessen, andere Gedanken zu entwirren, andere Universen zu durchqueren – andere Philosophien jenseits von Himmel und Hölle.

In einem verwobenen, sich beständig weiter verwebenden Universum ist es jedoch nicht – oder nur bedingt – möglich, etwas ein und für alle Mal hinter uns zu lassen. Es gibt keine klaren Brüche, keine endgültigen Auswege. Wir sind nie ganz getrennt von den Dingen, die wir vermeintlich hinter uns lassen. Durch jede Begegnung werden wir gezeichnet, bilden Allianzen in Territorien unkontrollierbaren Mit-Werdens und werden auf eine Art zugeordnet, die sich unserem Verstand entziehen. Die Welt steht niemals still, ist viel zu wandelbar, um sich in einem Bild einfangen zu lassen, bleibt ihrer Ausgangsprämisse nie ganz treu, ist aufrührerisch flüchtig auf mäandernden, autistischen Pfaden unterwegs.

Allmählich kam die Eucharistie in mein Leben zurück, samt ihren perversen Einladungen: die Essbarkeit, die den Raum zwischen den Objekten überbrückt, ernstzunehmen; ebenso wie die poröse Durchlässigkeit, die jeden Anspruch auf Unabhängigkeit und Souveränität zunichte macht; und die In(tra)karnation, die (gegenseitige) Einverleibung, jenes fleischgewordene Durcheinander, das nahelegt, dass wir nur in und durch einander leben und beständig durch Andere wiedererinnert und neu zusammengegliedert¹ werden. Diesmal erschien mir das eucharistische Wunder nicht in Form fluffigen Weißbrots, auf dem Silbertablett serviert, sondern meldete sich als Ruf, mich an die Ränder vorzuwagen, zur Seite zu treten, vom Weg abzukommen, eine Welt mitzu(er)leben,² die durch und durch lebendig und auf geheimnisvolle Weise mit Intelligenz begabt ist – ein Ruf, der mich aufforderte, zu Füßen einer Gottheit zu sitzen, die ungleich wilder ist, als ich es mir in meinen von Kerzenlicht erfüllten Kinderjahren je hätte ausmalen können.

Ein paar Jahre darauf wurde ich zum zweiten Mal Vater – und unser Sohn Kyah wurde mit schwerem Autismus diagnostiziert. Er sprang von hier nach da und wild umher, machte Dinge kaputt, schrie laut auf, reihte seine Spielsachen feinsäuberlich in einer Linie auf, lernte die Namen aller Dinosaurier auswendig, mied Gesellschaft, ging auf Zehenspitzen und wich hartnäckig unserer elterlichen Begleitung aus. Als klinischer Psychologe hatte ich vermutet, dass er autistisch sein könnte, als er sich weigerte, auf die feste Route entlang der entwicklungspsychologischen Meilensteinen, die seine ältere Schwester abgesteckt hatte, abzubiegen. Kyah scherte sich keinen Deut um entwicklungspsychologische Meilensteine; er schlenderte in seinem eigenen Tempo dahin, nahm den biologischen Wachstumspfad im Zickzack, wollte sich unseren kartografischen Erwartungen nicht fügen.

Ich muss zugeben, dass ich im Alltag ganz schön mit seiner Flüchtigkeit, mit seiner Verweigerung zu ringen hatte. Ich wollte ihn einhegen. Ich war wie besessen von dem Wunsch, ihn dem Rest der Familie anzugleichen, seine Wildheit zu zähmen. Ich recherchierte in jede nur erdenkliche Richtung: wie Vitamin D3, K2 und Magnesium Autismus beeinflussen; wie sich ein bestimmtes Bakterium namens *Lactobacillus reuteri* positiv aufs Sozialverhalten auswirkt; und die Hypothese, dass das Darmmikrobiom eine zentrale Rolle bei Autismus und ADHS spiele. Während ich mit Kyahs Autismus lebte, nach seiner Genese forschte, nach Antworten und guten Fragen suchte, wurde ich auf eine grandiose Erkenntnis gestoßen, die nicht mir

¹ Báyò Akómóláfé zergliedert hier das Wort *re-member*, so dass es sowohl als »erinnern« wie auch als »Einzelteile neu zusammenfügen« gelesen werden kann. A. d. Ü.

² Die hier im Englischen verwendete Wortneuschöpfung *with-nessing* ist eine Melange aus *becoming with* (mit-werden) und *witnessing* (bezeugen). A. d. Ü.

*Dieses Mahl sagt: Esst mich. Genießt mich.
Doch seid euch bewusst:
Wenn ihr mich erst einmal gegessen habt,
dann werde auch ich euch gegessen haben.*

allein zuzuschreiben war: Mir wurde eine Erklärung angeboten, die ungleich überzeugender als diejenige war, dass Kyahs Autismus seine rein persönliche Angelegenheit sei; stattdessen erkannte ich darin ein Beziehungsfeld oder, wie ich es später ausdrücken sollte: ein Pakt zwischen verschiedenen Spezies; ein Parlament der Körper in andauernder Bezogenheit; Deleuz'sche Assemblagen, die sich nicht auf chemische und mentale Verfasstheiten reduzieren ließen.

Doch damit nicht genug.

Im Zentrum des Gastmahls, jenes vielstimmigen Symposiums, zu dem wir anlässlich von Kyahs Heimsuchung geladen waren, gab es noch mehr, noch anderes zu entdecken. Und dieses Andere kam eines schönen Tages, als ich gerade mit meiner Familie durch ein Einkaufszentrum in der wie ein Bienenstock summenden indischen Stadt Chennai schlenderte. Kyah erlebte einen Moment der Überwältigung; ich hielt seine Hand, als er plötzlich außer sich geriet – aufgewühlt durch ein Gefühl, das ich beim besten Willen nicht verorten konnte, krümmte er sich gepeinigt von innerem Schmerz. Er war kaum vier Jahre alt. In diesem Moment fühlte ich mich als miserabler väterlicher Begleiter und Beistand. Ungeachtet all dessen, was ich meinte, über Autismus als Netzwerk irrender und wirrender Körper – als Schauplatz von Implosionen, die die Standardmuster neurotypischer Wahrnehmung aushebeln – gelernt zu haben, konnte ich ihm gerade nicht das geben, was er brauchte. Ich zischelte ihm zu, er solle ruhig sein, solle versuchen, still zu sein, solle warten, bis wir uns dem strafenden Blick der Öffentlichkeit entzogen hätten, solle nur noch ein klein wenig durchhalten. Aber Kyah war das völlig gleichgültig.

Als seine Pein immer dramatischere Züge annahm, ließ meine liebe Frau unsere große Tochter zurück und wandte sich uns zu. Sie hatte nur zwei Worte zu sagen, und die überbrachte sie mir mit gewinnender Wärme: »Geh weg.« Sie wusste, dass ich die Situation nicht in den Griff bekommen würde, zumindest jetzt nicht. Ein paar Augenblicke darauf ging sie in die Knie, rollte sich neben Kyah auf dem Boden zusammen, lag einfach nur beim ihm, ohne ein Wort zu sagen oder zu flüstern.

Aus wenigen Schritten Entfernung beobachtete ich die beiden und schämte mich. Was ich sah, war nicht irgendein mehr oder weniger erfolgreich eingesetztes psychologisches Werkzeug; was ich gerade mit(er)lebte, war eine Leibwerdung, eine Inkarnation, oder besser: eine Einverleibung, eine In(tra)karnation – ein exquisites Mit-Werden-in-Gemeinschaft. Indem sie nicht versuchte, ihn einzuhegen, sondern ihn begleitete, aß sie ihn und aß er sie, und beide wurden dabei wiedererinnert und neu zusammengegliedert. Dieser Anblick, wie Mutter und Kind beieinander lagen, sich inmitten der weitreichenden Konsumtempel mit ihren kapitalistischen Kaufzwängen in autistischer Agonie krümmten, sich jeder Lesbarkeit durch die Marktkräfte, sich den gängigen westlichen Wahrnehmungsweisen verweigerten – dieser Anblick ist mir seitdem als eindrucksvollstes Bild der Eucharistie präsent: als Ruf, lebendig zu sein – bis an die Ränder unseres Seins, bis an die Ränder der Welten, die sich unseren Einhegungen und Begrenzungen tänzerisch entziehen.

/

Andreas neues Buch *Essbar sein* ist eine eucharistische Intervention. Eine animistische Abendmahlsfeier. Eine Einladung zu einem Festmahl. Und die besten Mahle lassen das Essen selbst ebenso satt und glücklich zurück wie uns Essende.

Dieses Buch handelt von Ritualen, von autistischen Entrückungen, von der Intelligenz wilder Stofflichkeit, vom eigensinnigen Handeln der Mikroben, vom theologischen Raunen des Pilzmyzels, von Tod, Plastik und Flüssen, welche jene, die von ihren Wassern kosten, mit Erinnerungen und Liedern begaben, die weit seltsamer sind, als alles, was Menschenlippen und Menschenzungen je vermitteln könnten. Dieses Buch ist ein Festmahl – eine Vision, die davon erzählt, wie wir besessen sind und gegessen werden von jenen mitschöpfenden Mitgeschöpfen,³ die wiederum wir essen; davon, wie wir von jenen Gedanken heimgesucht werden, die sie in unseren Venen verströmen.

Andreas schreibt wie ein heidnischer Priester, wie ein zaubrisch murmelnder Poet, wie ein Alchemist mit verbotenen Gaben. Ich durfte ihm einmal, in einem unerhört schmucken Dorf irgendwo in den Schweizer Bergen, begegnen. Er hatte mich dorthin eingeladen, um mich von meinen philosophischen Ideen erzählen zu lassen. Ich war augenblicklich beeindruckt von seiner Körpergröße und der eleganten Figur, die er mit seinem legeren Haarschopf und der kleinen schwarzen Pudeldame abgab, die ihn durch die gepflasterten Gassen von Pontresina zerrte. Er erzählte mir gleich Geschichten von den

³ Im Original *critters*, ein Begriff, den die Wissenschaftstheoretikerin Donna J. Haraway in ihrem Buch *Staying with the Trouble* in Abwandlung von *creature* (Geschöpf) für die Vielfalt an Lebensformen verwendet. In der deutschsprachigen Fassung *Unruhig bleiben* hat ihn Karin Harrasser mit »Kritter« übersetzt. A.d.Ü.

Bergen – davon, wie sie atmen und wie schlichtweg alles, was uns umgibt, schier zum Bersten angefüllt mit eigenem geheimem Leben und flüchtigem Forschen ist. Andreas' Worte waren nicht leicht und flüchtig; sie hatten Gewicht, fühlten sich geradezu wie eine schwere Bürde an – in diesem Buch, das nun in Ihren Händen liegt, ist diese Gravität trotz der federleichten Sprache fleischgeworden.

Seine These gleicht einem dicht gewebten Lebendigkeitsnetz: So schreibt Andreas etwa davon, »wie untrennbar innen und außen verwoben sind«; immer wieder beharrt er: »Wir haben Bewusstsein, weil wir Körper sind. Und wir sind Körper, weil wir uns beständig mit der Welt mischen, weil wir offen zu allem übrigen sind, weil Körper sein heißt, sich immer wieder in diese Offenheit zu begeben«; durch eine Beugung des gedanklichen Vektors siedelt er Kognition und Intelligenz, anknüpfend an Deleuze und Guattari, entlang rhizomatischer Netzwerke an, anstatt sie in feinsäuberlich angelegte essenzialistische Kategorien einzuordnen; und wie ein Theologe des Kribbelns lädt er uns zu weitreichenden Meditationen ein: »Um wirklich zu werden, muss Lust Materie sein. Das ahnen wir, weil wir Materie sind, die Lust empfindet – Lebenslust, Lust, von der Lebendigkeit berührt zu werden und diese weiterzugeben. Und wir sehen es, indem wir auch in den unendlich vielen Ausdrucksweisen anderer die gleiche Lust empfinden, die in den Spielarten der Materie steckt. Sie macht sich erfahrbar, wenn es uns bei ihrem Anblick kribbelt.«

Dieses Mahl – zubereitet durch die Hände meines guten Bruders, Andreas – ist nahrhaft, vielfältig, anregend und lebendig. Es spricht mit einer eigenen Stimme. Es sagt: Esst mich. Genießt mich. Doch seid euch bewusst: Wenn ihr mich erst einmal gegessen habt, dann werde auch ich euch gegessen haben. Kindheitserinnerungen von Eucharistiefiern und Stromausfälle werden euch heimsuchen; vielleicht wird euch künftig anstelle einer klar umrissenen pathologischen Benennung eine wilde autistische Gottheit erscheinen; ihr könntet eure Konturen, eure lieb gewonnenen Begrenzungen, eure hochgeschätzten Eigenschaften verlieren. Dadurch aber werden sich unbezähmbare Kräfte eurer bemächtigen, eure Gewissheiten werden sich auflösen, werden ausgestrichen, ausradiert – während ihr mit dem wilderen Teil eurer Verwandtschaft vertraut werdet: den Krumen des Wunderbaren, die in den Zwischenräumen weilen.

Es ist angerichtet: Einen längeren Auszug aus dem hier angepriesenen Buch *Essbar sein* gibt es umseitig zu lesen.

Auf den Geschmack gekommen? Denjenigen, die tiefer in Báyo Akómoláfés postaktivistische Philosophie eintauchen möchten, sei sein Buch *These Wilds Beyond Our Fences, Letters to my Daughter on Humanities Search For Home* (Berkeley, North Atlantic Books, 2017), der Essay »Kompostierendes Sein« in Oya 66/2021 sowie das Gespräch »Was ist Postaktivismus« mit Matthias Fersterer und André Vollrath in Oya 67/2022 empfohlen.

Winteratem mit Krähenschwarm

Wenn ein Menschenpaar und eine Pudeldame sich an einem kalten Winterabend auf der Lichtung eines Berliner Stadtwalds niederlassen, den sich ein Schwarm Krähen zum nächtlichen Rastplatz auserkoren hat, dann gibt es einiges über wechselseitige Durchdringung im gemeinsamen Luftraum, der alle Wesen miteinander verbindet, zu erzählen.

von Andreas Weber

Dies ist ein Auszug aus Andreas Webers soeben erschienenem Buch *Essbar sein, Versuch einer biologischen Mystik* (Klein Jasedow, thinkOya 2023). Warum dieses lesenswert ist und eine wesentliche Station auf dem Weg hin zu einer Freiheit und Verbundenheit integrierenden Seinsweise in einer Welt, in der alles fühlt, handelt und spricht, beschreibt Báyo Akómoláfé in der vorstehenden Einführung »Esst mich«.

In den letzten Wochen haben wir uns ein Winterritual angewöhnt, das nur wenige unserer Berliner Nachbarn verstehen. Wir beginnen es, wenn die Sonne ihre schrägen Strahlen unterhalb der Wolken am westlichen Abendhimmel hervorsendet. Die Wolken sind eindrucksvoll farbig in dieser Jahreszeit, wenn die Luft kälter wird, die Farben aber wärmer, oft eine Mischung aus Gold und hellem Violett, wie auf mittelalterlichen Altarbildern. Wenn die Dämmerung fällt, steigen wir aufs Fahrrad und machen uns auf in den Grunewald, keine fünf Minuten entfernt.

Wir haben es eilig, die von kahlen Platanen flankierten Straßen hinter uns zu lassen, über die breite Brücke, auf der die Ausfallstraße über die Gleise der S-Bahn und der Fernbahn führt. Zu dieser Stunde rauschen Autos und Lastzüge nach Westen in Richtung der Vororte. Sie lassen ein schimmerndes Kielwasser roter Rückleuchten hinter sich, einen Sonnenuntergang anderer Art. Nachbarn und Bekannte fragen uns, ob wir zu dieser Stunde wirklich noch einmal los möchten: »Seid ihr sicher, dass ihr jetzt in den bösen dunklen Wald wollt?« Ja, das sind wir.

Die Routine unserer abendlichen Fahrten begann zufällig, meiner Art geschuldet, das Schreiben in den Stunden nach dem Mittagessen zu organisieren. Ich versuche, so viel Arbeit wie möglich zu schaffen, bevor die Dämmerung sich senkt. Wenn es dann Zeit ist, aufzubrechen, bewege ich mich oft nicht, weil ich dabei bin, die Sonne zu

beobachten, die zwischen treibenden Farben sinkt und jeden fliehenden Augenblick einzigartig und zerbrechlich macht. Jedesmal kommt es mir vor, als würde ich ein ewiges Prinzip am Werk sehen, das ich noch nicht zur Gänze verstanden habe. Daher ist es meistens schon fast dunkel, wenn wir das Haus verlassen.

Auch beim letzten Mal, als wir gefahren sind, klappte ich am Waldrand mit einem Klack den Dynamo in die Ruhestellung. Im Wald war die Atmosphäre sofort anders, ein milder Schock. Äste und Zweige streckten sich in die dämmrige Luft, die nach Wald roch, nach einem anderen Reich als die Welt außerhalb. Nach dem letzten großen Sturm vor mehr als einem Jahr lagen immer noch Stämme quer über dem Pfad, die wir vorsichtig umgehen mussten. Kein Ton in der Luft, abgesehen vom Rauschen des Verkehrs draußen, das mit jeder Umdrehung unserer Felgen schwächer wurde.

Während wir tiefer zwischen die Bäume eintauchten, begannen auch wir zu schweigen. Wir ließen unsere Haut von dieser anderen Haut begrüßen, von diesen unzählbaren kleinen Kontaktaufnahmen durch Luft, Feuchtigkeit, Fahrtwind, Duft – durch Moleküle, die sich an die Schleimhäute im Inneren unserer Nasen hafteten, durch ein vages Restleuchten des Tages, in dem unsere Augen auf das periphere Sehen umschalteten. Die wenigen winterlichen Blätter und die Nadeln der Kiefern entließen ihr feuchtes und kühles Aroma, das mich auf einer Welle von Fröhlichkeit emportrug. Es schien eine Saite in mir zu berühren, eine Faser in meinem Körper, die tief in meinem Fleisch verborgen ist: dass ich auf meine ganz eigene Weise ein Brocken Erde bin. Der Wald wirkte tot, öde, still. Aber ich konnte fühlen, dass er sich unter der Winterstarre regte. Ich konnte riechen, dass der Boden lebendig war, ich nahm die Ausstrahlung eines anderen Lebensorgans wahr, mit einem Sinn, den wir nicht benennen können. Vielleicht ist es die Erfahrung, innerhalb eines riesigen Ganzen zu sein, das nicht nur Ding ist, sondern fokussierte Erfahrung, ein Selbst, oder eine Gemeinschaft von Selbst, genau wie ich es bin.

Während die Dunkelheit sich tiefer senkte, in den Minuten, die wir durch den Wald radelten, begannen wir immer mehr zu sehen. Der Forst differenzierte sich in feine und feinere Abstufungen von blasserem und dunklerem Grau, als ob jede Rinde, jeder Zweig und der kühle Boden ein Licht ohne Farben emittierten. Alles erhellte sich, wo tiefe Dunkelheit hätte sein sollen. Die Nacht zwischen den Bäumen war heller als die Nacht auf den gut beleuchteten Straßen. Dort erschaffen die Lampen überall Finsternis, wohin ihr Lichtkegel nicht reicht. Wenn das unsere Nachbarn wüssten.

Dann hörten wir das erste entfernte Krächzen, irgendwo in der blassen Luft über uns. Ein Ruf, der von nirgendwo kam und über unseren Köpfen verflatterte, rasch von der kalten Luft auseinandergerissen. Ein weiteres Krächzen ertönte, dann noch eins, in leicht unterschiedlicher Tonlage, schon etwas dichter. Dann regneten immer weitere Rufe durch die Luft, stetig lauter, sich nähernd, gurrend, krächzend, rauh, schrill, gemischt mit vereinzeltem Gackern. Die Krähen hatten begonnen, sich in der Luft über unseren Köpfen zu sammeln und dort in breiten Bahnen zu kreisen.

Wir fuhren zu einer Lichtung, die im Lauf der letzten Jahre unsere geworden war. Sie war uns ein Ruheort während langer Frühlingsabende, wenn sie vom Gesang der Amseln, Singdrosseln und Rotkehlchen widerhallte. Wir hatten uns auf der Lichtung um die kleine Eiche gekümmert, zu der wir in jenem halben Jahr der Dürre 2018 fast an jedem Abend gefahren waren, um sie zu wässern.

Die Rufe wurden lauter, rauher, sie lösten sich voneinander und zerbrachen in der Luft, intensiv, den Himmel mit gutturaler Stimme füllend. Es war das Lied des Winters, roher, gebrochener, schroffer als das vielstimmige Konzert des Sommers. Und doch war es immer noch die gleiche, atemberaubende Erfahrung zappelnden Lebens, des »Reservoirs der Dunkelheit, in Aufruhr versetzt« (W.H. Auden). Es war jeweils das gleiche Leben, und dieses Leben buchstabierte sich immer als Tönen, als Ruf. Wir ließen unsere Fahrräder zu Boden gleiten. Als wir unsere Gesichter wieder nach oben wandten, öffnete sich die Lichtung wie ein Fenster in den Abendhimmel.

Und dann sah ich die Tiere in einer Lücke zwischen den Bäumen. Die Krähen flogen ein, als würden sie von einer Windbö geschoben. Schwarze Körper, gestreckt und gebogen, auf spitzen Schwingen flügelnd, über den Himmel geblasen, einander umkreisend, unterfliegend, überrollend, in plötzlichen Wendungen und brüsken Bögen wegbiegend und neu erscheinend. Der Schwarm zog über uns hin und kurvte ein, verschwand über den Kiefern und den kahlen Ahornbäumen, ein Kielwasser aus Rauschen und Krächzen hinterlassend, nur um hinter unseren Rücken zurückzukehren, mit einer anderen Gruppe in der Luft über uns verschmelzend.

Mehr Stimmen tauchten auf, die aus verschiedenen Richtungen einfielen, kleinere Gruppen, einzelne Individuen. Es war ein riesiges Zusammentreffen, zu dem Krähen offenbar aus dem ganzen Südwesten Berlins einschwebten, Dutzende, Hunderte, vielleicht Tausende von Stimmen und Schwingen, die den Himmel splittern ließen. Das war kein kleiner Schwarm, der diese Gegend des Forsts als Schlafort

gelegentlich aufsuchte. Das war eine mächtige und ökologisch bedeutsame Agglomeration. Ein signifikanter Teil der Berliner Krähenpopulation hatte sich unsere Sommerlichtung und die angrenzenden Teile des Waldes als nächtlichen Rastplatz erwählt. Es war eine riesige Zahl an Individuen. Und zugleich war es mehr als eine Zahl, waren es mehr als einzelne Individuen. Der Schwarm bildete eine kompakte Masse, eine Schallwand, die mit allem anderen im fahlen Licht verschmolz und es in ihre Schwerkraft hineinzog. Die Luft wurde raschelnde Feder und rauher Ruf.

Die Tiere flogen gemeinsam, drehten sich in Pirouetten aus Schatten und Hall, aus Wirbel und Widerhall, niedrig über den Bäumen, verschluckt von den Wipfeln, ausrollend in der Leere. Es war eine Brandung aus kehligen und heiseren Stimmen, die aus der Luft brach und unter dem Dach des Waldes widerhallte. Die Krähen drehten sich in einem fantastischen Kreisen, Umriss gegen den fahlen Himmel, die Drehbewegungen beschrieben wie Treibsel in einem langsamen Strudel, alle gemeinsam fortgerissen und jede in eigenwilliger Zackenbewegung, Kristalle des Wollens.

Was dort geschah, ist ein Produkt jeder einzelnen Krähen und ein Ausdruck ihrer geteilten Lust, am Leben zu sein. Und so ist es auch etwas, was der Himmel über sich selbst sagt. Er ist ein Raum, der den Rausch der Krähen hervorbringt. Eine der Dimensionen des Himmels ist kehliges Kreischen und rauhes Schreien. Die Schwärze und das Licht choreographieren ein Ballett, das kaum eine Armlänge entfernt ist, das sich knapp über meinem Kopf abspielt, und das doch ganz woanders stattfindet, in einer unerreichbaren Welt. Der Himmel ist Begehren nach Berührung und damit nach Differenzierung und Einheit zugleich, und dieses Begehren ist auch Stoff, Material. So geht beides, die Trennung im schwarzen Scherenschnitt und das Ganze, das sich im Tanz selbst umkreist, immer wieder ineinander auf.

Der Schwarm ballte sich zusammen, zerfloss, fand sich. Abrupt zogen alle Vögel zugleich enge Kurven. Ihre Schwingen zerteilten die kühle Luft mit zischendem Geräusch, das mir auf der eigenen Haut ein Gefühl dafür gab, wie sich der Luftwiderstand anfühlen musste, wenn man mit einer knisternden Hülle von Federn bedeckt war. Den Stimmen nach zu urteilen, war der gewaltige Schwarm zumindest aus drei Arten zusammengesetzt: Es gab Nebelkrähen, die in der Hauptstadt ziemlich häufig sind, und die man oft in Pärchen sehen kann, wie sie sich Nahrhaftes aus Brachflächen und Mülltonnen zusammensuchen. Dann waren Saatkrähen dabei, die in Berlin selten geworden sind. Sie fliegen weit ins Umland, um sich zu ernähren,

finden aber in der Ödflächen der industriellen Landwirtschaft immer weniger Nahrung. Und dann hatten sich einige Dohlen unter das Meer der schwarzen Vögel gemischt, deren nach Schabernack klingendes Gackern vereinzelt durch den Himmel hallte.

Im Winter sind riesige Krähenschwärme ein spektakuläres, aber immer noch ziemlich regelmäßiges Phänomen in Berlin. Eine Weile glaubten wir, dass wir abends der gesamten Berliner Krähenpopulation dabei zuschauen durften, wie sie in den Bäumen zur Übernachtung einflog. Aber ich erfuhr, dass es mehrere dieser Schlaforte gibt, und dass sie nicht alle so romantisch abgelegt sind wie unsere stille Waldlichtung. Es gibt einen anderen Megaschwarm, der etwa viertausend Individuen umfasst, und der mitten im Stadtzentrum nächtigt. Die Rabenvögel sammeln sich nach Beginn der Dunkelheit auf einem Hochhaus an der Spree im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg, beginnen dann, unter lautem Krächzen durch den abendlichen Stadthimmel zu kreisen, schneiden im ausgedehnten Zug die langwelligen Bänder der Winterdämmerung im Westen, und suchen sich schließlich ihren Schlafplatz nahe dem Dom und der Baustelle des neuen Stadtschlösses.

Im hell erleuchteten Stadtzentrum herrscht eine andere Atmosphäre als im stillen Wald. Aber die existenzielle Lektion ist die gleiche: Die Welt gebiert sich beständig selbst, und ich kann ein lustvoller Teil dieses Gebärens sein. Für mich ist dieses Gefühl sogar noch stärker, wenn ich es inmitten von Beton, Stahl, Asphalt, blendendem Licht und in den Ecken versammelten Abfalls erfahre. Vielen Touristen und einer zunehmenden Zahl von Birdwatchern geht es ebenso. Zerfranste Federn verwirbeln die Luft und verursachen eine urtümliche Reaktion in der Chemie der Welt, eine Phasendrehung, in der innerliche Erfahrungen zu sicht- und hörbarer Form koagulieren. Die sinnliche Gegenwart der Körper bringt einen Raum des Fühlens hervor. Wir können daraus nicht entkommen, weil dieses das Prinzip ist, aus dem wir hervorgegangen sind.

Über die Stadtfläche Berlins sind noch weitere Schlafzonen verteilt. Die ungewöhnlichste befindet sich innerhalb des zentralen Terminals am Flughafens Tegel. Das Gebäude, errichtet in den 1970er Jahren, ist als Oktogon um eine innere Freifläche angelegt, auf der Autos parken. In der Mitte dieses Parkplatzes wurde vor ein paar Jahren ein riesiges Metallgerüst errichtet, das gewiss zwanzig Meter in die Luft ragt. Außen ist das Gerüst mit übergroßen Werbeplakaten auf Kunststofffolie bespannt. Die Innenseite gehört den Krähen. In der Metallkonstruktion krallen sich an kalten Winternächten manchmal mehrere tausend Tiere zum Schlafen fest.

Die Vögel teilen sich die Freiflächen des Flugplatzes zwischen Start- und Rollbahnen mit den Flugzeugen. Sie verursachen kaum Zwischenfälle. Die Krähen sind so intelligent, dass sie vor dem Überqueren des Flugfelds nach einer startenden oder landenden Maschine Ausschau halten und warten, bis das Flugzeug in sicherer Entfernung ist. In der Nähe des Airports gibt es auch eine sommerliche Brutkolonie der Saatkrähen mit Dutzenden von Nestern in hohen Eichen. (Nebelkrähen dagegen brüten in Paaren). Eine Saatkrähenkolonie benötigt während der Brut für ihren Nachwuchs sehr viel Protein auf kleiner Fläche – und die Tiere finden genügend Insekten, Würmer und Mäuse auf den Rasenflächen zwischen den Rollfeldern. Mehrfach hat die Berliner Feuerwehr in den letzten Jahrzehnten versucht, die Nester mit gezieltem Beschuss aus ihren Hochdruckschläuchen zu zerstören. Doch obwohl nach solchen Attacken Trümmer von Nestern und tote Jungvögel auf den Gehwegplatten lagen, konnten die Menschen die Vögel nicht vertreiben. Heute sind Saatkrähen streng geschützt und dürfen nicht mehr mit Wasserkanonen beschossen werden.

Wir streckten uns auf dem Boden aus. Er war kalt, aber so war es leichter, den Himmel zu beobachten. Und es war leichter, sich als Teil zu fühlen. Wir schauten nach oben, unsere Rücken auf den unregelmäßig vorstehenden Soden halbgefrorenen Grases. Unsere Haare raschelten leise im alten Laub. Die Krähen wurden über den Nachthimmel gezogen, hin und her, vor und zurück, als wären sie feine Trümmerteile, die im Ozean treiben, durch eine Engstelle wirbeln, dabei Strudel an den Rändern bilden, die sich zu Schleifen und stagnierenden Ruhezeiten ausfächern, vorübergehend. Die Vögel trieben vorbei, als wären sie zerstreute trockene Blätter, die der Herbst in einer Straßenecke vergessen hat, vor den geschlossenen Rollläden eines Geschäfts, und die vom Wind emporgetragen und über den Himmel verteilt werden. Die Vögel regneten durch den Raum wie Asche, die von einem Feuer emporgerissen und vom Wind zerteilt wird, schwarze Splitter, die Leere ausfüllend. Sie flatterten empor wie Fledermäuse, die bei Nachtfall aus einer tropischen Höhle hervorwirbeln, aus der Ferne ununterscheidbar von aufquellenden Türmen aus Rauch.

Es fühlte sich an, als wären die wirbelnden und tanzenden, durch das letzte Licht schießenden Krähen die Leere, die sich von allein in feste Körper differenzierte, Körper, die jeweils Ziele und Bedürfnisse haben, die jeweils ihre eigene Stimme und Geschwindigkeit haben, eine einzigartige Weise, den unsichtbaren Seidenschirm der Luft mit

ihren messerscharfen Kurven zu zerschneiden. Und ich dachte, darin läge der Grund dafür, dass der Tanz der Vögel so viel Freude in uns hervorrief: Weil wir Zeuge waren, wie sich die Leere in Individuen differenzierte, die sich jeweils behaupteten, und die für diese Behauptung die Luft brauchten und die Bäume und die Dunkelheit und den Wind und die anderen – und uns, ihre Bewunderer.

Etwas erschien als unendlich richtig. Ein Sich-selbst-Suchen und Sich-selbst-Finden, ein Den-anderen-Suchen und Vom-anderen-Gefundenwerden, ein Treffen und Getroffenwerden von einem anderen warmen Körper. Und zur selben Zeit war es ein Tanz der namenlosen gezackten Schatten, Brown'sche Bewegung von gigantischen krächzenden Molekülen, gemischt mit etwas kleineren gackernden Dohlen-Atomen. Und es war beides, und das eine durch das andere: Die Brown'sche Molekularbewegung erwies sich als die Selbsterfahrung der gewaltigen Psyche, die alles ist.

Die wirbelnden Krähen, die mit ihren rauen Schreien den Dom der frostigen Luft füllen, sind nur eine der Kräfte, die uns daran erinnern, denn wir sind Körper wie sie. Aus diesem Grund, das hat die Erforschung der Spiegelneuronen in unserem Gehirn gezeigt, sind die Erfahrungen der Krähen uns zugänglich. Wir fühlen sie buchstäblich in unseren Körpern, wenn wir die Tiere bei ihren Bewegungen sehen. Aber in einer umfassenderen Wahrheit ist alles Psyche, weil alles Körper ist. Die sinkende Sonne, die in einer Aura von Gold und Purpur ertrinkt. Das schüchterne Rascheln der feuchten Blätter unter unseren Sohlen. Die frische, kalte Luft, die vor winzigen Tröpfchen perlt, von denen jedes mit einer feinen Druckwelle in unsere Schleimhäute stürzt. Die Falten und Runzeln der Kiefernrinde. Die kalten Kristalle, die den Boden bilden.

Diese Arten von Offenbarungen brachten uns dazu, uns zu umarmen. Wir brauchten auch etwas körperliche Wärme. Wir lagen dort ausgestreckt auf dem kalten Boden, der um uns vor Eiskristallen glitzerte, und starrten in die Leere, die sich von selbst mit Präsenz und Zweck füllte, weil Körper mit Bedürfnissen und Begehren sie erfüllten, und die sich dann wieder entleerte. Wir rückten enger aneinander, auf dem Waldboden zusammengekauert, dort, wo wir Stunden an langen Sommerabenden verbracht hatten, beschienen vom Licht der transparenten Stengel des weichen Waldgrases, unbewegt, wie es schien, Ewigkeiten lang.

Und da war es: Das Treffen zweier warmer Körper, welches die Quelle aller Neuheit und aller Veränderung ist, die sich denken lassen: das Treffen zweier Körper, zwei Atome, die ineinander krachen und

Der Schlüssel dazu, dass wir an all diesem teilnehmen können, ist unser Körper. Wir alle wissen, wie es ist, Materie zu sein, in all ihren Formen und Gestalten, weil wir alle miteinander teilen, Materie zu sein.

ein neues Molekül formen, zwei Ascheflocken, die sich verbacken und eine Schicht fruchtbares Mineral auf dem Boden bilden, zwei Saatkrähen, die sich entschließen, sich Feder an Feder auf der alten Kiefer niederzulassen. Einander nah zu sein in einer Umarmung war nichts anderes, als Teil der Strudel und Ströme zu sein, welche die Materie aufrühren. So zusammen zu liegen war eine seltsam doppelte Erfahrung, zusammengesetzt aus dem Gefühl, sehr lebendig zu sein und zugleich ganz Teil der mineralischen Welt, der Rücken vom Boden aus mit Kälte durchflutet, die Haut gekitzelt vom kalten Abenddunst.

Der Schlüssel dazu, dass wir an all diesem teilnehmen können und diese Einsichten erfahren dürfen, ist unser Körper. Es ist der Umstand, dass die Krähen und Dohlen, so wie wir auch, tatsächlich Ascheflocken sind, und Wassertropfen, aus den Elementen gemacht. Sie, so wie wir, sind Schwere im Raum, die in andere Schwere hineinstoßen kann, ihre Form ändern, nach Expansion dürsten, sich im Rückzug wegbiegen kann. Wir alle wissen, wie es ist, Materie zu sein, in all ihren Formen und Gestalten, als solider Untergrund, als Flüssigkeit, als Luft, weil wir alle miteinander teilen, Materie zu sein. Die Krähen, die sich trafen und vermischten, kreischend und aufgeregt, bevor sie auf den Kiefern aufbaumten, um ihre Augen für eine Nacht voller Schlaf zu schließen, waren Schlüssel zur Totalität, welche alle individuellen Dinge umfasst und welche auch hinter meiner eigenen Individualität steht.

Als wir dort in der Nacht hingestreckt auf dem Waldboden lagen, unter dem unablässigen Regen rauher Rufe, die von den wirbelnden Aschepartikeln aufstiegen, deren Tanz die Leere bevölkerte, kam mir der Gedanke: Wir wissen auch, was es heißt, Materie zu sein, weil

¹ Die hier beschriebene Freude und Lebendigkeit stehen nicht im Widerspruch zum grundlegenden Fakt unserer Sterblichkeit. Vielmehr können wir nur lebendig sein, weil wir vergänglich sind. Wie Andreas Weber an einer anderen Stelle seines Buchs schreibt, gründet unsere europatriarchale Kultur jedoch »auf der Behinderung der gegenseitigen Verwandlung, die allein durch den Tod möglich wird. Nichts ist unökologischer als Unsterblichkeit. Nichts ist weniger egalitär in einer Welt der Sterblichen, in einer Welt, die davon zehrt, dass sie essbar ist und nur so sich jeden Tag neu gebären kann. Das eigene Ego in den Vordergrund zu stellen, heißt Anspruch auf Unvergänglichkeit zu erheben. Das ist die ökologische Todsünde. (*Essbar sein*, S. 42)

wir Materie *sind*. Da wir Materie sind, wissen wir auch, wie es sich anfühlt, Materie zu sein, weil unser Gefühl ein Aspekt der Wirklichkeit von Materie ist, eine ihrer Weisen, sich zu zeigen. Und daher wissen wir, dass Materie zu sein heißt, voller Leben zu sein, und dass voller Leben zu sein heißt, in der Freude zu sein.¹

Von diesem Standpunkt aus sind die Krähen die Luft selbst, sie sind nicht verschieden von ihr, sondern eine ihrer Weisen zu sein, oder vielmehr, sich selbst zu begehren. Das Krähenwesen entdeckt etwas in der Luft, was kein anderes aufzuspüren vermag, und zugleich enthüllt es, dass alles, was existiert, das gleiche ist: wirbelnde Flocken von Materie in einem Strom, der sie aufwärts trägt, sie verschlingt, sie zerkrümelt, sie verwandelt wieder ausspuckt, in neuem Arrangement, neu geboren; Partikel, die zu guter Letzt nichts sind als Strudel in einem gewaltigen Wirbel strömenden Seins; weiß wie treibender Schnee, durchscheinend wie der beständige Tropfen, zerklüftet und fragmentiert wie die schwarzen Federn im nächtlichen Himmel.

Wir können fühlen, weil das Ganze ein unablässiges Sich-Durchmischen von Körpern und Energien ist, zusammengebunden und wieder getrennt vom Begehren gegenseitiger Befruchtung. Wir können fühlen, weil diese materielle Welt in den unzählbaren Re-Arrangements ihrer Substanz jede Veränderung spürt, die ihr widerfährt. Alles, was geschieht, jeder Unterschied, der sich einstellt, ist bedeutungsvoll. Er bringt mehr oder weniger Fruchtbarkeit, mehr oder weniger Verwirklichung der eigenen Individualität. Alles, was geschieht, ist ein Wandel des Ausdrucks auf dem Gesicht, das diese Welt ist, und ruft eine Regung in der umfassenden Psyche hervor, in jenem »Reservoir der Dunkelheit«.

Unser Denken hat die Hellsichtigkeit älterer Zeiten verworfen, als Menschen überzeugt waren, dass das Sichtbare immer die Zeichen von etwas trug, das sich ausdrückt und das wir verstehen können, von einer Kraft, mit der wir nicht direkt kommunizieren können (weil es die gleiche Kraft ist, die auch uns formt), sondern nur indirekt. Den Flug und den Ruf der Krähen interpretierten im antiken Rom die Auguren, die bei wichtigen Ereignissen gerufen wurden, um eine Entscheidung der politischen Gemeinschaft im Einklang mit den größeren Mächten zu treffen. Um das zu tun, zog der Augure ein Viereck in den Sand, oder mit Kreide in einen Raum, stellte sich hinein, und wartete, die Augen in den Himmel gerichtet.

Was würde ein Augure, auf dem Boden kauern im gefrorenen Grunewald, aus den dort oben kreisenden Vögeln lesen? Würde er entziffern, dass es Zeit ist, nach Hause zu gehen und einander mit

Sanftheit zu behandeln, dankbar zu sein für einen warmen Schlafplatz, dankbar zu sein, der weiten Gemeinschaft der Körper anzugehören? Würde er dem Gurren und Krächzen entnehmen, dass alles Stimme hat, und dass es darauf ankommt, jede und jeden zu hören, dass jede Stimme gewollt und gebraucht ist? Würde er verstehen, dass das große Maschenwerk sich entfaltender Prozesse, in dem sich Realität manifestiert, unendlich kostbar ist, und unendlich stark? Würde der Seher die Botschaft der Vögel darin zusammenfassen, dass wir weniger rationale Gesetze brauchen und mehr auf unser Gefühl hören sollten? Oder würde er nur schweigend dasitzen und erfassen, dass alle Vögel, indem sie da oben kreisen und einander jagen, sich zu Haufen sammelnd und einander wieder verlierend, einen konstanten Strom von Liebe bilden, der alles erfasst, der das Ganze umgreift und spiegelt, so dass es sich selbst hören kann, von Anderen gehört werden kann und sich weiter zu erhalten vermag?

Große Krähenschwärme wie der, den wir fast jeden Abend im Winter auf unserer Lichtung erwarteten, nehmen sich winzig aus im Vergleich zur Zahl der Vögel, die während der Winter der 1970er Jahre in die deutsche Hauptstadt einfielen. Ornithologen nehmen an, dass sich damals mehr als sechzigtausend Krähen in verschiedenen Stadtteilen versammelten. Aber in den letzten zwanzig Jahren sind diese Zahlen zusammen geschmolzen. Die Saatkrähen-Population halbierte sich zwischen 1990 und 2000. Heute ist ihre Kolonie am Flughafen Tegel die letzte, die sich in der Hauptstadt gehalten hat. Die Zahl der Nebelkrähen ist ebenfalls zusammengebrochen und nimmt weiter ab. Allein im Jahrzehnt zwischen 2004 und 2014 ging ihr Bestand um den Faktor vier oder fünf zurück. Derzeit brüten noch etwa fünftausend Paare in der Stadt. Dieser Schwund hat nach Auffassung des Ornithologen Hans-Jürgen Stork, der viele Jahre lang die Berliner Gruppe der Naturschutzorganisation NABU leitete, mit dem großflächigen Erlöschen der Krähenpopulation weiter im Osten zu tun, die einst geschlossen zur Überwinterung in Berlin einflog. Industrieller Landbau hat die Landschaft auch dort – in Polen, der Ukraine und Russland – von Leben leergefegt.

Ist die Bewegung der Seele, deren Zeuge wir wurden, während die Luft vor rauhen Rufen ächzte, dazu verurteilt, bald zu enden? Können wir Menschen ohne Seele existieren? Indem wir die Völker der Krähen fortschicken, so fürchte ich, dünnen wir nicht nur Ökosysteme aus, sprengen nicht nur Nahrungsketten und schwächen so letztlich das, dessen Ende uns selbst im Sein verankert. Wir zerstören nicht

einfach nur eine individuelle Art zu sein (die koboldhafte Weisheit des Genus *Corvus*). Wir interferieren auch auf direkte Weise mit Seele. Wir pfuschen an unserer eigenen Seele herum, erlauben unserer eigenen Psyche (von griechisch *psyché*, »Atem«, »Hauch«, »Seele«) zu schrumpfen, weil diese nicht verschieden ist von jener gewaltigen, umfassenden beseelten Sphäre, die der Ökopsychologe David Abram so treffend die »mehr-als-menschliche-Welt« nennt.² Wir ruinieren Seele, und damit die Hoffnung, dass sich Seele durch das Begehren, die wahrgemachten Bedürfnisse ihrer Körperlichkeit, wieder verjüngt und wieder füllt, jener Körperlichkeit, welche Materie in all ihren Formen ist. Wenn wir es uns versagen, diesen Wesen Raum zu gewähren, werden sie gehen, und sie werden die Leere in uns selbst zu unerträglich machen, als dass wir sie überleben könnten.

Anthropologen berichten, dass die ursprünglichen amerikanischen Völker Krähen und Raben hoch schätzten. Diese galten ihnen als genuin mystische Wesen. Die schwarzen Vögel haben eine überragende Intelligenz (Raben bestehen mit Leichtigkeit den Spiegeltest für Selbstbewusstsein). In ihrer Schlaueit erscheinen sie derart menschlich, dass sie zum schamanischen Vogel par excellence wurden und eine Mittlerrolle zwischen der alltäglichen Welt und dem Reich der Geister einnahmen. In der europäischen Folklore werden Hexen und Magier oft von Raben begleitet. Das Zaubertier sitzt auf ihrer Schulter, plappert über die jeweils richtige Zauberformel, in jeder Hinsicht intelligenter als seine halb-menschliche Begleitung.

Bei den eingeborenen Völkern Amerikas gibt es eine Überlieferung, die Licht auf das wirft, was ich meine, wenn ich sage, dass wir unweigerlich Seele zerstören, wenn wir die sich selbst erschaffende Fruchtbarkeit zerstören, und dass wir darin unsere eigene Seele töten. Das Volk der Sioux glaubt, dass die anderen Wesen, mit denen wir unseren Atem teilen, in das Reich der Geister zurückkehren, wenn wir ihnen keine Dankbarkeit zeigen. Sie werden uns verlassen, und wir werden zurückbleiben, undankbar und allein, im Schweigen und in der Leere. Erst im Februar 2019 haben weltweit führende Insektenforscher vorausgesagt, dass in hundert Jahren alle Insekten von der Erde verschwunden sein werden. Die Sicht der Sioux auf unsere Verantwortung für die Psyche der Welt, und unser Versagen, diese Verantwortung anzunehmen, ist für mich die scharfsichtigste Erklärung dessen, was gerade geschieht. Wir können nicht innere und äußere Realitäten separieren. Sich einzureden, dass dies möglich (und notwendig) sei, war von Anfang an ein tödlicher Fehler.

² David Abram, *Im Bann der sinnlichen Natur, Die Kunst der Wahrnehmung und die mehr-als-menschliche Welt*, deutsch von Matthias Fersterer und Jochen Schilk (Klein Jasedow, thinkOya, 2012).

Die Seele dürstet nach Fruchtbarkeit, ganz gleich, wo sie sich niederlässt. Sie ist in der Lage, sich ein Heim zu schaffen, wo immer sie gezwungen ist aufzubaumen, und wird darauf hinarbeiten, gegen härteste Widerstände, notfalls bis sie vollkommen zerstört ist. Aber selbst dann bleibt das Prinzip des Seelischen, nach dem sich die Wirklichkeit entfaltet, unzerstörbar. Psyche ist die unvergängliche Macht; die Welt mischt ohne Unterlass ihre Bruchstücke neu, erlaubt ihnen, einander zu begegnen und sich miteinander zu verzahnen, in neue Muster arrangiert zu werden, zu überlappen, sich zu kreuzen, um fruchtbare Verwandlungen dort zu treffen, wo vorher keine waren. Psyche hat Menschen nicht besonders nötig. Sie spielt mit ihnen, sie schmilzt sie zu anderen Formen, anderen Verbindungen. Sie formt mit ebenso großem Eifer statt Menschen Steine und Splitter, mit ebenso viel Beflissenheit und Fühlen. Sie kann warten, während Universen sich gebildet und wieder kontrahiert haben und in neuer Bildung begriffen sind. Sie kennt keine Zeit, nur Begehren, das die Quelle aller Zeit ist.

Wir erkennen Vögel als besondere Hüter dieses Seelischen. Es mag damit zusammenhängen, dass sie singen wie wir, dass ihre Melodien, in Noten umgeschrieben, sich nahtlos in unsere Musik einfügen, dass sie Stimme schaffen, wo uns diese fehlt. Es mag daran liegen, dass Vögel zu fliegen vermögen, und damit über eine magische Fähigkeit verfügen: Sie verwandeln die Schwere in Freiheit. Der Gedanke ist ein Vogel, der frei reist. Die Seele fliegt auf Vogelschwingen, wohin sie sich sehnt. Und zugleich zeigen sie, die mit feinstem daunigen Geäst Gefiederten, dass Materie als Freiheit, zu sein, keiner Zauberkraft bedarf, sondern dass sie die Fähigkeit noch des zerbrechlichsten, winzigsten Körpers ist, die Macht von einigen wenigen Gramm warm durchblutetem Stoff in der Kälte einer eisigen Nacht, die Kraft der im Zusammenrücken raschelnden Federn, weich wie die Brise, hart wie die Biegung der steilsten Schikane.

Ich dachte an die Lerche, die Vögel des sonnigen Tages, nicht wie die Krähen Sänger der einbrechenden Nacht, sondern des auflebenden Lichts. Wie die Lerchen ihre Stimmen in den Himmel werfen, ein nach oben fallender Regen feiner und feinsten Stimmsplitter, ein Sich-Verausgaben in die Luft hinein, die sich mit zitternder Stimme füllt, die Stimme in sich hineinverwandelt. Die Töne, ausgeatmet von den Syrinxen der winzigen Vögel, flügelplatternd; wie diese Töne aus ihnen hervorbrechen, Fragmente ihrer winzigen Leiber, die darin aufgehen, Klang gewordener Atem, der sich in kleine und immer kleinere Kristalle auflöst bis er ganz ausgeatmet ist, in den Bogen

über meinem Kopf verwandelt, in das gespannte Nichts, das mir, hinein, hinaus, hinein, hinaus, immer weiter nach oben in den Körper sinkt, bis er Stimme ist, stumm.

/

An einem Wintertag ging ich durch den Grunewald über verharschten Schnee. Die Luft klirrte vor Kälte. Mein Atem bildete fest umrissene Wolken vor meinem Gesicht, die beim Weitergehen an mir vorbei trieben. Plötzlich befand ich mich in einem kleinen Schwarm von Wintergoldhähnchen, die um mich herum in den Zweigen saßen. Ich hörte ihr feines Zirpen, fein wie zerbrechliches Glas, fein wie Fäden aus Eis, die Resonanzfrequenz dieses glitzernden Morgens. »Wintergoldhähnchen brüten überwiegend in Nadelbäumen. Sie verwenden zum Bau ihrer Nester unter anderem Spinnstoffe aus den Eierkokons von Spinnen und den Gespinsten einiger Raupenarten und errichten dadurch ein besonders stabiles Hängenest. Es ist so gut isoliert, dass das Weibchen bei jeder Witterung bis zu fünfundzwanzig Minuten die zu bebrütenden Eier verlassen kann, ohne dass diese auskühlen«, so ist bei Wikipedia nachzulesen. Wie schwerelos huschten an jenem Morgen die winzigen Federbälle über die Zweige, umflatterten die schlafenden Knospen, fanden hier und da ein Stück Nahrung – leicht, fast als wären sie keine Körper, sondern nur raschelnde Bewegung, Knistern der gefrierenden Luft, glitzerndes Gespräch der körperlosen Eiskristalle mit sich selbst.

Stille fiel auf die kahlen Bäume. Uns wurde ernstlich kalt. Die Krähen waren zwischen den Ästen verschwunden. Hier und da konnten wir ein leises Knistern hören, wenn ein Vogel sein Gewicht auf einem Zweig verlagerte, kurz mit den Flügeln schlug und die seidigen Schwungfedern rascheln ließ, sein Gefieder an der Borke oder dem Federkleid eines anderen Vogels rieb. Die Stille war plötzlich eingetreten, nur Momente vorher war es am Himmel noch lärmig gewesen, Rufe hie und da, singende Federn. Den Schwund von ein paar hundert Vögeln in der Luft hin zu wenigen Dutzend hatten wir kaum wahrgenommen. Der Wechsel von ein paar Dutzend zu keinem einzigen mehr war ein klarer Schnitt.

Wir hörten Bewegung im Unterholz zwischen den Bäumen, gedämpftes niederfrequentes Rumpeln, und wussten, dass die Wildschweine bald hervorkommen würden. Wir streckten unsere tauben Glieder, standen auf und zogen die Räder vom Waldboden hoch. Auch der Pudel reckte sich, den Vorderkörper gesenkt, das Hinterteil mit dem hin und her klappenden Schwanz aufgerichtet. Während wir die

Vögel beobachteten, hatte der Hund auf seinen Hinterbeinen gesessen und in den dunklen Wald gestarrt, als ob er beständig damit rechnete, dass sich eine große Bestie zwischen den Stämmen manifestieren würde.

Wir fuhren schweigend zurück, die Lichter ausgeschaltet. Unsere Augen hatten sich perfekt an die Dunkelheit angepasst. Während wir über den Waldboden rollten und manchmal sanft über Wurzeln hoppelten, hörten wir, wie sich die Vögel in den Bäumen direkt über uns bewegten. Unsere Vorbeifahrt hinterließ ein Kielwasser aus Tönen, ein feines Knistern von Federn, ein Prickeln weicher Körper. Wir bewegten uns voran und die Welt rührte sich kurz und faltete sich wieder in sich selbst zurück.

Wir hielten an, als wir den Waldrand erreichten. Für ein paar Momente konnten wir unter den elektrischen Lichtern nichts sehen. Ich schaltete den Scheinwerfer ein, klemmte mir den Hund unter den Arm, küsste deine Lippen, immer noch so warm. Ein Kuss war vermutlich die passendste Kurzschrift für den großen Austauschprozess zwischen den Körpern, der Verwandlung gebiert und den Dingen erlaubt zu blühen, und den wir Welt nennen. Die am stärksten Dauerhaftigkeit verbürgende Geste. Ich sagte einen stillen Dank an den Geist des Waldes, dieser sinnlichen Manifestation einer allumfassenden Seele.

Andreas Webers Buch *Essbar sein* ist soeben bei thinkOya erschienen. Mehr über die Biologie der Verbundenheit ist in seinem Grundlagenwerk *Alles fühlt* (Klein Jasedow, thinkOya, 2014) nachzulesen sowie in dem Gespräch »Verwandlung im freien Fall« in Oya 71/2022, S. 58–61.

Ptači kwas (Vogelhochzeit)

Im Kindergarten feierten wir jedes Jahr die Vogelhochzeit. Ich erinnere mich an das Gefühl tiefer Ernsthaftigkeit, das mich als Vier- oder Fünfjährige beim Ausschneiden, Bemalen und Bekleben von Flügeln und Schnabel für mein Kostüm ergriff. Welche Rolle ich spielen würde – ob Musikantin, Bräutigam oder Köchin –, war nicht wichtig, und ich weiß tatsächlich nicht mehr, welche Rollen ich in diesen Jahren innehatte. Wichtig war dagegen, mich gut vorzubereiten, die Rolle, die ich bekam, voll und ganz zu verkörpern und das Hochzeitsspiel gemeinsam aufzuführen. Die »Vogelhochzeit«, auf obersorbisch *ptači kwas*, ist ein Brauch im Jahreskreis, der in der Lausitz am 25. Januar feierlich begangen wird. Neben der Inszenierung im Kindergarten gehört dazu, am Vorabend einen Teller vor die Tür zu stellen, der am nächsten Morgen mit bestimmtem Gebäck – *sroki* (mit Zuckerguss überzogene Teigvögel), *schmätzl* (Baiservögel) und *kremnester* (mit Buttercreme und Schokolade überzogene Keksenster mit Zuckereiern) – gefüllt ist. Im Brauch haben die Vögel die Süßwaren als Dank für die Winterfütterung überbracht. Anders als in dem bekannten Volkslied heiraten in der Lausitz Elster und (Kolk-)Rabe, beides Vogelarten, die tatsächlich bereits Ende Januar mit dem Nestbau beginnen.

Während der Schulzeit blieb ich über die jährlichen Theateraufführungen des Sorbischen National-Ensembles in Bautzen mit dem Brauch verbunden. Die Stücke zu Jahresbeginn greifen das Motiv der Vogelhochzeit auf und verweben es mit aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskursen. Als meine eigenen Kinder später in Berlin in den Kindergarten kamen, verspürte ich den starken Wunsch, dass sie den Zauber der Vogelhochzeit auch erleben können, musste aber erkennen, dass sich ein gemeinschaftsgetragenes, in einer bestimmten Region verwurzeltes Ritual nicht einfach übertragen lässt. Dennoch erwacht in mir jedes Jahr am Ende des Winters ein leiser Ruf, der mich an die Vogelhochzeit erinnert. So ähnlich stelle ich mir das Gefühl vor, welches Zugvögel haben, wenn sie spüren, dass es Zeit ist, ins Sommer- oder Winterquartier aufzubrechen. Letztes Jahr habe ich es zum ersten Mal geschafft, rechtzeitig an die Vogelhochzeit zu denken, und habe für unser winterliches Redaktionstreffen Vogelhochzeitsgebäck aus meiner Heimat mitgebracht. *Maria König*



Landraub, Rentiere und heilige Berge

Als Reaktion auf die Klimakrise findet derzeit weltweit ein Wettlauf um erneuerbare Energieressourcen statt. So werden in Norwegen im Namen einer grünen Energiewende – unter deutscher Beteiligung – Lebensräume der indigenen Sámi und ihrer Rentiere geraubt, um Windparks zu bauen.

von Marie Storli und Marin Håskjold

Die Herausforderungen der Gegenwart sind vielfältig und die dafür vorgeschlagenen Lösungsansätze oft widersprüchlich. Zwar ist es ein positives Signal, dass der Klimaschutz endlich auf der politischen Agenda angekommen ist. Dadurch wird jedoch ein stetig wachsender Hunger nach natürlichen Ressourcen geschürt, der zu einem nie dagewesenen Wettlauf um Bodenschätze, Land und Wasser führt. Während wir diese Zeilen schreiben, entbrennen an vielen Orten Konflikte zwischen jenen, die den Klimaschutz und die »grüne« Energiewende vorantreiben wollen, und jenen, die die »Natur« schützen wollen. Als ob das konkurrierende Ziele wären!

Diese Ausbeutung der Erde im Namen der Energiewende findet nicht nur im Globalen Süden, sondern auch vor unserer eigenen Haustür statt. Wer bei Norwegen zuerst an endlose Gebirgslandschaften mit unberührter Natur oder an eine europäische Erdölförderung denkt, mag überrascht sein, die erschreckende Geschichte einer grün getünchten Kolonialmacht in Nordeuropa zu hören.

Unsere Geschichte handelt davon, wie indigene Gebiete für die Ausbeutung »erneuerbarer Energien« geopfert und wie die Menschenrechte der Sámi mit Füßen getreten werden – und all das im Namen des Klimaschutzes. Dabei stellt sich uns nicht nur die Frage, welche Welt wir künftigen Generationen hinterlassen wollen, sondern auch jene, was »Natur« eigentlich ist und wie genau wir mit ihr verbunden sind. Aber eins nach dem anderen.

Sápmi – spurloses Land

Die Sámi führen seit Jahrtausenden ein halbnomadisches Leben in Nordeuropa – vom Inland bis zur Küste über Gebirgsketten, Flüsse und Fjorde hinweg. Die Heimat der Sámi heißt »Sápmi« und erstreckt sich über die nördlichen Teile jener Gebiete, die heute Russland,

Finnland, Schweden und Norwegen genannt werden. Seit unvordenklicher Zeit leben die Sámi in dieser Region und teilen ihr Land mit all den Anderen, die dort leben. Anders als wir – die moderne, westliche Mainstream-Gesellschaft – haben sie dort keine Spuren hinterlassen, sondern leben mit Respekt vor der Erde, vor allen anderen, mit denen wir diese Erde teilen, und vor den nachfolgenden Generationen.¹

Fällt es uns vielleicht gerade deshalb so schwer, die Sámi zu respektieren, weil sie keine Spuren hinterlassen? Haben westliche Nationen nicht mit ebendieser Begründung andere Zivilisationen kolonialisiert? – Weil weiße Männer an scheinbar leeren Gestaden landeten und in sogenannte jungfräuliche Landschaften vordrangen und sich dachten: »All das könnte meins sein!«

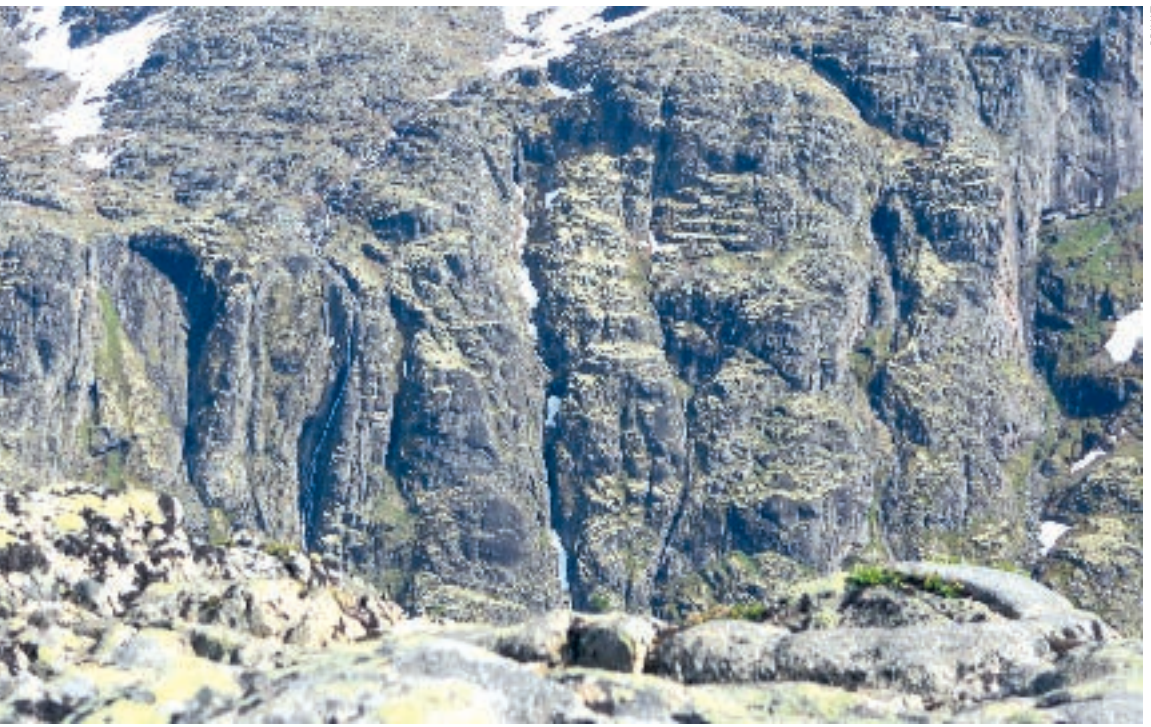
Befinden wir uns gegenwärtig nicht genau deshalb in diesem Schlamassel, weil wir viel zu viele Spuren – Giftmüll, Emissionen, Abholzung usw. – hinterlassen, an denen die Erde zu ersticken droht? In unserer Kultur, der dominanten Mainstream-Kultur des imperialistischen Globalen Nordens, bekommen wir hingegen immer zu hören, dass wir Spuren hinterlassen, uns verewigen sollten. Die Namen der Erfolgreichen werden nämlich in Stein gemeißelt. Sie schreiben Geschichte. Wer reich ist, schützt sein »Eigentum« durch Zäune, damit Andere sich nichts davon unter den Nagel reißen.

Auf Abwege geraten

Vor etwa einem Jahr, als wir beide zu Hause in Oslo beim Frühstück saßen, kam uns die Idee zu einem neuen Filmprojekt. Uns war etwas zu Ohren gekommen, das unser Interesse geweckt hatte. Beide waren wir in norwegischen Kleinstädten in Sápmi aufgewachsen, ohne – zumindest wissentlich – sámische Wurzeln zu haben. Somit wussten wir, dass es dort Berge gibt, die den Sámi als heilig gelten. Nun hatten wir jedoch erfahren, dass manche dieser Berge wie Vulven geformt seien.

Als lesbisches Paar haben wir nicht nur Vulven, sondern sind auch bestens damit vertraut. Trotzdem waren wir irritiert: Wie konnten Vulven als heilig gelten? War das nicht absurd? Während wir uns über verschiedene Aspekte von weiblichen Genitalien, Bergen und Weltsichten unterhielten, dämmerte uns, dass die Verbindung von Vulva, Fruchtbarkeit und dem Heiligen kein bisschen absurd war. Im Gegenteil! Absurd war vielmehr, dass uns diese Verbindung bislang entgangen war. Uns wurde klar, dass sowohl unsere Sicht auf die »Natur« als auch auf unsere Mösen ziemlich schräg war. Wir wollten herausfinden, wann wir auf solche Abwege geraten waren.

¹ Siehe das von Lara Mallien und Matthias Fersterer geführte Interview mit der finnischen Mythenforscherin Kaarina Kailo »Auf der Fährte der großen Bärin«, Oya 62/2021, S. 44 f., sowie Lara Malliens auf Grundlage eines Gesprächs mit dem Sámi-Aktivistin Andrey Danilov entstandenen Artikel »Wir stammen von den Rentieren ab«, Oya 63/2021, S. 46–49.



Was haben Berge, die wie Vulven geformt sind, mit ...

Es gibt viele oftmals widersprüchliche Perspektiven auf »Natur« – selbst unter Menschen, die sich mit Naturschutz befassen. Manchen gelten beispielsweise Windräder als Symbole nachhaltiger Entwicklung. Andere sehen darin Naturzerstörung und Kolonialismus. Bis vor Kurzem hatten wir Windkraft noch für etwas Positives gehalten, das den Weg zu einer grünen Energiewende weist. Mit einem Mal änderte sich jedoch unsere Sicht darauf, was Windräder insbesondere an ihren Standorten bedeuten. Dieses Jahr haben wir an Demonstrationen gegen einen großen Windpark in Norwegen teilgenommen. Was war geschehen?

Was ist »Natur«?

Es ist schwierig, genau zu bestimmen, wann sich unsere Sicht auf die Natur verändert. Die meisten Kinder sprechen intuitiv mit den Pflanzen, tanzen mit den Gräsern und grüßen die Bäume. Als Kinder erscheint uns das ganz normal, aber mit zunehmendem Alter »lernen« wir, dass es wunderlich sei, mit der Natur zu sprechen. Wie viel wir von den Pflanzen, Tieren, Flüssen und Bergen lernen könnten, wenn wir uns weiter mit der mehr-als-menschlichen Welt unterhalten würden! Stattdessen erzählen wir uns Geschichten, in denen all diese



... Sámi-Protesten vor dem Energieministerium in Oslo zu tun?

Lebewesen unter dem Begriff »Natur« vereinnahmt werden und in erster Linie zur Erfüllung unserer menschlichen Bedürfnisse da seien.

Wir sagen, wir gehen »nach draußen«, »in die Natur«. Und dann gehen wir wieder »nach Hause«. Dabei ist die »Natur« auf dieser Planeten das einzige Zuhause, das wir haben. Wir Menschenwesen sind nicht zu trennen von der Erde, der Sonne, dem Wind und dem Meer. Ohne sie sind wir nichts. Es scheint, als hätten wir uns verlaufen, hätten den Weg nach Hause vergessen.

In den Naturwissenschaften herrscht oft noch ein mechanistischer Blick auf die Natur vor. Demnach funktioniert die Natur wie eine komplizierte Maschine. Diesem Irrglauben liegt die Verwechslung zwischen »kompliziert« und komplex zu Grunde. Ein Traktor, der über eine Wiese voller Pflanzen, Humus, Regenwürmer und Mikroben fährt, ist kompliziert, die Wiese selbst ist komplex. Einen Traktor in all seine Bestandteile zu zerlegen, dauert eine ganze Weile, aber es ist möglich. Durch die Untersuchung aller Bauteile bis hin zum kleinsten Schraubchen ist es möglich, vorherzusagen, wie die Einzelteile zusammenwirken, und zu erklären, wie das Ganze funktioniert. Das ist Reduktionismus. Dieser bildet immer noch einen Grundpfeiler der gegenwärtigen hegemonialen Sicht auf Natur.

Eine Wiese hingegen ist nicht kompliziert, sondern komplex. Eine Wiese lässt sich nicht in ihre Einzelteile zerlegen, um diese zu zählen, zu wiegen, zu nummerieren und dann an einem anderen Ort wieder so zusammenzusetzen, dass dort wieder die exakt gleiche Wiese entstünde. Lebewesen und Ökosysteme sind nicht auf dieselbe Weise berechenbar wie Maschinen. Sie sind etwas ganz Anderes.

Mit ein wenig Glück können wir Erwachsenen uns aber noch aus unserer Kindheit an die verzauberte Welt mit ihren unendlichen Möglichkeiten, Schätzen und Geheimnissen erinnern.

Grüner Kolonialismus

Um der Klimakatastrophe zu begegnen, müssen wir uns von fossilen Brennstoffen verabschieden. Für manche bedeutet dies, dass wir alle fossilen Energieträger durch erneuerbare Alternativen im großen Stil ersetzen müssen, ohne an unseren Lebensgewohnheiten und unserem Energieverbrauch etwas zu ändern. Die norwegische Regierung denkt, der beste Weg, um neue und grüne Energie zu erzeugen, sei der Bau großflächiger Windparks an abgelegenen Orten. Dies ist jedoch immer mit Interessenskonflikten verbunden. Einen solchen Konflikt zwischen Klimaschutz und Naturschutz gibt es zur Zeit auf der Halbinsel Fosen in Mittelnorwegen: Zwei Gebiete, Storheia und Roan, gelten dort als besonders geeignet für Windparks. Sie sind jedoch auch von großer Bedeutung für die dort lebenden Rentierhirten.

Das Leben der Sámi ist aufs Engste mit dem ihrer Rentiere verbunden und dieses wiederum mit Futtergründen, in denen die Flechten gedeihen, von denen Rentiere sich ernähren. Sámi haben versucht, die Erschließung der Gebiete zu verhindern, weil diese für ihre Tiere wichtigste Futtergründe in den Wintermonaten sind. Ohne diese Gebiete könnten sie keine Rentierzucht mehr betreiben und ihr traditioneller Lebensstil würde aussterben.²

Die norwegische Regierung scherte sich nicht um diese Einwände und setzte die Erschließung mit der Begründung fort, dass das Land »grüne Energie« brauche, um die »grüne Energiewende« voranzutreiben. Somit wurden die Windparks auf der Halbinsel Fosen gebaut, noch bevor der Fall abschließend vor Gericht verhandelt werden konnte. Es ist Norwegens drittgrößter Windpark und Europas größter Windkraftpark an Land.

Das war nicht das erste und wird auch nicht das letzte Beispiel bleiben, bei dem der norwegische Staat Land von seiner indigenen Bevölkerung raubt und zerstört. Hier ist nicht genügend Raum, um all die anderen Gebiete aufzuzählen, in denen Windparks auf

² »Die Gefährdung der Rentierzucht ist nicht nur ein Angriff auf unsere Lebensgrundlage, sondern auch auf die samische Kultur«, wird Rentierzüchterin Maja Kristine Jåma in einer Pressemitteilung der schweizerischen Gesellschaft für bedrohte Völker vom 11. Oktober 2023 zitiert. gfbv.ch.

Was wäre, wenn eine Lösung der Klimakrise schlichtweg darin läge, geraubtes Land an die indigene Bevölkerung zurückgeben?

Sámi-Land gebaut wurden und werden. Das Besondere an diesem Fall ist jedoch, dass der oberste norwegische Gerichtshof den Bau der Windräder als verfassungswidrig eingestuft hat. Er stellt eine Menschenrechtsverletzung dar.

Der norwegische Staat, so lautet das historische Urteil des Obersten Gerichtshofs, darf den Sámi dieses Land nicht wegnehmen. Er muss es an sie zurückgeben. Damit hätte der Fall eigentlich ein für alle Mal geklärt sein müssen. Wie so viele andere dachten wir, die Windräder würden nun zurückgebaut und die Flächen, so gut es eben geht, renaturiert. Doch nichts dergleichen geschah. Während wir diesen Text schreiben, sind mehr als zwei Jahre seit dem Urteil vergangen, und nach wie vor gibt es keinen Plan zur Rückgabe des Lands.

In großangelegten Protestaktionen schlossen sich Aktionsgruppen, die sich für die Rechte der Sámi und für Klimagerechtigkeit einsetzen, im gemeinsamen Kampf gegen den grünen Kolonialismus zusammen.

Zum Zeitpunkt des Urteilsspruchs 2021 lief die Produktion der Windräder in Storheia und Roan bereits seit zwei bzw. drei Jahren auf Hochtouren, und auch jetzt, in diesem Augenblick, produzieren die Windräder Strom – und Profite für ihre Eigner. Die Rentierhalter und deren Herden hingegen sind ihrer wichtigsten Winterweiden beraubt. Bis heute haben sie keinerlei Ersatz oder Entschädigung bekommen.

Die Windräder wurden inzwischen an internationale Investoren verkauft, unter anderem aus Deutschland. Die Stadtwerke München sind heute – über eine Holdinggesellschaft – im Besitz von rund 30 Prozent³ des Windparks in Roan. Weitere Anteile halten das heimische Energieunternehmen Trønderenergi, der Investmentfond Hitecvision und der mit 11 Prozent⁴ beteiligte Schweizer Energiekonzern BKW. Der Schweizer Konzern drohte bereits, dass er, falls die Windkraftanlage zurückgebaut und das Gerichtsurteil umgesetzt würde, erwäge, den norwegischen Staat zu verklagen.

Um ehrlich zu sein, hatte an diesem Punkt kaum noch jemand daran geglaubt, dass mit dem letztinstanzlichen Urteil wirklich das letzte Wort gesprochen war.

³ 1. Halbjahresbericht 2022 über Beteiligungen der Stadtwerke München vom 13.12.2022, Referat für Arbeit und Wirtschaft der Landeshauptstadt München, Abteilung Beteiligungsmanagement. [risi.muenchen.de](https://www.risi.muenchen.de)

⁴ Siehe [bkw.ch](https://www.bkw.ch)

Ein in Norwegen stationierter Vertreter der Stadtwerke München erklärte, dass sie gegenwärtig nicht planen, ihren Anteil an dem illegalen Windpark zu verkaufen, und dass ein Rückbau der Windräder keine Option sei. Silje Muotka, die Präsidentin des Sameting – des norwegischen Sámi-Parlaments –, hatte mehrfach um ein Treffen mit Vorstand und Eigentümerin der Stadtwerke München gebeten. Sie hatte diese nach Trondheim und Fosen eingeladen und auch angeboten, nach München zu reisen. Dennoch ist bislang leider kein Treffen zustande gekommen. Es scheint, als wären Verfassungs- und Menschenrechte das erste – nach den Landschaften selbst –, was auf dem Weg zu einer grünen Energiewende geopfert wird.

Vielfalt des Hoffens, Wissens und Widerstands

Wir glauben, dass es wichtig ist, sich Perspektiven und Erfahrungen, die ganz anders als die eigenen sind, zuzuwenden. Immerhin sind wir alle miteinander verbunden: alle, die diese Planetin gegenwärtig teilen, alle, die vor uns lebten, und alle, die nach uns kommen mögen. Auch über die langen Arme der kapitalistischen Maschinerie sind wir miteinander verbunden: Vielleicht war es Ihnen bislang noch nicht bewusst, dass Sie – ja, Sie! – als Stromverbraucherin in Deutschland mit dem Kampf samischer Gruppen um Landrechte auf der norwegischen Halbinsel Fosen verbunden sind. Das erinnert uns auch daran, dass der Kampf für Freiheit und gegen Unterdrückung alle angeht, hier und jetzt. Niemand ist frei, solange nicht alle frei sind.

Obwohl die Zukunft mitunter düster aussieht, bleiben wir hoffnungsvoll, dass die Konflikte um Landraub und die grüne Energiewende dazu beitragen können, grundlegende Diskussionen anzuregen und neue Bündnisse zu formen, bei denen Umweltbewegungen indigene Gruppen im Kampf um ihre Rechte unterstützen. Wir glauben, dass es wesentlich ist, darüber nachzudenken, wer wir sind, wie wir leben wollen und was ein gutes Leben im umfassenden Sinn bedeutet. In diesem Sinn geht unsere Lern- und Reflexionsreise rund um diese Frage weiter. Dabei wollen wir vielfältige Sichtweisen auf »Natur«, auf das Weibliche in der Natur und auf die Vulven in den Bergen erkunden – wir hoffen, so verschiedene Aspekte des guten Lebens und verschiedene Wissensformen zusammenführen zu können. Vielleicht werden wir so Antworten auf drängende Fragen unserer Zeit finden. Nächstes Jahr wollen wir mit der Arbeit an unserem Film beginnen.

Bei der 9. internationalen Degrowth-Konferenz in Zagreb haben wir im September 2023 die Themen unseres geplanten Films in einem Workshop mit positiver Resonanz vorgestellt.

Zwischen Hafen, Autobahn und Kraftwerk: (k)ein Dorf

Eine vielstimmige Collage aus und zum hamburgischen Dorf Moorburg – und eine Spurensuche zu den unwahrscheinlichen Falten und Mäandern der Geschichte, in denen die konkrete Utopie aufscheint.

Die weiße Villa

Als wir in die weiße Villa zogen, waren die Katzen schon lange da. 26 Katzen, eine schöner als die andere: schlaue, mutige Freigänger. Es war klar, ich werde mich um alles Leben auf dem Hof kümmern und sie unterstützen.

Reich ist die Moorburger Erde, satt und nahrhaft. Mirabellenbäume, Kirsche, Birne, Apfel – alles wächst in Lichtgeschwindigkeit. Wir waren wirklich von der Natur in Moorburg beschenkt und jeden neuen Tag erstaunt. Frösche hüpfen über die Wiese, der Graureiher war zu Besuch und auch der Fuchs schlenderte manchmal still und einsam über das üppig wachsende Gras unseres Gartens. Sogar Rehe weideten hier und ruhten sich unter den Bäumen aus; da unser Pachtland von Wassergräben umgeben war, waren sie dort geschützt.

Wenn ich jetzt die Waltershofer Straße entlang fahre, ist der Kummer groß. Moorburg wird gerade vom Bau einer Autobahn umklammert. Die Heimat vieler Lebewesen, einschließlich der Menschen, ist mit riesigen Türmen aus Sand und Steinen begrenzt worden. Dieses Jahr wird der Ibis hier nicht landen und fischen können und auch im nächsten nicht.

Warm scheint die Sonne auf Moorburg, im Hintergrund höre ich die Motoren der Bagger und Lastwagen. Ich denke an die Kühe der Bäuerin Rita, sie werden kaum noch Wiesen zum Beweiden finden. Die Katzen sind inzwischen gestorben, bis zum Schluss wurden sie liebevoll begleitet. Alles vergeht, alles wandelt sich. Es gibt keine Hoffnung, dass das umliegende Land wieder frei atmen wird. In mir aber ist Vertrauen: Vertrauen darauf, dass auch im nächsten Jahr die Frösche trotz der Straße und der Autos sich auf ihren Weg in das kühle Nass der Gräben machen werden, Vertrauen darauf, dass ein paar fühlige Leute aus Moorburg die kleinsten der kleinen Wesen unterstützen werden. Ich vertraue darauf, dass die Mirabellenbäume im Frühling blühen, und dass die Menschen in Moorburg zusammenhalten und dieses reiche Fleckchen Erde lieben, so wie ich es liebe.

Deodora Rise

Fortschritt und Hoffnung

Ich habe bei der Oya-Wirkwoche zum ersten Mal von Moorbург gehört. Oliver, der bei der Wirkwoche in Klein Jasedow dabei war, lebt dort und hat mir von diesem Dorf, einem Hamburger Stadtteil, erzählt: bedroht seit über hundert Jahren durch eine mögliche Hafenerweiterung, in meinem Geburtsjahr vor über 40 Jahren schließlich doch nicht geräumt, dauerhaft in einem Zwischenzustand – zwischen Containerterminals des Hafens, Autobahn, Kohlekraftwerk und künftigem High-Tech-grüne-Energie-Park: altes Fachwerk, blühende Wiesen, Bauwägen hinter leerstehenden Häusern. Darüber will ich schreiben, dachte ich, darum geht es, genau darum, wenn wir von Hoffnung sprechen: wie wir, zerrieben zwischen den verschiedenen Fortschrittsversprechen der sich abwechselnden Industrieepochen, dennoch Hoffnung bewahren, Hoffnung und Vertrauen, dass die Mirabellenbäume blühen mögen. Aber wie lässt sich sprechen darüber, ohne selbst eine Fortschrittsgeschichte, eine Heldengeschichte zu erzählen? Wie lässt sich Moorbург in einen Beutel packen? Wir haben Oliver gebeten, Stimmen aus Moorburg einzufangen. Danke, Oliver! *Andrea Vetter*

Eine Frischlingsperspektive

Ich lebe seit Juni 2020 in Moorburg. Hier bin ich zu Hause. Ich kümmere mich um die Fotos für die Vereinsbroschüre der örtlichen Vereine und habe wache Augen und Ohren, was die Probebaustellen für den geplanten, aber noch nicht entschiedenen Ausbau der A26-Ost betrifft. Ich helfe, wenn ich kann, und freue mich über das soziale Miteinander. Zu Moorburg fallen mir die Oya-Ausgaben 44, »Wachsen auf Sediment«, und 58, »Altlasten lieben lernen« ein. Aus meiner Frischlingsperspektive wünsche ich mir hier weniger Emissionen: weniger Kunstlicht, Abgase und Raffinerie-Gerüche, Autobahn-, Baustellen- und Hafenlärm. Ich fände es gut, wenn die Hauptstraße über die für den Hafenbetrieb gebaute Umgehungsstraße geführt würde. Wie geht es wohl unserem Boden aus chemischer Sicht und auch der Luft und dem Wasser? Als größte Gefahr sehe ich schnelle Autos auf der Dorfstraße und die geplante Autobahngroßbaustelle. Das gute Leben für alle verwirklicht sich hier schon in den Freiräumen, Grünflächen und Gärten, im Platz zum Handwerken – und in den Nachbarschaftskreisen, der Gesprächskultur und der Selbstorganisation der Menschen: dem Kulturverein Elbdeich, dem Sportverein und der freiwilligen Feuerwehr. Wie wird Moorburg wohl in 40 oder 100 Jahren aussehen? Welche Gärten und Grünflächen bleiben? Hält hier dann eine S-Bahn, entstehen Wohnhaussiedlungen? Wird Moorburg zur Stadt? Und sitzen wir dann in unseren Gärten und kleinen Häusern zwischen den wilden Mirabellenbäumen neben dem Zaun, der Straßenlaterne und dem Bürgersteig? *Oliver Schmid*

Historisches²

Die Besiedlung Moorburgs begann um 1300. 1375 erwarb der Hamburger Rat das damals noch »Glindesmoor« genannte Gebiet, um die Wege des hamburgischen Handels zu sichern und ab 1390 mit einem militärischen Bauwerk (der Moorburg, Namensgeber des Stadtteils) die Süderelbe als damaligen Hauptschiffahrtsweg zu kontrollieren.

Bereits in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg war Moorburg erstmals durch die gewaltig expandierenden Hafenanlagen bedroht. Seit 1908 wird Moorburg in die Hafenerweiterungsplanungen Hamburgs einbezogen. 1953 erreichte die Einwohnerzahl mit 2252 Menschen ihren absoluten Höchststand, die ab 1960 aber wieder rapide sank. 1961 wurde das Hafenerweiterungsgesetz beschlossen, der Fiskus erwarb erneut zahlreiche Häuser und Grundstücke und der größte Teil von Ost-Moorburg wurde zum Industrie- und Spülgebiet. Die Flutkatastrophe von 1962 brachte etlichem Vieh den Tod, zerstörte 16 Häuser und riss klaffende Lücken in die Deiche. Viele Landwirte siedelten daraufhin aus. 1981 wurde das Hafenentwicklungsgesetz verabschiedet, welches bis heute Bestand hat. Ein großer Teil der in Moorburg Wohnenden verkaufte nun Haus und Grund an die Stadt Hamburg und verließ den Ort. Im gleichen Jahr beschlossen Senat und Bürgerschaft die Räumung Moorburgs. Dazu kam es allerdings nie, da der Hafen aus wirtschaftlichen Gründen zunächst nicht weiter ausgebaut wurde und die Politik in der Folge dem Druck der Moorburger Bürgerinitiative nachgab.

Seitdem wurden viele Häuser saniert und der Bestandschutz immer wieder verlängert, zuletzt 2015 für 20 Jahre, bis 2035. 2014 beschloss die Hamburgische Bürgerschaft den Verkauf von 161 Immobilien und Grundstücken in Moorburg an die Wohnungsbaugesellschaft SAGA, rund 90 Prozent der Immobilien in dem Stadtteil. Sie werden nach Erbbaurecht für 75 Jahre an die SAGA abgegeben. *Julius Detlefsen*

² Zusammengefasst aus: Julius Detlefsen: Recht auf Stadt und Raumproduktion in Hamburg-Moorburg. Bachelor-Arbeit, eingereicht am 29. Juli 2019, Hafencity Universität Hamburg.

³ Aus dem Projektinformationssystem (PRINS) zum Bundesverkehrswegeplan 2030, A26 AK Hamburg-Süderelbe – AD/AS Hamburg-Stillhorn

Der Autobahnbau³

Aufgrund des Nutzen-Kosten-Verhältnisses ist das Projekt A26 AK Hamburg-Süderelbe – AD/AS Hamburg-Stillhorn ausreichend wirtschaftlich. Es erfolgt eine Einstufung in den Vordringlichen Bedarf, weil das Vorhaben wegen der Hinterlandanbindung der Seehäfen bedeutsam ist. Mit der verbesserten Erreichbarkeit des Hamburger Hafens wird die Güterversorgung und die Zuverlässigkeit von Transporten sichergestellt sowie die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen gestärkt.

Bundesverkehrswegeplan 2030

Das Hafenentwicklungsgesetz

Moorburg befindet sich laut Hafenentwicklungsgesetz (HafenEG) im Hafenerweiterungsgebiet: »Im gesamten Hafenerweiterungsgebiet dürfen die Grundstücke nicht wesentlich verändert, insbesondere nicht bebaut werden. Ebenso dürfen weder bauliche Anlagen verändert noch Betriebe errichtet oder verändert werden« (§3 HafenEG Abs.1). Im §13 HafenEG wird das Vorkaufsrecht aller Flächen im Hafengebiet geregelt, welches der Hamburg Port Authority (HPA) zusteht. Durch das Hafenentwicklungsgesetz und das darin festgelegte Bebauungsverbot sind die Idylle und der dörfliche Charakter, welche Moorburg auszeichnen und so beliebt machen, überhaupt erst erhalten geblieben, da die umliegenden Felder und vielen leerstehenden Grundstücke nie bebaut und die kleinen, charakteristischen Bauernhäuser nicht verändert oder abgerissen worden sind. So ist die Lage im Hafenerweiterungsgebiet für die Menschen in Moorburg Fluch und Segen zugleich: Seit Jahrzehnten befinden sie sich in permanenter Sorge, dass der Hafen eines Tages doch noch erweitert und das Dorf geräumt werden könnte. Die freien Flächen und leeren Grundstücke werden seit den 1980er Jahren als Gärten gegen eine geringe Pacht genutzt, in einigen stehen auch Bauwägen. Auf diese Weise verwildern die Grundstücke nicht. *Julius Detlefsen*

Brücke über den Obenburger Schleusengraben – einer der Gräben zur Entwässerung der Grundstücke.



Weniger Lärmbelastung, weniger Luftverschmutzung

Wie heißt du? – Anonymus.

Seit wann ist dir Moorburg ein Begriff? – Seit 2004.

Inwiefern engagierst du dich für eine Zukunft in Moorburg? Und für welche Zukunft in Moorburg engagierst du dich? – Elbdeich e.V. Kultur, jedwede Art von politischen Initiativen zur Verbesserung der Lebensbedingungen in Moorburg (Kraftwerk, Klimakonferenz, Gefahrgutdeponie, Schlickdeponie, A26, Kraftwerk, raus aus dem Hafenerweiterungsgebiet!), Teilnahme an Gremien (Runder Tisch, Bürger*innenversammlung).

Wie sähe gutes Leben in Moorburg aus, und was braucht es dafür? – Weniger Lärmbelastung, weniger Luftverschmutzung, bessere Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Wen oder was siehst du als größte Gefahr in Moorburg? – A26 und andere Pläne der Erweiterung von Hafen, Logistik oder/und Industrie/Gewerbe.

Oliver Schmid

Vom Feld ins Dorf zur Stadt – Blick vom Moorburger Kirchdeich.



Teilhabe und Beteiligungsformate

Als die Pläne zur Hafenerweiterung und zur Räumung Moorburgs Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre konkreter wurden, gründeten Menschen, die neu nach Moorburg gezogen waren, eine Bürgerinitiative (BI). Sie wollten die Räumung verhindern und auf damit verbundene ökologische Themen aufmerksam machen. Aus der BI heraus entstand 1994, zwölf Jahre nach Verabschiedung des Hafenerweiterungsgesetzes, der »Runde Tisch«. Er wurde geschaffen, um die damals noch sehr starken Konflikte zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen zu überwinden und sich gemeinsam auf demokratischer Grundlage dafür einzusetzen, Moorburg aus der Hafenerweiterung heraus zu bekommen. Der Runde Tisch besteht bis heute. Er tagt öffentlich einmal im Monat, die Mitglieder werden auf Bürgerversammlungen, die alle sechs Monate stattfinden, gewählt und die Amtszeit ist beschränkt auf zwei Jahre. 1998 wurde vom Hamburger Senat zusätzlich zum Runden Tisch der »Ständige Gesprächskreis« eingerichtet. Aufgabe dieses Gremiums ist ebenfalls der Erhalt der Lebensqualität in Moorburg. Delegierte vom Runden Tisch sitzen hier zusammen mit Menschen aus Politik und Wirtschaft, der Hamburg Hafenbehörde HPA, der städtischen Wohnbaugenossenschaft SAGA sowie mit Moorburger Institutionen und Vereinen wie Kindergarten, Kirchengemeinde und Feuerwehr. *Julius Detlefsen*

Zukunftsplan statt Autobahn⁴

Die Einstufung der Autobahn in den vordringlichen Bedarf wird von der Bundesregierung ausschließlich mit der Verbindung zum Seehafen Hamburg begründet. Die Planung ist seit 2005 von einer jährlichen Steigerung des Containerumschlags um 10 Prozent, einer entsprechenden Steigerung des Hafenverkehrs sowie dem Neubau von ein bis zwei Containerterminals ausgegangen. Tatsächlich bleiben sowohl Containerumschlag als auch LKW-Verkehr auf den wichtigsten Hafen-

routen seit zehn Jahren auf gleichem Niveau, die Terminal-Planungen wurden aufgegeben. Die A26-Ost hat keine wesentliche Bedeutung für den Seehafen-Hinterlandverkehr. Für die Seehafenanbindung muss die Haupt-Hafenroute erhalten und verbessert werden: im Westen durch die Nachfolgelösung für die Köhlbrandbrücke, für die der Senat zu Recht eine finanzielle Unterstützung des Bundes anstrebt; im Osten durch eine getunnelte Südanbindung des Veddeleer Damms an die A252, wie sie bei der Olympiaplanung entwickelt wurde.

Michael Rothschuh

⁴ Michael Rothschuh: Zukunftsplan statt Autobahn A26-Ost, Bürger*innen-Gutachten zur A26-Ost (Hafenquerspanne) in Hamburg, April 2017, S. 5 – erstellt im Auftrag von Zukunft Elbinsel Wilhelmsburg e.V., Hamburg.
zukunft-elbinsel.de

Die Enkelin des Pastors im wilden Garten

Antje war die erste die ich anrief, um ihr von der Oya-Einladung zu erzählen. Wir hatten uns bestimmt schon ein Jahr nicht mehr gesprochen. Kennengelernt hatte ich sie eher durch Zufall. Da stand ich damals in ihrem wild wuchernden geflochtenen Weidengarten. Ein wenig war ich aufgeregt, als ich nun anrief. Antje erzählte, sie sei zwar keine Moorburgerin, und trotzdem *mit* Moorburg groß geworden. Ihr Großvater ist Pastor hier in der Kirche gewesen. Und ihr Vater ist mit acht Geschwistern im Moorburger Pastorat aufgewachsen, und fühlte sich Zeit seines Lebens auch als Moorburger. Ständig wurde in der Familie über Moorburg gesprochen. Und wer weiß, wenn es in den 1960er Jahren möglich gewesen wäre, hier zu bauen oder ein Haus zu kaufen, wäre sie vielleicht auch hier groß geworden. Vor ein paar Jahren kam Moorburg dann zu ihr – in Form eines Gartens. Für sie ein Ort der Verbindung, auch mit ihrer Vergangenheit. Sie verarbeitet Naturmaterialien zu Bildern und Skulpturen und lädt einmal im Jahr zu »Kunst im Garten« ein. Dieses Jahr war sie sehr wenig hier, »der Garten«, sagte sie, »konnte sich frei entfalten.« Werden und Vergehen. Das passt auch gut zu Moorburg, schmunzelte sie. Wir verabredeten, uns diesen Winter einmal zu treffen. Ich bot ihr an, beim Schneiden der Weiden und Haseln zu helfen. Darauf freue ich mich, und auch auf ihre Geschichten aus der Vergangenheit. *Oliver Schmid*

Der Elbdeich e.V. in der alten Schule

Im November 2004 hat die Hamburger Schulbehörde beschlossen, in Moorburg keine Grundschulklassen mehr einzurichten, weil es nicht genügend Anmeldungen gab. 2009 schlugen beim Runden Tisch einige neu zugezogene und befreundete Familien eine Nutzung des Schulgebäudes als Kulturzentrum und Treffpunkt für die Menschen in Moorburg vor. Mit dem dafür neu gegründeten Elbdeich e.V. wurde eine Pacht für das ganze Areal zu günstigen Konditionen vereinbart. Die meisten Räume vermietet der Verein an Einzelpersonen oder Gruppen.

Sowohl die Gestaltung als auch die Instandsetzung der Räumlichkeiten oder Reparaturen übernehmen die Vereinsmitglieder selbst. Das Areal gehört zwar faktisch noch der SAGA, diese investiert allerdings nicht mehr in das Gebäude und überlässt es zum größten Teil den Nutzenden. Im ehemaligen Schulkomplex befinden sich Proberäume (einer davon mit Aufnahmestudio), Ateliers, eine Puppenbühne, eine Filmwerkstatt, ein Bewegungsraum und eine Nähwerkstatt. In der Pausenhalle, dem Herzstück des Elbdeich e.V., finden Veranstaltungen wie Konzerte oder Kneipenabende statt und politischen Gremien wie die Bürgerversammlung oder der Runde Tisch tagen hier. *Julius Detlefsen*

Eigentum verpflichtet

Ich lebe seit meiner Geburt 1957 in Moorburg. Ich engagiere mich für den Erhalt, weil die Inanspruchnahme für den Hamburger Hafen nicht gerechtfertigt ist. Moorburg ist durch meine Vorfahren seit der Besiedlung im 12. Jahrhundert geschaffen worden. In Moorburg besteht ein intaktes, über Jahrhunderte gewachsenes Gemeinwesen. Der Hafen ignoriert den echten Bedarf. Hafenerweiterungsbauten müssen nach dem Hafenentwicklungsgesetz dem Hafenumschlag dienen. Die Hallenbauten und die Freiflächennutzung der letzten Jahre am Rande Moorburgs sind zu großen Teilen allgemeine Logistikimmobilien, das ist eine unzulässige Nutzung. Die Stadt Hamburg verletzt ihre eigenen gesetzlichen Vorgaben. Sie hat Eigentum erworben, ohne den Verpflichtungen nach Artikel 14 unseres Grundgesetzes nachzukommen: Eigentum verpflichtet. Besonders kritisch ist der Umgang der Stadt Hamburg mit ihren Denkmalgebäuden in Moorburg. Statt sie wie durch das Denkmalschutzgesetz Hamburgs gefordert durch vorbildlichen Umgang zu bewahren, lässt sie den Verfall zu und fördert ihn sogar teilweise durch unsachgemäß ausgeführte Verkehrssicherungsmaßnahmen, um den Abriss herbeizuführen. Derzeit sehe ich eine Nutzung der Grundstücke außerhalb unserer Gesetze durch Umweltverschmutzung und Vermüllung. *Klaus Rüpk*

Das Kraftwerk Moorburg⁵

Vor knapp zwei Jahren wurde das Kohlekraftwerk Moorburg in Hamburg stillgelegt. Seit Mittwoch ist die Stadt neue Besitzerin der Anlage. Sie hat sie dem Energiekonzern Vattenfall abgekauft. Branchenkenner und -kennerinnen gehen von einem hohen zweistelligen bis zu einem knapp dreistelligen Kaufpreis aus. Rund drei Milliarden Euro hat der Bau des Kohlekraftwerks Moorburg im Hamburger Hafen gekostet. Als es 2015 ans Netz ging, galt es als das modernste und effektivste seiner Art in Deutschland. Mit seinen zwei Blöcken mit jeweils 827 Megawatt Leistung konnte das Kraftwerk 11 Terawattstunden Strom im Jahr erzeugen. Das entspricht fast dem gesamten Strombedarf der Hansestadt. Unter anderem wegen strenger Umweltauflagen hatte sich die Anlage für Vattenfall allerdings nie gerechnet. Vor gut zwei Jahren wurden die Kessel dann endgültig heruntergefahren. Die Stadt hat schon früh Interesse daran gezeigt, das Gelände zu kaufen. Hamburg will dort mit Partnern aus der Industrie ab 2026 sogenannten grünen Wasserstoff herstellen. *Norddeutscher Rundfunk (NDR)*

⁵ Artikel »Hamburg kauft Kraftwerk Moorbург von Vattenfall«, 3. März 2023, NDR, 11:02 Uhr.

⁶ Dies ist ein Beitrag der Tagesmütter-Kooperation »Kinder vom Deich«. kindervomdeich.de

Den Kleinsten die Liebe zur Natur mitgeben⁶

Wir sind Tagesmütter und betreuen gemeinsam zehn Kinder im Alter von einem bis vier Jahren in unserem Garten im »naturpädagogischen« Konzept. Wir geben somit schon den Kleinsten die Liebe zur Moorbürger Natur mit auf den Weg! Die größte Gefahr für Moorburg sehen wir in der Reduzierung unserer Lebensflächen, wie dem geplanten Neubau der A26. Die Einkesselung durch Infrastrukturen nimmt uns naturnahe Flächen. Für ein gutes Leben in Moorburg sorgen heute schon die guten Vereinsstrukturen, die gute Nachbarschaft und die Möglichkeiten zur Naherholung. Die Stadt kümmert sich wenig um die Mieter, was Freiräume zur Nutzung der Grundstücke bietet. Das wollen wir erhalten, deshalb darf es keine Hafenerweiterung geben. Aber wir brauchen dafür bessere Busverbindungen, eine Verkehrsberuhigung durch eine Geschwindigkeitsanzeige mit Smiley, und ein kleines Lädchen mit Grundnahrungsmitteln. *Lina Duwe und Lisa Riehl*

Das Feuchtbiotop im Hamburger Moorgürtel

Die geplante Hafenquerspange, die A26-Ost, soll mitten durch sensible Naturräume führen.

Betroffenes Gebiet: Raum Moorburg/Wilhelmsburg.

Was wird gebaut oder soll gebaut werden? Autobahn A26-Ost (sogenannte Hafenquerspange).

Was geht verloren? Restflächen des Hamburger Moorgürtels. Ein Gebiet aus Feuchtbiotopen sowie Brach- und Hochstaudenfluren mit Rohrkolben und Schilf-arealen, die beim Bau komplett zerstört würden.

Besondere Naturverluste: 53 Pflanzenarten der Roten Liste. 44 Arten sind davon in Hamburg als gefährdet oder stark gefährdet eingestuft, weitere neun Pflanzen gelten bundesweit als gefährdete oder stark gefährdete Arten. Auch die Lebensräume des europa- und bundesweit streng geschützten Moorfrösches sowie 82 Brutvogelarten, von denen 12 Arten gefährdet und vier sogar vom Aussterben bedroht sind, würden zerstört. *Naturschutzbund (NABU) Hamburg*

Energie- und Klimahafen Moorbург⁷

Der Kampf gegen den Klimawandel und die damit verbundene Notwendigkeit, Logistikketten und Produktionsprozesse in einem relativ kurzen Zeitraum zu dekarbonisieren, stellt den Hamburger Hafen vor große Herausforderungen – bietet aber auch gewaltige Chancen! Um diese Herausforderungen zu bewältigen, hat die Handelskammer dem Senat der Freien und Hansestadt Hamburg unter anderem vorgeschlagen, das Hafenerweiterungsgebiet Moorburg zu einem Energie- und Klimahafen zu entwickeln. Mit dem vorliegenden Zukunftskonzept möchten wir konkretisieren, wie sich die Ziele von Hafen-, Industrie- und Stadtentwicklung mit dem Ziel der Klimaneutralität an einem einzigen Ort exemplarisch verbinden lassen. Moorburg kann so zum Zentrum für Forschung und Entwicklung, erneuerbare Energien, grünen Wasserstoff, alternative Kraftstoffe und die Brennstoffzellentechnologie werden. Gleichzeitig bietet dieses Konzept dem Dorf Moorburg eine neue Perspektive als prosperierender Stadtteil mit hoher Lebensqualität für heutige und künftige Bewohner und Naherholungsgebiet für die Bewohner der Metropolregion.

Handelskammer Hamburg

⁷ Handelskammer Hamburg, Hamburg 2040 – Energie- und Klimahafen Moorburg (2021).

Manches bleibt ungesagt

Hartwigs Garten ist voller Holz und Holzbildhauereien. Zelte und Planen stehen da, es gibt Gänge und Plätze, ruhige und dichte Bereiche. Hartwigs Tür ist meistens offen. Immer wenn ich ihn besuche, nimmt er sich Zeit, »eine Schöpferpause«, wie er sagt. Er ist ein Holzwurm, finde ich, auch wenn er das nicht gerne hört. Er hat eine Verbindung zu diesem Material, er lebt mit ihm. Und schafft daraus große und kleine Alltags- und Gebrauchsgegenstände. Früher, als er noch berufstätig war, hat er in Moorburg den heutigen Kindergarten mit gegründet. Heute besuchen ihn die Kinder aus dem Dorf, werkeln und sprechen mit ihm. Hartwig wird hier alt werden und sterben.

Wir sitzen in seiner Wohnküche, wie immer bietet er mir etwas Warmes zu trinken an. Ich erzähle ihm von Oya, der Einladung und den Fragen. Als ich zwei Tage später wieder vor seinem Haus stehe, hat er die Fragen noch nicht gelesen. Plötzlich stehen auch meine eigenen Gedanken im Raum: »Wie gehe ich eigentlich mit der Oya-Einladung um? Welche Haltung habe ich dazu?« Manches, und dabei wird es am Ende unseres Gesprächs auch bleiben, ist einem persönlich so wichtig und wertvoll, dass es nicht veröffentlicht, nicht erzählt, nicht geteilt werden will – es spricht einzig in einem selbst. Ich ahne, was er mir mitteilt: Wünsche, Sternschnuppen, oder eine Haltung, die freigiebig und großzügig ist.

Oliver Schmid

Viele abschließende Fragen

Wie können wir uns verständigen, wenn wir nicht von denselben Dingen sprechen? Was haben Moorfrösche, geduldete Bauwägen, denkmalgeschützte Höfe, die städtische Genossenschaft, das Hafenerweiterungsgesetz, der grüne Wasserstoff, der Autobahnbau, die Handelskammer, die Container-Terminals, das stillgelegte Kraftwerk, die Holzkunstwerke, die spielenden Kinder miteinander zu tun? Welche Stimmen können wir gut hören, welche schmerzen uns beim Lesen? Wen hörst du lauter – den Moorfrosch, oder den Mann von der Handelskammer? Wer meint es gut? Wer meint es besser? Was ist das gute Leben für alle? – Wir können nur immer wieder ganz genau hinsehen, an jeden Ort, und uns fragen, wie sich dort das Kleine im Großen und das Große im Kleinen zeigt. Genau hinsehen, und erkennen, dass »Wirtschaftswachstum« und »Energiewende« und »Wohlstand« Konzepte sind, die nicht ohne Preis kommen. Und uns immer wieder anschauen, wer wo welchen Preis dafür zahlt. Und erstaunt sehen, dass sich manchmal an ganz unerwarteter Stelle vorübergehende Freiräume bilden, in denen nicht die Logik des Immer-Mehr herrscht. Ich freue mich darauf, dieses Jahr einmal Moorburg zu besuchen und mich von Oliver durch die Gärten führen zu lassen. Vielleicht werde ich einen Moorfrosch sehen. Wenn nicht, ist es auch gut.

Andrea Vetter

Moorburg lädt mit Kunst und Kultur zu einem Besuch ein:
swamp-festival.de
moorburger-art.de/
kunst-kirschen

Hexe sein

Im Alemannischen gibt es fünf Jahreszeiten: die *Fasnet* ist die fünfte. Ich bin damit aufgewachsen und konnte es mir lange nicht anders vorstellen. Jedes Jahr im Februar oder März juckt es mich in Händen und Füßen: Ich will mich verkleiden, zur Närrin werden – will die Verwandlung, die in den Knospen der Pflanzen steckt, vorwegnehmen. Sechs Tage vom *Schmutzige Dunschdig* bis zum *Fasnetzieschdig* sind alle auf der Straße, groß und klein, verkleiden sich, der Bürgermeister übergibt am Donnerstag feierlich den Ratshausschlüssel den Narren, die jungen Leute betrinken sich hemmungslos, die Kinder im Dorf ziehen nach Süßigkeiten heischend von Haus zu Haus. Für diese Narrenbettelei haben wir noch in den frühen 1990er Jahren deftige Sprüche gelernt, die seit Generationen nur mündlich von Kind zu Kind weitergegeben wurden:

*Hintrem Huus ond vorem Huus,
do dont die Buure dreschä,
im _____ hond sie 's Fiddlä verbrännt,
kummät au gi leschä!
Narro! Narro!*

In die Lücke kann der Name der Person eingesetzt werden, die die Haustüre öffnet, um dann spendabel die *Fasnetguzli* rauszurücken.

Als Jugendliche wurde ich dann Mitglied eines Hexenvereins. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten Umzug, den ich in *Häs* und Maske laufen durfte. Die schwere Holzmaske aufzusetzen bedeutet, ein anderes Wesen zu werden – eine Fasnethexe eben, die rennt und springt und tollt und sich auf dem Boden wälzt, die Menschen anspringt und ihre Haare verwuschelt, ihren Schabernack mit den Mützen und Schals der am Rand des Umzugs Stehenden treibt; aber auch eine ehrfurchtgebietende, geschlechtslose Figur, vor der sich kleine Kinder ängstlich hinter den Hosenbeinen der Großen verstecken, die von Jugendlichen am Straßenrand aus respektvollem Abstand mit frechen Rufen herausgefordert wird, eine Andersweltfigur, die etwas Ungezügelteres und Dämonisches in die Diesseitswelt bringt. Die *Fasnet* ist eine Katharsis, ein sechstägiger Rausch – mit allen damit verbundenen Schattenseiten –, der die restlichen 359 Tage des Jahres spiegelt, komplementiert und für viele erst erträglich macht, so scheint es mir.

Jetzt lebe ich lange schon im Nordosten des Landes, hier gibt es keine *Fasnet*, welch ein Schmerz! Doch zum Glück feiern wir hier Halloween – ein Jahreskreismoment mit ganz ähnlichen Qualitäten, nur eben am Eingang, nicht am Ausgang der dunklen Jahreszeit. Vielleicht erlebe ich einst noch eine Zeit, in der wir beide Momente feiern. Fünf Jahreszeiten braucht es, mindestens. *Andrea Vetter*

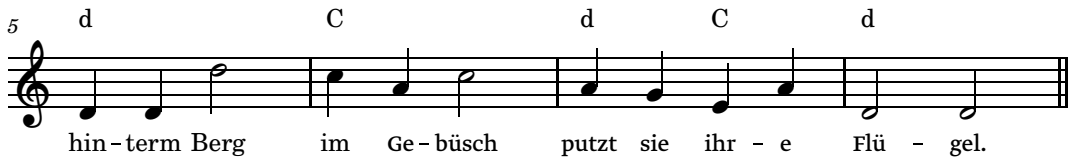
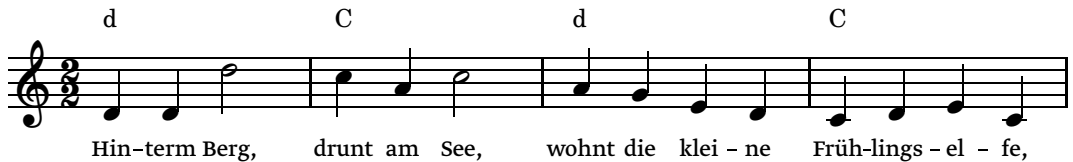


Hinterm Berg, drunt am See

Ein Reigen durchs Jahr

Tanzlied von den Hebriden

Text von Lara Mallien



1

*Hinterm Berg, drunt am See,
wohnt die kleine Frühlingselfe,
hinterm Berg, im Gebüsch
putzt sie ihre Flügel.*

*Fliegt dann über Tal und Hügel,
weckt die Schlüsselblumen,
zaubert weiße Schlehdornhecken,
lässt die Bienen summen.*

2

*Hinterm Berg, drunt am See,
wohnt das kleine Sommerzwerglein,
hinterm Berg im Gebüsch
näht es seine Mütze.*

*Kocht sich eine Erdbeergrütze,
weckt den grünen Klee,
sammelt süße Sommerpflaumen,
segelt übern See.*

3

*Hinterm Berg, drunt am See,
wohnt die kleine Herbstzeitelfe,
hinterm Berg im Gebüsch
bind't sie Farn in Garben.*

*Tanzt gern mit den Nebelschwaden,
trocknet fleißig Birnen,
wünscht den Schwalben gute Reise,
küsst sie auf die Stirnen.*

4

*Hinterm Berg, drunt am See,
wohnt der weiße Winterwichtel,
hinterm Berg im Gebüsch
kocht er sich ein Breichen.*

*Zaubert Rauhref auf die Eichen,
Sterne auf die Scheiben,
liebt die hellen Weihnachtsfenster,
hach, welch buntes Treiben!*

Auf den Schultern der Bielefelderinnen sehen wir weiter

**Zu Besuch bei der Subsistenzforscherin und Oya-Rätin
Veronika Bennholdt-Thomsen: Was gibt heute Grund zum Hoffen,
und wie können sich Generationen von Ökofeministinnen auf
dem Weg zu egalitären, subsistenten Gesellschaften verbünden?**

von Lina Hansen und Nadine Gerner

Wir sind zwei junge Frauen, und manchmal verzweifeln wir daran, dass wir in einer gerechteren Welt leben wollen. Die gesellschaftliche Stimmung im vergangenen Jahr war geprägt von Kriegen, rechtspopulistischen Diskussionen, Abschiebungen von Menschen und Verschärfungen des Asylrechts. Nach wie vor erkranken viele Menschen an Corona. Die Klimakrise bedroht unsere unmittelbaren Lebensgrundlagen, viele junge Menschen leiden an Klimaangst, fühlen sich ohnmächtig, gehen auf die Straßen – oder kleben sich gar daran fest.

Unserer eigenen Verzweiflung – und der vieler anderer – über den Zustand der Welt wollen wir etwas entgegensetzen und aus einer ökofeministischen Perspektive über das Hoffen nachdenken. Wir haben gerade ein Buch geschrieben, in dem wir Menschen, die uns geprägt haben, weil sie aus einer ökofeministischen Perspektive heraus denken und wirken, einem jungen Publikum vorstellen.¹ Traurig haben wir im Mai 2023 vom Tod einer solchen ökofeministischen Ahnin, Maria Mies (1931–2023), erfahren. Gern hätten wir einmal mit ihr persönlich gesprochen. Da ergab sich die Gelegenheit, eine weitere prägende Figur des Ökofeminismus, Veronika Bennholdt-Thomsen, zu besuchen. Mit ihr wollen wir darüber sprechen, was unsere Generationen verbindet und was sie trennt.

Erbsensuppe und Erotik des Denkens

Wir sind auf dem Weg zu Veronika Bennholdt-Thomsen – einer Vertreterin des »Bielefelder Ansatzes«, der in den 1980er Jahren mit seiner ökofeministischen und subsistenzorientierten Analyse der

¹ Lina Hansen und Nadine Gerner, *Ökofeminismus, Zwischen Theorie und Praxis* (Münster, Unrast Verlag, 2024).



Ihre Reise nach Bielefeld hielten die beiden Autorinnen mit diesem Schnappschuss fest.

Arbeit das akademische System auf den Kopf stellte. Voller Vorfreude, Aufregung und Nervosität steigen wir in den Zug, den Rucksack gefüllt mit Aufnahmegerät und Zetteln voller Fragen und Zitaten. Zuvor machen wir noch ein Selfie, um diesen aufregenden Moment festzuhalten. In Bielefeld angekommen, finden wir dann auf dem Weg zu Veronika einen Glückscent – ein Hoffnungsschimmer? Wir treten in ihr schönes Haus in der Innenstadt ein und werden mit selbstgekochter Erbsensuppe warmherzig empfangen.

»Wie alt bist du?« – »Äh 29.« – »Ich bin auch neun – neunundsiebzig. Da kann ich ja deine Großmutter sein.« – »Ja, locker!« Ja, wir teilen nicht die gleiche Lebensphase, sind wahrscheinlich in anderen Kontexten unterwegs – und trotzdem eint uns so Vieles: ein Interesse, eine Neugier, viele Fragen und nicht zuletzt eine Kapitalismusanalyse, die eine dreifache Ausbeutung als Voraussetzung unserer Produktionsweise kritisiert: die Ausbeutung der unbezahlten Arbeit von Frauen; die Ausbeutung anderer marginalisierter Menschen, insbesondere im globalen Süden; die Ausbeutung der mehr-als-menschlichen Welt. Kurz: Wir drei betrachten die Welt durch eine ökofeministische Brille. Wir erzählen ihr, dass wir uns mit unserer Leidenschaft für diese Perspektive oft allein fühlen und froh sind, einander gefunden zu haben. Gemeinsam wollen wir uns mit anderen Menschen zusammenschließen, um für den Erhalt unserer Lebensgrundlagen und



Bis zuletzt setzte sich Maria Mies (1931–2023) für die Grundlagen des Lebens ein, hier zu Hause in Köln kurz vor einem Interview.

gegen die Zerstörungen des patriarchalen Kapitalismus einzustehen. Dabei sind wir auch Freundinnen geworden, das gibt uns Hoffnung. Wir fragen Veronika, ob die Beziehung zwischen ihr, Maria Mies und Claudia von Werlhof in den frühen 1980er Jahren auch so eine Freundschaft war, die ihre Arbeit mitgetragen hat und ob sie sich damals auch allein fühlten.²

² Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof gelten als Gründerinnen des »Bielefelder Ansatzes« und der »Subsistenzperspektive« und haben viele Artikel und Bücher gemeinsam geschrieben.

Das war damals noch viel ärger. Der Kontext unseres Engagements war zwar die Hochschule, aber engagiert haben wir uns hauptsächlich außerhalb. Wir kannten uns aus dem Studium. Maria war aus Indien zurückgekommen und bereits ausgebildete Lehrerin. Als solche hatte sie in Indien gearbeitet und beschlossen, in Soziologie zu promovieren. Ich selbst hatte in Mexiko Sozialanthropologie studiert und wollte auch diese Art des Denkens beibehalten. Maria und ich hatten schon viel zusammen gearbeitet, Claudia und Maria auch. Claudia und ich trafen uns erst später, in Bielefeld. Ab dann kamen wir regelmäßig zusammen und



Veronika Bennholdt-Thomsen beim angeregten Gespräch über Subsistenz in der Lebensgemeinschaft Klein Jasedow.

haben heiß diskutiert – Frauenbewegung eben! Wir drei waren eine starke Kombination. Maria bezeichnete uns manchmal augenzwinkernd als »Dreifaltigkeit«.³ Eine allein hätte das nie geschafft. Wir haben dann angefangen, Frauenforschungsseminare anzubieten, neue Themen in die Hochschule hineinzubringen. Unsere Lehrveranstaltungen wurden immer voller, und die Studentinnen haben das stark mitgetragen. Auch an anderen Fakultäten, vor allem der pädagogischen, wurde gefragt: Welchen Platz haben Frauen eigentlich in der Gesellschaft und in bestimmten Teilbereichen?

³ Siehe etwa das biografische Interview mit Maria Mies, geführt 2018 von Irmtrud Wojak und Stefan Schuster in Köln, verfügbar online im YouTube-Kanal der »Fritz Bauer Initiative«.

Die drei Freundinnen wollten zusammen mit vielen anderen feministischen Sozialwissenschaftlerinnen eine Sektion »Frauenforschung« in der deutschen Gesellschaft für Soziologie etablieren. Nachdem ihr Vorhaben jedoch vorerst gescheitert war, initiierten sie kurzerhand einen Verein, der dann die »Beiträge zur feministischen Theorie und

⁴ Die »Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis«, sind als Aufsatzhefte von 1978 bis 2008 im Eigenverlag und im Verlag Frauenoffensive erschienen und stellten einen elementaren Streitraum der autonomen Frauenbewegung der zweiten feministischen Welle dar.

⁵ Beispielhaft: gemeinsam mit Claudia von Werlhof hrsg., *Frauen, die letzte Kolonie, Zur Hausfrausierung der Arbeit* (Reinbek, Rowohlt, 1988) und gemeinsam mit Maria Mies: *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive* (München, Frauenoffensive, 1997).

⁶ Veronika Bennholdt-Thomson, »Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion«, in: *Gesellschaft, Beiträge zur Marxistischen Theorie*, Nr. 14, (Frankfurt a. M., edition suhrkamp, 1981), S. 30–51.

⁷ Veronika Bennholdt-Thomson, *Bauern in Mexiko. Zwischen Subsistenz- und Warenproduktion*, (Campus, Frankfurt a.M., 1982). *Juchitán – Stadt der Frauen* (Reinbek, Rowohlt, 1994).

⁸ Maria Mies, *Indische Frauen zwischen Patriarchat und Chancengleichheit. Rollenkonflikte studierender und berufstätiger Frauen*. (Innsbruck, Anton Hain, 1973).

Praxis« herausgab, an denen die Bielefelderinnen lange gemeinsam arbeiteten.⁴ In den 1980er Jahren baute Veronika dann im Rahmen einer Zeitprofessur das Fach »Frauen und Dritte Welt« an der Universität Bielefeld auf. Eine Zeit »der Erotik des Denkens« und der großen feministischen Bewegungen sei das in den 1970er und 80er Jahren gewesen, sagt Veronika. Eine von uns denkt, dass sie gern damals studiert hätte.

Es geht um die Subsistenz

Bevor wir Veronika an diesem Nachmittag kennenlernten, kannten wir nur ihr geschriebenes, gedrucktes, geschliffenes Wort.⁵ Ihre Texte haben unser Denken und politisches Handeln stark geprägt. Sie hat die Subsistenzperspektive wesentlich mitentwickelt. Mit dem Begriff der Subsistenzarbeit erweiterten die Bielefelderinnen den damaligen marxistisch geprägten Arbeitsbegriff um eine ökologische Dimension aus feministischer Perspektive.⁶ Als Subsistenzarbeit definierten sie – im Gegensatz zur Lohnarbeit – die Arbeit an den Grundlagen des Lebens, die zur unmittelbaren Versorgung dient. Diese unbezahlte Arbeit trägt bis heute – auch quantitativ gemessen – überall auf der Welt weit mehr zum Lebensnotwendigen bei als die Lohnarbeit. Sie ist der Sockel, auf dem kapitalistisches Wirtschaften überhaupt erst möglich ist. Ohne Subsistenz ist menschliches Leben nicht möglich. Mit diesem Begriff von Arbeit wurde erstmals auch die Tätigkeit von Hausfrauen und von kleinbäuerlich arbeitenden Menschen im globalen Süden als ökonomisch wichtige Arbeit benennbar und wertgeschätzt. Veronikas sozialanthropologische Forschungen in Chiapas und Juchitán, Mexiko,⁷ und Maria Mies' Forschungen im indischen Pune (früher: Poona)⁸ haben den kolonialen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise und die Unsichtbarkeit von kleinbäuerlich arbeitenden Menschen in den ehemaligen Kolonien eindrucksvoll beleuchtet. In ihrem Bielefelder Ansatz rücken sie also jene Arbeit ins

Subsistenz ist die Arbeit an den Grundlagen des Lebens. Sie trägt weit mehr zum Lebensnotwendigen bei als die Lohnarbeit. Ohne Subsistenzarbeit ist menschliches Leben nicht möglich.

Zentrum, die weder im Kapitalismus noch im damaligen real existierenden Sozialismus wertgeschätzt oder entlohnt wurde. Für sie ist die Subsistenz auf die »Herstellung und die Erhaltung des unmittelbaren Lebens« orientiert: »Bei der Subsistenzproduktion ist das Ziel ›Leben‹, bei der Warenproduktion ist das Ziel Geld, das immer mehr Geld ›produziert‹, oder die Akkumulation vom Kapital.«⁹

Das vorläufige Aus der Bewegung

Die zweite Frauenbewegung, in der Veronika und Maria zentrale Figuren waren, verlor – ebenso wie die Umweltbewegung – in den 1980er Jahren zunehmend an Kraft und Einfluss. Das schmerzt Veronika bis heute:

Diese Institutionen sind so mächtig, dass die Stärke der Frauenbewegung darin aufgesogen wurde. Maria und mich schmerzte es, zu sehen, dass die Bewegung zunehmend ihre Stärke verlor und sich aufsplitterte. Die Einen wollten unbedingt die gleichen Jobs. Klar, wer will keine Gleichberechtigung? Und daraus wurde dann so etwas wie »Genderbudgeting«¹⁰, das überhaupt nichts mehr mit dem zu tun hatte, was wir anfangs gefordert hatten.

Maria Mies schrieb in ihrer Autobiografie: »Ich musste im Laufe meines Lebens lernen, dass das, was zu einer gewissen Zeit möglich ist, zu anderen Zeiten nicht mehr möglich ist. Es kommt darauf an, zur richtigen Zeit das Mögliche und Richtige zu tun.«¹¹

In den feministischen Studien fand ab den 1990er Jahren eine theoretische Wende weg vom Materialismus hin zum poststrukturalistischen Denken statt. Die Theorie der Bielefelderinnen – die auf der Analyse der gesellschaftlichen Bedeutung des weiblichen Leibs, oder eben dessen sozialer Unsichtbarkeit, beruhte, sowie auf dem darin enthaltenen Naturverständnis – rückte aus dem Fokus. Den Bielefelderinnen war es darum gegangen, zu zeigen, dass die Gegensatzpaare »Mann – Frau«, »Zentrum – Peripherie« und »Kultur – Natur« auf ähnliche Weise zur Rechtfertigung von Herrschaft genutzt werden und es niemals Gleichwürdigkeit geben könne, solange diese Gegensatzpaare als einander ausschließende Binaritäten formuliert werden. Doch Begriffe wie »Frau« und »Natur« selbst waren in den neuen Geschlechtertheorien nun fragwürdig geworden.¹² Die Frage »Was ist Natur?« in Verbindung mit Körperlichkeit und Geschlecht begann die feministische Theorie und Praxis von nun an zu spalten. Um »Natur« und die damit verbundenen ökologischen und ökonomischen Fragen wurde in der aus der Frauenforschung hervorgegangenen Geschlechterforschung

⁹ Maria Mies, »Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung«. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10, 1983, S. 115 – 224, hier S. 117.

¹⁰ »Genderbudgeting« ist ein Ansatz, um alle Ausgaben (meist eines öffentlichen Haushalts) auf ihre spezifischen und möglicherweise unterschiedlichen Auswirkungen auf alle Geschlechter zu untersuchen und gegebenenfalls nach Gerechtigkeitskriterien umzuverteilen. Es geht dabei in erster Linie um mehr Gerechtigkeit innerhalb bestehender Strukturen, nicht darum, diese Strukturen selbst zu verändern.

¹¹ Maria Mies, *Das Dorf und die Welt* (Köln, PapyRossa, 2008).

¹² Prominent in: Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter* (Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1991).

fortan ein großer Bogen gemacht. Dieser theoretische Bruch in der feministischen Forschung war nicht nur eine theoretische Wende, sondern leitete auch Wendepunkte in den Biografien der Bielefelderinnen ein. Ihre Theorien wurden an den Hochschulen in den neuen Studiengängen zu Gender-Studies nicht gelehrt, Ökofeminismus galt als essentialistisch¹³ und gestrig.

¹³ »Essentialistisch« (von lateinisch *essentia*, »Wesen«) bedeutet in Bezug auf Geschlecht, dass »Frau« ein eindeutig biologisch feststellbares Faktum darstelle, mit dem möglicherweise auch bestimmte »weibliche« Eigenschaften einhergehen. Ökofeministinnen haben stets betont, dass sie »Frau« auch als politische Kategorie verstehen, die wichtig ist für emanzipatorische politische Kämpfe. Dies wird herausgearbeitet in: Ariel Salleh, *Ecofeminism As Politics, Nature, Marx and the Postmodern* (London, Zed Books, 2017).

¹⁴ Geneviève Pruvost, *Quotidien politique, Féminisme, écologie, subsistance* (Paris, Éditions La Découverte, 2021).

¹⁵ Maria Mies und Vandana Shiva, *Ökofeminismus, Beiträge zur Theorie und Praxis* (Zürich, Rotpunkt, 1995).

Ökofeminismus wiederentdeckt

Doch wie es häufig ist, übersprangen auch hier Wissen und Praktiken eine Generation, und erst die Enkelgeneration kann wieder an die Großmütter anknüpfen. Heute beschäftigen sich neben uns auch zunehmend viele andere junge Menschen aus einer feministischen Perspektive mit ökologischen Fragen, mit der Subsistenz und mit der Frage nach dem Lebensnotwendigen. Veronika erzählt uns erfreut, wie etwa die französische Soziologin Geneviève Pruvost heute an ihre Arbeit zur Subsistenzperspektive anknüpft.¹⁴ 2022 erschien »Eine Kuh für Hillary« in französischer Übersetzung. Dieses Grundlagenwerk von Veronika und Maria war auch einer unserer ersten ökofeministischen Texte, den uns unsere Dozentin Maria Backhouse in einem Seminar zu »Umwelt und Entwicklung« zur Lektüre aufgab. Wir verwendeten ihn daraufhin immer wieder in unseren Workshops zu Ökofeminismus, da die Bielefelderinnen darin so erhellend gezeigt haben, wie kapitalistische Interessen immer wieder von dem ablenken, was für ein gutes Leben im umfassenden Sinn notwendig ist – von der Subsistenz. Eine von uns erzählte Veronika, dass sie während ihres Studiums immer wieder Frust empfunden habe, begleitet vom Gefühl »da fehlt doch etwas«. Erst durch die Subsistenzperspektive und die ökofeministische Kritik an Karl Marx¹⁵, konnte sie letztendlich Marx lesen: »Durch euch habe ich einen Zugang bekommen, weil es mich berührt hat und weil es etwas mit meinem alltäglichen Leben zu tun hatte.« Auch in ihren Rollen als Aktivistinnen und Theoretikerinnen, beides zugleich und immer dazwischen, haben uns Veronika, Claudia und Maria vielfach inspiriert, indem sie nie vollends in die Schubladen der Forscherinnen passten: »Wir waren die Kopf-Handwerkerinnen, wir brauchten ja Theorie und auch Sprache«, erinnert sich Veronika.

Keine von ihnen hat einen gradlinigen Lebenslauf, der sie schnurstracks an die Universität führte: Gerade die auf einem Bauernhof in der Eifel aufgewachsene Maria Mies gelang auf vielen Umwegen zur Promotion. Auch in ihrer Herangehensweise an Forschung inspirieren uns die Bielefelderinnen in unseren heutigen

Lehrtätigkeiten an Universitäten. Sie brachen mit den Normen des starren universitären Apparats. Insbesondere Maria Mies' Gedanken in den »feministischen Postulaten zur Frauenforschung«¹⁶ ebneten die Basis für eine feministische Herangehensweise ans Forschen. Sie plädiert darin dafür, dass auch die Forschung im Zeichen einer Umwälzung der herrschenden Verhältnisse stehen sollte. So motivierte Mies ihre Studierenden dazu, sich zu organisieren, und baute das erste Frauenhaus Deutschlands in Köln mit auf: »Damals ging es los mit den Frauenhäusern. Reihum übernahmen wir dort Dienste. Wir standen mit einem Bein in der Hochschule und mit einem außerhalb.« Veronika betont die starke Verwobenheit zwischen den Bielefelderinnen und den Studierenden im feministischen Kampf: »Ohne die Studierenden wäre das alles nicht gegangen. Viele fühlten sich zum ersten Mal mit ihren Fragen gesehen.«

Anknüpfungspunkte und Differenzen

Auf den Schultern der Bielefelderinnen stehend, nach dem großen Sturm und den Wendepunkten in der feministischen Forschung, können wir Jungen uns heute noch einmal ganz anders dem Mehrals-Menschlichen zuwenden: den Bakterien, den Pilzen, den Mikroorganismen, die Leben erst ermöglichen. Denkerinnen des »Neuen Materialismus« wie Karen Barad¹⁷ versuchten den in europatriarchalen Gesellschaften tiefsitzenden Anthropozentrismus zu überwinden, indem sie den Fokus weg vom rein Menschlichen rückten. Mit großer Freude erzählt Veronika etwa von Anna Tsings Werk »Der Pilz am Ende der Welt«¹⁸, in dem aus der Perspektive des Matsutake-Pilzes das Leben und Überleben im – und trotz des – Kapitalismus in den Mittelpunkt gerückt wird. Hierin findet Veronika Anknüpfungspunkte an ihr Verständnis von Feminismus.

Was ist für mich Feminismus? Animistisch! Der Geist steckt im Organischen, nicht außerhalb. Für mich war es augenöffnend, Carolyn Merchants »Tod der Natur«¹⁹ zu lesen. Darin hat sie aufgearbeitet, wie die Naturbeherrschung, die unser Denken heute leider prägt, so dominant wurde: indem alles Organische abgetrennt wurde.

An jenem Nachmittag mit Veronika fragen wir uns: Wie können wir ausgehend von den Arbeiten der Bielefelderinnen versuchen, zu vermitteln – zwischen Generationen von feministisch denkenden Menschen, zwischen verschiedenen feministischen Streitkulturen und Praktiken der Organisierung? »Wir waren eine große feministische

¹⁶ Maria Mies, »Methodische Postulate zur Frauenforschung, dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen«. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1/1978, S. 41–63.

¹⁷ Karen Barad: *Agentieller Realismus, Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*, deutsch von Jürgen Schröder (Suhrkamp, Berlin, 2012).

¹⁸ Anna Lowenhaupt Tsing, *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*, deutsch von Dirk Höfer (Berlin, Matthes und Seitz, 2018).

¹⁹ Carolyn Merchant, *Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. (München, C. H. Beck, 1987).

Bewegung!«, erzählt Veronika immer wieder mit funkelnden Augen, und unsere Herzen werden warm, wenn wir an jene Zeit denken, die wir durch ihre Erzählungen »erleben« dürfen. Aber zwischenzeitlich macht sich auch eine gewisse Kälte zwischen uns breit. Ist es ein Eis der Generationen, das sich nur schwer brechen lässt? Wir fühlen uns manchmal auf einer queerfeministischen Scholle, die bei Themen wie Reproduktionstechnologien oder Transaktivismus von der Bielefelder Scholle wegdriftet. Maria, Veronika und andere Ökofeministinnen haben sich seit den 1980er Jahren aus Ermangelung einer demokratischen Kontrolle aktiv gegen damals neue Reproduktionstechniken gewendet, genauso wie sie sich gegen gentechnisch verändertes Saatgut und Militarisierung einsetzten. Sie kritisierten Techniken wie künstliche Befruchtungen, Samenspenden, Hormongaben oder Leihmutterschaft als Methoden der Eroberung und Kontrolle – geprägt vom Prinzip der Selektion und Elimination – die letztendlich nur zu weiterer Spaltung, Kommerzialisierung, Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt an Frauen, Natur und Menschen in kolonisierten Ländern führten.

An dem gemeinsamen Traum der Demokratisierung möchten wir wieder ansetzen und träumen, wie eine demokratische Vergesellschaftung ethisch würdevoller kollektiver Selbstbestimmung aller Frauen, kolonisierten Menschen und aller Lebewesen aussehen kann. Aus queerer Sicht in den heutigen materiellen Verhältnissen sehen wir allerdings ein subversives Moment in künstlicher Befruchtung, Samenspende oder Hormongaben – als Teil fließender Geschlechteridentitäten, queerer Begehren und Wahlverwandtschaften.

Manchmal fragen wir uns, wie wir das zwischen den Generationen übersetzen und vermitteln können. Doch aus unseren Gesprächen miteinander, mit anderen ökofeministisch Denkenden und aus der Lektüre ergeben sich für uns Fragen, die unseren Blick immer wieder nach vorn richten. Dann bekommen Veronikas Worte wieder eine andere, wärmende Resonanz: »Deine Fragen sind deine Fragen, lass dir keine Fragen aufdrängen. Verfolge sie.«

Wir sehen es als Aufgabe heutiger ökofeministisch denkender und handelnder Menschen, zwischen der Pluralität der Geschlechter und den queeren Kämpfen, inklusive des Zugangs zur Reproduktionsmedizin, einerseits und den ökofeministischen Ansätzen der 1970er bis 1990er Jahre andererseits zu vermitteln. Aber wie dieses Eis brechen? Immerhin eint uns das Ziel, dualistisch-trennende Perspektiven und kapitalistische Strukturen zu überwinden, indem wir eine subsistenzorientierte postkoloniale Sicht verfolgen.

Wir brauchen lebbare Alternativen

Welche Bewegungen lassen Veronika seit der »großen feministischen Bewegung« hoffnungsvoll in die Zukunft blicken?

Das Problem vieler aktueller Debatten ist doch, dass sie nicht dort ansetzen, wo wir wirklich etwas verändern und uns zusammen-tun können. Hoffen lässt mich, dass sich immer mehr Gruppen verbinden und sagen: Wir machen es anders. Zum Beispiel das Kartoffelkombinat – eigentlich eine solidarische Landwirtschafts-initiative! Inzwischen gibt es viele SoLaWis. Oder wie sehr sich vor allem auch junge Frauen lokal mit ihren Belangen zusam-men-tun und aktivistische Bündnisse so viel breiter aufgestellt sind als früher. Wir brauchen diese Kraft und Vielfalt der Ansätze. Neben der Kritik am Bestehenden brauchen wir vor allem auch lebensdienliche und lebbare Alternativen. In der Gemeinschafts-bewegung und der solidarischen Landwirtschaft sehe ich viel Potenzial. Diese Gruppen verbindet, dass sie dort, wo sie sind, aktiv werden und die Grundlagen des Lebens pflegen, nutzen und erhalten: *Fight where you are!* – Streite vor Ort für den Erhalt des Naheliegenden und des Lebensnotwendigen! Eine solche Haltung empfinde ich als etwas sehr Hoffnungsvolles.

Zum Schluss überreichen wir Veronika Kim de l’Horizons *Blutbuche* als literarisches Mitbringsel.²⁰ Kims autofiktionaler Roman entlang der matrilinearen Linie und der Geschichte einer Buche sorgten bei uns im letzten Jahr für viel Herzerwärmen. Wir freuen uns über eine wei-tere Gemeinsamkeit: Sie hatte bereits vor unserem Besuch begonnen, das Buch zu lesen, und war von seiner Sprachkunst beeindruckt. Nach vier Stunden Gespräch streifen wir Veronikas wärmende Pantoffeln ab und machen uns auf den Heimweg nach Berlin, wo wir in unserer liebsten queeren Bar noch bis tief in die Nacht den Tag Revue passie-ren lassen. Es fühlt sich gut an, dass wir diese beiden Welten an die-sem Tag verbunden haben, und dass wir sie durch unser Schreiben weiter verweben.

²⁰ Kim de l’Horizon, *Blutbuche* (Köln, DuMont, 2022).

Das Buch *Ökofeminismus, Zwischen Theorie und Praxis* von Lina Hansen und Nadine Gerner erscheint im März 2024 im Unrast Verlag. Ein ausführliches Gespräch, »Leben für die Subsis-tenz«, zwischen Veronika Bennholdt-Thomsen, Andrea Vetter und Matthias Fersterer ist in Oya 71/2022, S. 38–41 zu finden. Eine am 25. Mai 2023 gehaltene Trauerrede auf Maria Mies von Veronika Bennholdt-Thomsen kann auf fembio.org (Eintrag »Maria Mies«) nachgelesen werden. Die Fotografin und Filme-macherin Saskia Nathalie Betz, der wir das Foto auf S. 88 ver-danken, arbeitet an einer Inter-viewreihe, neben anderen mit Maria Mies.

Osterwassergang

Um den Stamm der Linde liegen die Krüge im Kreis. Groß, klein, gläsern, irden, vielfältig. Wir bilden drumherum einen größeren Kreis. Groß, klein, noch müde, präsent, um Ruhe und Einkehr bangend, gelassen genießend, vielfältig. Wir schließen den Kreis mit den Händen.

Der Morgen ist nicht mehr taufrisch. Alle sollen dabei sein können.

Einen Trampelpfad entlang gehen wir in bunter Reihe schweigend zum Osterwasserplatz. Ein durch die zunehmende Dürre gebeutelter Tümpel. Noch ist er nass. Dort sammeln wir uns im Halbkreis, immer zwei schöpfen Wasser.

Andächtig beginnen wir unseren Weg zu den Kinderbäumen. *Hüte das Wasser in den Krügen wie gute Gedanken! Trage es von Baum zu Baum, begieße einen jeden! Immer nur ein Schlückchen, es soll für alle reichen!* Es sind viele geworden über die Jahre. Wir spannen uns auf. Erinnern uns durch unseren Gang der Hüterschaft für das Stückchen Erde, dem wir uns zugeeignet haben.

Das Schweigen weicht. Worte werden ausgetauscht über die Bäume und die Kinder, für die sie gepflanzt wurden. Manche Gespräche schlüpfen in den Spaziergang hinein, weil sie ihre Chance entdecken. Gerade die Kleinen probieren zu verstehen, was es nun mit dem Schweigen und dann doch Reden der Erwachsenen auf sich hat.

Die Geschlossenheit weicht. Der abgesprochene Weg wird von allen unterschiedlich beschritten. Die Vielfalt des Seins wird wieder sichtbar. Auch hierin spannen wir uns während des Gangs auf. Schwatzende Grüppchen, achtsame Krugträgerinnen, eifrig gießende Kinder; Wasser wird von Krug zu Krug geschenkt, wenn das Einteilen nicht gelingt. Gemeinsam reicht es für ein Schlückchen von allen für alle Bäume.

Ich selber gehe ganz hinten. Allein. Schweige. Halte Abstand zu den Vorletzten. Manchmal sind es die Gebrechlichen. Manchmal die, deren lebhafter Gedankenaustausch sie immer wieder zum Stehenbleiben veranlasst. So glaube ich, das Gemeinsame zu hüten, die Vielfalt zu hegen.

Doch ist es die Linde, die uns wieder zusammenbringt. Wieder stehen wir im Kreis. Einige Krüge versuchen, einen Kreis zu bilden, andere stehen oder liegen zu Füßen ihrer Träger. Sie müssen uns Form und Vielfalt nicht mehr zeigen. Wir sind da. Eine gemeinsame Stille noch. Ein gemeinsamer Ton. Wir wissen wieder, was unsere Aufgabe ist. *Anne Terwitte*



Der rote Faden der Verletzlichkeit

Es mag paradox klingen, doch gerade aus der leiblichen Erfahrung von Endlichkeit lässt sich in den Krisen unserer Zeit Hoffnung für gesellschaftlichen Wandel schöpfen, wie die Philosophin Corine Pelluchon in ihrem Buch *Die Durchquerung des Unmöglichen* überzeugend schreibt.

von Grit Fröhlich

Dies ist eine Hinführung zum nachfolgenden Essay »Hoffnung am Horizont«, einem Auszug aus Corine Pelluchons Buch *Die Durchquerung des Unmöglichen. Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe*, deutsch von Grit Fröhlich (München, C.H. Beck, 2023).

Umseitig gibt es einen Auszug aus dem hier vorgestellten Buch zu lesen.

Hoffnung ist eine Kraft, die wir zum Leben brauchen – überraschend ist, wo sie zu finden ist. Beim Übersetzen des Buchs *Die Durchquerung des Unmöglichen. Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe* der französischen Philosophin Corine Pelluchon habe ich vieles gelernt: Hoffnung nicht mit Optimismus zu verwechseln, der sich selbst in die Tasche lügt. Hoffnung auch nicht als eine psychische Einstellung misszuverstehen, bei der man für sich selbst die Erfüllung persönlicher Wünsche erwartet. Hoffnung, wie Corine Pelluchon sie beschreibt, ähnelt eher einer Kraft der Vision (Pelluchon spricht von »Tugend«), die räumlich und zeitlich weit über den individuellen Horizont hinausreicht. Sie bewegt sich auf einer Ebene, wo die Einzelnen in Beziehung treten zu etwas, das größer ist als sie selbst: in Beziehung zu den Generationen vor und nach ihnen und zur weitverzweigten Gemeinschaft mit anders-als-menschlichen Wesen.

Hoffnung entsteht also nicht aus einer grundsätzlich positiven Lebenseinstellung, sondern erst dann, wenn Menschen durch extremes Leid und Verzweiflung hindurch gegangen sind und dabei alle Illusionen abgelegt haben. Erst in dieser Situation ist es Corine Pelluchon zufolge möglich, Vorboten des Wandels zu erkennen, die den kollektiven Horizont des Handelns erweitern. Ihre Ansichten sind dabei verwandt mit denen Václav Havels,¹ der in den 1980er Jahren in einem Interview sagte:

»Je ungünstiger die Situation ist, in der wir unsere Hoffnung bewahren, desto tiefer ist diese Hoffnung. Hoffnung ist eben nicht Optimismus. Es ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht. Sondern Hoffnung ist die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.«²

¹ Siehe auch Václav Havels Rede »Es gibt nur eine Welt« in Oya 42/2017, S. 62–64.

² Václav Havel, *Fernverhör. Ein Gespräch mit Karel Hvižd'ala*, deutsch von Joachim Bruss (Reinbek, Rowohlt 1987), S. 220f.

So mangelt es in unserer Zeit der Krisen nicht an Gelegenheiten, Hoffnung zu üben: Weltweite Kriege, die Tod, Leid und Fluchtbewegungen mit sich bringen; die Verwundbarkeit der Demokratie durch rechtspopulistische Tendenzen; die Klimakrise, die durch die Zerstörung unserer Umwelt Öko-Angst und weitere Fluchtbewegungen auslöst; die Gewalt, die unsere Ernährungsweise für Tiere bedeutet – all diesen Auswüchsen eines Herrschaftsprinzips, das das Lebendige um uns herum und in uns selbst unterdrückt, trägt Pelluchons schmales philosophisches Bändchen über die Hoffnung Rechnung. Dabei baut sie die Hoffnung auf etwas Zartes, Unspektakuläres. Das Visionäre an diesem Buch ist für mich, dass es die Quelle für die Hoffnung auf gesellschaftlichen Wandel gerade im Unscheinbaren verortet: in der Anerkennung unserer Verletzlichkeit als leibliche Wesen. Das Anerkennen unserer Endlichkeit kann die Logik auflösen, derzufolge man versucht, andere zu beherrschen, um nicht selbst beherrscht zu werden. Denn Verletzlichkeit ist das, was uns mit allen anderen Wesen verbindet. Dass wir abhängig sind von Ökosystemen und anderen Lebewesen, dass alle Wesen, die die Erde bewohnen, nur »durch einander« sein können – dies in seiner ganzen Tragweite anzuerkennen und nicht als Einschränkung, sondern als Grund für die Fülle des Lebens zu erfahren, ist ein Schlüssel für ein gutes Leben für alle. Das körperliche Wissen um unsere zeitliche Beschränkung und die Verletzlichkeit aller Lebewesen kann uns ein roter Faden sein, um zu spüren, wo die Grenze verläuft, bis zu der wir gehen können, wenn wir uns unser eigenes gutes Recht zu leben herausnehmen, und wo die Gewalt gegenüber anderen beginnt.

Corine Pelluchons Beschäftigung mit Hoffnung ist auch deshalb so authentisch, weil sie selbst jahrelang an Depressionen litt und die »Versuchung« von Verzweiflung und Suizid – wie sie es nennt – erlebt hat. Darüber hinaus ist sie seit vielen Jahren in der Tierrechtsbewegung engagiert (siehe ihr *Manifest für die Tiere*⁴) – eine Bewegung, auf die sie starke Hoffnungen für einen gesellschaftlichen Wandel setzt. Ebenso inspiriert sie sich an Permakultur und ökofeministischen Ansätzen. Politisch akzentuiert, aber auch immer wieder poetisch, plädiert ihr Buch für die Rückbesinnung auf die leibliche Erfahrung als Orientierung in den Krisen unserer Zeit.

⁴ Corine Pelluchon, *Manifest für die Tiere*, deutsch von Michael Bischoff (München, C. H. Beck, 2020).

Hoffnung am Horizont

Warum Optimismus das Gegenteil und Verzweiflung die Voraussetzung gegründeten Hoffens in Zeiten der Klimakatastrophe ist.

von Corine Pelluchon

Dies ist ein Auszug aus Corine Pelluchons Buch, *Die Durchquerung des Unmöglichen, Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe*, aus dem Französischen übersetzt von Grit Fröhlich (München, C.H. Beck, 2023).

Es mangelt uns nicht an Ideologie, sondern an Hoffnung – gerade in diesen Zeiten, in denen die Erderwärmung sowie wirtschaftliche und geopolitische Krisen große Risiken bergen. Um zu verstehen, was Hoffnung ist und welche Rolle sie im individuellen und kollektiven Leben spielt, darf man sie jedoch nicht auf ein psychologisches Moment reduzieren und nicht mit Optimismus verwechseln.

Hoffnung ist das Gegenteil von Optimismus. Letzterer resultiert oft aus mangelnder Ehrlichkeit und fehlendem Mut – er ist eine Form der Verleugnung, die den Ernst der Lage verschleiert oder glauben macht, man habe die Lösung für alle Probleme. Es gibt keine Hoffnung ohne die vorherige Erfahrung eines kompletten Horizontverlusts.

Dieser Verlust ist, als würde am helllichten Tag die Nacht hereinbrechen, und er zwingt sowohl Individuen als auch Völker dazu, sich von ihren Illusionen zu verabschieden. Hoffnung setzt die Auseinandersetzung mit Leid und Verzweiflung voraus. Im Übermaß der Verzweiflung offenbart sich auch deren Falschheit: Sie bedeutet Gefangensein¹ – gefangen in einer Hölle, die uns einschließt und täuscht. Es ist eine Falle, in die wir fast alle geraten, wenn wir uns in uns selbst zurückziehen – eine Verfehlung, die von unserer Wankelmütigkeit und unserer Undankbarkeit gegenüber dem Leben zeugt. Hoffnung bedeutet, das Unmögliche zu durchqueren. Sie erscheint, wenn man sie nicht mehr erwartet, und entsteht nach der Erfahrung des Nichts. Keinesfalls darf man Hoffnung (*espérance*) mit einer persönlichen, positiven Erwartungshaltung (*espoir*) verwechseln,² welche sich auf eine bestimmte Realität bezieht und das Verlangen beinhaltet, dass individuelle Wünsche in absehbarer Zeit erfüllt werden. Im Fall der Hoffnung hingegen ist das Verhältnis zum Selbst, zur Welt und zur Zeit ein ganz anderes.

¹ Corine Pelluchon benutzt im Französischen ein Wortspiel und zergliedert *enfermement* (Gefangensein) in *enfer-me-ment* (die Hölle täuscht mich). A. d. Ü.

Positive Erwartungen bedeuten, dass wir uns wünschen, dass etwas geschieht, so als könnten uns ein Erfolg oder eine Liebe Erfüllung bringen, indem sie uns ein glückliches Leben garantieren und uns die Gewissheit geben, dass wir einen Wert haben. Diese Form der Zuversicht ist eine verdeckte Verzweiflung. Wir haben persönliche, positive Erwartungen, weil wir auf uns fixiert sind, auch wenn wir uns an etwas oder jemanden klammern, um uns zu vergessen. Wir sind leer und gleichzeitig tyrannisieren wir dabei leicht uns selbst und andere. Wenn die Wirklichkeit nicht unseren Erwartungen entspricht, so sind wir enttäuscht und machen anderen Vorwürfe – wir suchen nach Schuldigen.

Wir fühlen uns verzweifelt, doch in Wirklichkeit schwelte die Verzweiflung bereits: Sie schlummerte tief in unseren Vergnügungen und unserem Gefühlsleben. Denn solange wir unser Verhältnis zu uns selbst und zur Welt nicht grundlegend ändern, schwanken wir zwischen positiver Erwartung und Frustration, zwischen Hochmut und Verbitterung. Echte Hoffnung hingegen setzt voraus, dass wir nichts für uns selbst verlangen. Für ein Subjekt, das Vertrauen in die Zukunft hat und sich von diesem Vertrauen trotz aller Schwierigkeiten getragen fühlt, eröffnet die Hoffnung einen Horizont und Erwartungen auf einer ganz anderen Ebene.

Um diese Dimension zu erreichen, muss man ein Heiliger oder knapp einem Unglück entronnen sein. Man muss alle persönlichen Erwartungen und allen Hochmut verloren sowie die Grenzen des eigenen Willens erfahren haben. Man muss erlebt haben, wie die eigene Intelligenz durch das Leid gedemütigt wurde, und verstehen, dass die Rettung darin besteht, sich selbst aufzugeben, ein lediges Gemüt zu werden, das nichts mehr für sich selbst verlangt und sich einfach nur für das Leben entscheidet. Man identifiziert sich also mit jener Energie, die bleibt, wenn nichts mehr bleibt. Sie genügt, um wiedergeboren zu werden.

Hoffnung ist die Gewissheit, dass etwas bereits da ist, selbst wenn die Ereignisse jenen Menschen Unrecht zu geben scheinen, die einen Fortschritt verkünden – Fortschritt im Sinne einer unvermeidlichen und unumkehrbaren positiven Entwicklung. Die Hoffnung verleiht diese Fülle, weil ich, wenn ich hoffe, nichts für mich selbst erwarte, sondern bereits Erfüllung gefunden habe, egal wie unzufrieden ich sonst in den verschiedenen Bereichen meines Lebens sein mag. Hoffnung ist nichts Empirisches oder Kontingentes, obwohl sie auf mein gesamtes Sein ausstrahlt, meine Aufmerksamkeit schärft und mich leichter macht. Sie hat nichts mit Ehrgeiz, mit dem Wunsch nach

² Die Autorin unterscheidet zwischen *espérance* und *espoir* – zwei Begriffe, die im Deutschen gewöhnlich unterschiedslos mit »Hoffnung« übersetzt werden. *Espérance* beschreibt eine Tugend und keinen psychologischen Zustand. Darüber hinaus ist sie keine persönliche Erwartung, sondern bezieht sich auf Geschichte. Es handelt sich um die Fähigkeit, die Vorboten von etwas wahrzunehmen, das den kollektiven Horizont des Handelns erweitern könnte. Schließlich beinhaltet sie die Erfahrung einer Negativität und, wie die Autorin meint, sogar der Verzweiflung, die dazu führt, dass man seine falschen Hoffnungen und Illusionen verliert. Im Unterschied dazu ist *espoir* eine persönliche Erwartungshaltung, die jeweils auf das für einen selbst Positive zielt und aus einem Wunsch entsteht. Die deutsche Übersetzung überträgt *espérance* als »Hoffnung« im Sinn einer Tugend, *espoir* wird übersetzt als »positive, persönliche Erwartungshaltung«. A. d. Ü.

Ruhm und dem Bedürfnis nach Anerkennung zu tun. Sie kümmert sich wenig um unsere Liebe, obwohl die aufkeimende Liebe sich die Struktur der Hoffnung zu eigen macht, indem sie das Subjekt für eine Alterität öffnet und ihm das Gefühl gibt, nicht mehr nur für sich selbst zu leben. Die Hoffnung ist jedoch tiefer und dauerhafter als die Liebe, die wir für jemanden empfinden, weil sie Zugang zu einer Dimension der Existenz verleiht, die zwar einen entscheidenden Einfluss auf all unsere Handlungen hat, diesen aber nicht untergeordnet ist. Deshalb öffnet sie uns für das Unendliche und das geistige Leben, und zwar unabhängig davon, ob wir an Gott glauben oder nicht.

Hoffnung ist der Berührungspunkt zwischen dem Leben, das man an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit führt, und dem Geschehen, das sich tief im Inneren des Verhältnisses eines Subjekts zu sich selbst und zum Unendlichen entspinnt. Man kann dieses Unendliche Gott nennen oder man kann die gemeinsame Welt meinen, die aus der Gesamtheit der Generationen sowie dem natürlichen und kulturellen Erbe besteht und eine Transzendenz in der Immanenz bildet. Wenn ich hoffe, bin ich nicht das isolierte Selbst, das versucht, dieses oder jenes zu erreichen, sondern nehme meinen Platz in einer Zeit und einem Raum ein, die größer, ja nahezu unbegrenzt sind. Das bedeutet nicht, dass ich mit dem Ganzen verschmelze oder vergesse, wer ich bin. Im Gegenteil: Die Hoffnung, dieser Berührungspunkt zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, erfordert, dass ich mich selbst erkenne und weiß, was ich in dieser Welt erreichen möchte. Sie setzt voraus, dass ich mit meinem Begehren in Einklang stehe. Und dies verlangt, dass meine partikulären Wünsche, auch die mächtigsten, aus einer tieferen und ursprünglicheren Quelle gespeist werden, aus jener Energie, die es ermöglicht, ein Selbst zu sein und zu existieren. Zudem ist die Hoffnung durch ein Moment der Loslösung und zugleich des Sich-Einlassens charakterisiert: Sie verleiht die Fähigkeit, das Leben zu genießen, indem man auch das sieht, was sein wird und was bereits die Gegenwart erfüllt, wenn man sie von dieser Zukunft her denkt. Mit einem Wort: Sie lässt uns in Freiheit wachsen.

Doch wer kann heute schon sagen, dass er Hoffnung im Leben hat? Dieses Buch beginnt also mit der Verzweiflung, und zwar in ihrer extremsten Form: mit dem Gefangensein in sich selbst, einer Erfahrung psychischen Leidens, die Betroffene soweit bringen kann, dass sie Schluss machen wollen, um das Leiden zu beenden und nicht länger erdrückt zu werden. Wie sollte man nicht zusammenbrechen, wenn man durch die Hölle geht, wenn die Beziehung zur Welt, zu

sich selbst und zu anderen verstummt ist, wenn sich die ganze Welt eiskalt und einsam anfühlt? Hoffnung ist die Reaktion auf Verzweiflung, und wir werden sehen, dass sie ein Sprung kraft des Absurden ist: ein Akt, der nicht das Ergebnis reiflicher Überlegung ist, sondern zu dem man sich grundlos entschließt – ein Wagnis oder etwas, das sich wie die Gnade ereignet, von der die Christen sprechen.

Verzweiflung bedeutet einen kompletten Horizontverlust und kann auch eine kollektive Dimension annehmen. Ein Volk, das die Hoffnung verloren hat, ist in Gefahr. Was lässt sich dagegen tun? Es ist nicht ganz angemessen, von Faschismus zu sprechen, um zu beschreiben, wie heutzutage der moralische Zerfall Menschen anderen gegenüber gleichgültig macht, so dass das Land einer Führung ausgeliefert wird, die den gesamten öffentlichen Raum einer flächendeckenden Kontrolle unterwirft sowie Selbstzensur, Rückzug und Gewalt fördert. Denn diese Gewalt muss sich nicht einmal in spektakulären Aufmärschen ausdrücken, wie sie die Schwarzhemden in Italien oder die Nazis in Deutschland veranstalteten. Zwar beweist der Aufstieg der extremen Rechten und nationalistischer Parteien, dass die Gefahr eines Zusammenbruchs der Demokratie besteht. Es handelt sich dabei jedoch nicht um ein unabwendbares Schicksal bzw. eine Situation, gegen die wir völlig machtlos wären. Außerdem gibt es zur selben Zeit heilsame Entwicklungen, die die Gesellschaft tiefgreifend beeinflussen. Wie können wir diese unterstützen und dafür sorgen, dass die soziale Energie, die sowohl Individuen als auch Völkern wieder einen gemeinsamen Horizont geben kann, keine pathologische Tendenz wird und nicht auf einer Entgegensetzung von Freund und Feind beruht? Wie können wir uns vom Schema der Herrschaft befreien, das alles – die Beziehung zur Natur und zu anderen Menschen, die Arbeit, die Politik, die Liebe – in eine Form des Krieges verwandelt? Wie können wir zu einer reifen Gesellschaft werden, in der innere Freiheit und Solidarität gleichermaßen wichtig sind, in der sich beide gegenseitig begründen und in der jeder, der einen Sinn für das Gemeinwohl hat, dieses Verständnis auf Wesen ausweitert, die weder seiner Nation noch seiner Spezies angehören?

*Hoffnung ist die Reaktion auf Verzweiflung:
nicht das Ergebnis reiflicher Überlegung, sondern ein Akt,
zu dem man sich grundlos entschließt –
ein Wagnis oder etwas, das sich wie Gnade ereignet.*

Dieses Buch schreibe ich für alle, die unter Öko-Angst leiden, die Empörung, Verzweiflung, Wut oder Angst empfinden, weil ihre Umwelt zerstört wird und die Regierungen unfähig sind, wirksame und schnelle Reaktionen auf den Klimawandel und den Verlust der biologischen Vielfalt einzuleiten. Ich habe diesen Zustand in all seinen Facetten durchlebt und tue dies noch immer. Ich möchte jedoch zeigen, dass Klimadepression ein notwendiger Schritt ist, um sich der Möglichkeit eines globalen Kollapses bewusst zu werden, und dass diese Depression überwunden werden kann, wenn man sich bewusst wird, dass die Ursache dafür die Liebe zur Welt und nicht der Hass auf sich selbst und das Leben ist. Paradoxe Weise ist die Konfrontation mit einem radikalen Verlust der Schlüssel, um sich wieder mit anderen zu verbinden, der eigenen Existenz trotz ihrer Fragilität einen Sinn zu geben und Produktions- und Konsummuster sowie Seinsweisen zu fördern, die das Vertrauen in sich selbst und in die Zukunft wiederherstellen.

Die neue Aufklärung, für die ich eintrete, ist untrennbar verbunden mit dem Bewusstsein für die menschliche Destruktivität und Tragik sowie mit der Anerkennung und Wertschätzung der Verletzlichkeit von Mensch und Gesellschaften. Im Zeitalter des Lebendigen, das die Verknüpfung von Fortschritt und Zivilisation wieder herstellen könnte, bildet vor allem die Tierschutzbewegung einen Kristallisationspunkt, um den sich die anthropologische Revolution, die bereits begonnen hat, mit all ihren erforderlichen individuellen und kollektiven Veränderungen zu strukturieren beginnt.

Und schließlich haben Frauen einen ausgeprägten Sinn für zeitliche Begrenzungen, was mit den Veränderungen ihres Körpers, insbesondere in der Menopause, zusammenhängt. Was wäre, wenn wir die leibliche Wirklichkeit, wie sie von Frauen erlebt wird, zum Ausgangspunkt nähmen? Könnten wir dann nicht nur weiterhin die Gleichberechtigung der Geschlechter verteidigen und die Normen dekonstruieren, die uns eine untergeordnete Rolle zuweisen, sondern auch das Narrativ der Eroberung durch eine Vorstellungswelt ersetzen, die uns von Herrschaft befreit und uns ermöglicht, unsere Beziehungen zu anderen Menschen und zur Natur grundlegend zu verändern?

Corine Pelluchons Buch *Die Durchquerung des Unmöglichen* liegt bei C. H. Beck vor. In einem in der Reihe »Sternstunden Philosophie« am 3. September 2023 im Schweizer Radio und Fernsehen SRF ausgestrahlten Gespräch legte die Autorin ihre Gedanken zur Frage »Hoffnung angesichts der Klimakrise?« dar. Zuletzt ist ihr Buch *Verbessern wir die Welt! Die Sorge für Mensch, Tier und Natur* (Darmstadt, wbg Theiss, 2023) erschienen.

Die fürsorgende Zwiebel

Wie kann es gelingen, gemeinschaftlich gut füreinander zu sorgen, auch bei Behinderung, Krankheit und im Alter?

von Erik Hofedank

Oft werde ich gefragt, wieso sich ein relativ junger Mann mit der Frage nach gemeinschaftlichem Altwerden beschäftigt.¹ Doch diese Frage ist eine, die uns wirklich alle angeht: Wenn wir nicht vorher sterben, werden wir alle alt, und viele Menschen sind dann auf Unterstützung und Pflege im Alltag angewiesen. Ich habe selbst in verschiedenen kollektiven Wohnformen gelebt, zuletzt in einem Hausprojekt in Cottbus, und mich dabei immer auch selbstkritisch gefragt: Für wen sind wir offen? Wer kann hier mitwohnen und wer nicht? Mein Wunsch ist es, die Themen Pflege und Unterstützung in gemeinschaftlichen Wohnformen stärker mitzudenken als bisher.

Viele teilen diese Fragen und Überlegungen. Vom 13. bis zum 15. Oktober 2023 trafen sich etwa 20 Menschen auf dem Gelände des »Arruda«-Kollektivs im brandenburgischen Cöthen² zum Thema »Fürsorgen in selbstorganisierten, linkspolitischen und solidarischen Gemeinschaften«. Die Teilnehmenden kamen aus verschiedenen Wohnprojekten und Regionen. Der Ort war unter anderem wegen seiner Barrierearmut ausgewählt worden, um möglichst vielen Menschen die Teilnahme zu ermöglichen. Neben älteren und neurodivergenten Leuten nahmen auch

drei Menschen, die auf einen Rollstuhl angewiesen sind, teil. Statt eines festen Programms waren alle eingeladen, eigene Fragen und Themen einzubringen.

Die Gruppe nennt sich »Kollektiv, Care!«, und wir trafen uns bereits zum vierten Mal. Initiiert wurden die Treffen 2020 von einigen Menschen im Wendland, die seit Jahrzehnten gegen Atomkraft und Castortransporte aktiv sind und sich inzwischen fragten, wie würdevolles Altwerden in Gemeinschaften möglich sei. Bereits im Folgejahr wurde die Perspektive um die Themen Vorsorge und Leben mit Behinderung in Kollektiven erweitert.

Eine Frage, die mich immer wieder beschäftigt, ist die nach der gesellschaftlichen Rolle von gemeinschaftlicher Fürsorge: Werden damit neoliberale gesellschaftliche Strukturen stabilisiert, oder dienen sie dem Experimentieren mit neuen, vielleicht sogar »revolutionären Beziehungsweisen«³? Dieser Widerspruch lässt sich nicht einseitig aufheben. Es gibt auch kein richtiges Gepflegtwerden im Falschen, doch es ist möglich, damit in Beziehung zu gehen und sich mit der materiellen Grundlage für das gewählte Lebensmodell immer wieder auseinanderzusetzen: Wer wird ein- bzw. ausgeschlossen? In welcher (materiellen) Beziehung stehen

¹ Erik Hofedank forscht derzeit im Rahmen einer Doktorarbeit zu gemeinschaftlichem Altern im ländlichen Raum Ostdeutschlands.

² Das »Arruda« ist ein diskriminierungssensibles Seminarhaus und Wohnprojekt in Brandenburg. arruda-collective.org

³ Bini Adamczak, *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende* (Berlin, Suhrkamp, 2017).

die Projekte zur Nachbarschaft? Wo beginnt und wo endet die zwischenmenschliche Solidarität? Wie viel Sorge- und Pflegearbeit kann eine Gemeinschaft leisten und wo sind die Grenzen? Wer füllt die entstehenden Lücken?

Bei dem Treffen im Arruda waren die subjektiven Lebenswirklichkeiten der Teilnehmenden sehr unterschiedlich. Daher galt es zunächst, Verbindungen zwischen älteren und jüngeren Menschen, die im Alltag behindert werden, zu finden. Alle teilten die Erfahrungen, mit viel bürokratischem Aufwand und der Furcht vor einer Abschiebung in ein Heim konfrontiert zu sein. Ein verbindender Eindruck war, gesellschaftlich »möglichst unsichtbar bedürftig sein« zu sollen. Die geteilten Erfahrungen und Geschichten erzeugten emotionale Nähe und ermöglichten, sich schnell miteinander vertraut zu machen.

Ein Klimaaktivist aus München teilte, mit dem »rollenden Widerstand« bei der Baumbesetzung in Lützerath dabei gewesen zu sein. Er beschrieb die ermächtigende Erfahrung, als Aktivist mit Rollstuhl im Wald immer wieder Menschen um sich gehabt zu haben, die ihn spontan unterstützten. Im Moment der Räumung sei der Stress zwar insgesamt zu groß gewesen, um nicht abgehängt zu werden – in dem solidarischen Raum, der zuvor entstanden war, habe er sich aber sehr aufgehoben gefühlt.

Andere berichteten von ihrem Frust, mit dem geplanten Bau eines Mehrgenerationenhauses zwischen Ausländeramt, Sozialamt und Wohnungsamt herumgereicht zu werden, da in dem Projekt behinderte, nicht-behinderte und geflüchtete Menschen ein Zuhause finden sollen. Damit in Zukunft die bürokratischen Hürden abgebaut werden, vernetzen sie sich mit anderen Initiativen,

um die Überarbeitung des Heimgesetzes zu begleiten. Es sollen Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit mehr Pflege-Wohngemeinschaften entstehen können, die die Selbstverwaltung der dort Wohnenden unterstützen.

Neben den Geschichten Einzelner wurden auch Tipps und Kniffe ausgetauscht, wie Menschen in verschiedenen Lebenslagen im Wust aus Institutionen und Anträgen geeignete finanzielle Unterstützung finden können. Gute Beratungsstrukturen, die sich vor Ort auskennen, sind das A und O. Auch grundsätzliche Fragen zum Leben mit Pflege hatten Platz. So gab es etwa eine Runde zum Verhältnis von Nähe und Distanz. Für Personen, die auf Unterstützung angewiesen sind, entstehen sehr intensive Kontakte zu Assistenzpersonen. Dennoch gibt es ein Bedürfnis nach Privatsphäre. Daher sei es gerade auch in Kollektiven und WGs wichtig, dass es für alle sowohl Rückzugsorte als auch Kontakt-räume gibt.

Ein anderer Diskussionsanlass war der Leistungsanspruch in Kollektiven. Wie können die vielfältigen subsistenten und politischen Aufgaben, die sich in einem selbstorganisierten Gemeinschaftsprojekt ergeben, gerecht verteilt werden? Wie können sich vor allem Frauen daraus befreien, immer gleich sich auftuende Lücken zu füllen? Sich diesen Fragen zu stellen, sei ein erster Schritt.

Wenn einige Mitglieder eines Kollektivs viel Unterstützungsbedarf haben, dann ist es sinnvoll, Ressourcen von außen hinzuzuholen. Ähnlich wie eine Zwiebel aus mehreren umeinanderliegenden Schichten besteht, ließen sich auch Pflege und Fürsorge vom Rand her denken, so dass Leute, die pflegebedürftige Mitglieder eines Kollektivs oder einer Wohngemeinschaft unterstützen, selbst ein



BARBARA SCHNELL

Aktivistin Cécile Lecomte, alias »Eichhörnchen«, leitet einen Kletterkurs für Menschen mit körperlichen Einschränkungen im Hambacher Forst an.⁴

⁴ Siehe die Rezension von Cécile Lecomtes Buch »Kommen Sie da runter!«, Oya 36/2016, S. 88.

⁵ Das »Netzwerk Care Revolution« ist ein Zusammenschluss von über 80 Gruppen und Personen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, die neue Modelle von Sorge-Beziehungen und eine Care-Ökonomie anstreben: care-revolution.org

Unterstützungsnetzwerk haben. Wir sind alle verletzlich und unterstützungsbedürftig – mal mehr und mal weniger.

Beim Austauschwochenende wurde deutlich, wie ermutigend solche Begegnungen für alle Beteiligten sind. Statt abstrakter Inklusionspläne ist der achtsame Umgang mit den konkreten Bedürfnissen von Menschen vor Ort vonnöten. Solche Erfahrungen wirken auch auf die politische Dimension zurück: Es geht nicht darum, mit der eigenen Solidarität Lücken im System zu füllen, sondern Zeit und Raum zu erkämpfen, um sich für Verbesserungen der Rahmenbedingungen – auch für Pflegekräfte in staatlichen und privatwirtschaftlichen Strukturen, die häufig weiblich und migrantisch sind – einzusetzen. Außerdem entstand an diesem Wochenende die Idee eines gemeinsam ausgerichteten Care-Camps, das sich mit der Klimabewegung vernetzt.

Mich ermutigen solche Zusammentreffen dazu, weiter zu forschen und auch im Alltag auszuprobieren, wie gemeinsames Leben in jeder Lebensphase gelingen kann und was dazu noch benötigt wird. Sowohl in linkspolitischen Kollektiven als auch in Kirchengemeinden und anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen werden gerade viele ermutigende und spannende Erfahrungen dazu gemacht. Um die Vernetzung für die Sichtbarkeit dieser Bewegung kümmern sich neben »Kollektiv, Care!« auch das »Netzwerk Care Revolution«, der Verein »Wirtschaft ist Care« oder das »Forum gemeinschaftliches Wohnen«.⁵

»Wirtschaft ist Care« ist eine postpatriachale Denk- und Handlungswerkstatt mit Sitz in Deutschland und der Schweiz, mehr: wirtschaft-ist-care.org

Das »Forum gemeinschaftliches Wohnen« ist ein überregionaler Zusammenschluss zum selbst organisierten und gemeinschaftlichen Wohnen. Der Verein berät auch Kommunen und die Wohnungswirtschaft, mehr unter: verein.fgw-ev.de

Weiterführende Literatur:
Marie Marwege, *Just Common Care?* (Masterarbeit, Europa-Universität Flensburg, 2022). Kostenlos zugänglich auf der Website des Kanthaus in Wurzen: kanthaus.online
Uta Meier-Gräwe, Ina Praetorius und Feline Tecklenburg, *Wirtschaft neu ausrichten* (Opladen und Berlin, Verlag Barbara Budrich, 2023).

Bienenstaat

Wir laufen durch den noch kahlen Wald, alles wartet auf das Erwachen der Blüten und Blätter. Torsten, einer unserer Imker, nimmt mich mit in die Welt der Bienen. Ich spüre seinen Blick durch den Wald schweifen – ist die Kirsche, die erste große Tracht, schon erwacht? Jeden Tag kann es soweit sein. Ein paar Tage später, bei uns Mitte April, entdecke ich lauter blühende Schlehen und weiß: Es ist Erstfrühling, die Kirschblüte wird bald kommen. Von Weitem sahen die weißblühenden Sträucher und Bäume wie Pustebäumen aus. Ich nehme teil am Jahreskreislauf der Landschaft, lerne verschiedene Standorte mit ihren unterschiedlichen jahreszeitlichen Erscheinungen (Phänologie) kennen, fiebere mit den einzelnen Bienenvölkern mit. Es folgt der Vollfrühling mit der Flieder- und Rapsblüte. Nun brummt der Bienenstaat in voller Geschäftigkeit. Oft besucht Torsten die Bienen und schaut, ob sie schon schwärmen. Die alte Königin tut dies im Mai mit einem Teil der Bienen, die junge Königin erbt das sichere Zuhause. Generationenwechsel mit Platz für Neues, noch bevor das Alte gestorben ist.

Unsere Imkernden versuchen so wesensgemäße Bienenhaltung wie möglich. Sie suchen, wenn das Volk in Schwarmstimmung ist, die Königin heraus und fügen die Hälfte der Flugbienen dazu. So geht das Volk nicht verloren und Jung- und Altkönigin haben ein eigenes Volk, eine Simulation des natürlichen Verhaltens, die dabei hilft, die Varroamilbe zu dezimieren. Wenn sie sich selber ein neues Zuhause suchen, dann tanzen sie in der Schwarmtraube, um zu kommunizieren, und finden, so scheint es, einstimmige Entscheidungen. An vielen Orten und zu vielen Zeiten wurden ihr Honig und ihr Propolis geschätzt. Joseph Beuys inspirierten die Bienen bei der Entwicklung der Begriffe »Wärmecharakter« und »Soziale Plastik«, wonach »jeder Mensch ein Künstler« sei. Kunst solle in allen Bereichen des Lebens vorkommen, Wärme erzeugen und den Sozialleib demokratisieren. Der »Bienen« oder Bienenstaat als Vorbild ist ein immer (35 Grad) warmer Organismus, in dem alle zum großen Ganzen beitragen: Die Königin, als einzige Schöpferin von Nachkommen in seinem Herzen, hat eine dienende, keine herrschende Funktion. Die Pollensammlerinnen sind wie des Biens Hände. Jede arbeitet für jede, keine nur für sich.

In den vergangenen zwei Jahren pflanzten wir im Garten nicht nur Gemüse, sondern auch mehr Blumen an. Oft sitze ich inmitten des Blumenbeets und beobachte die Bienen, darunter sommerstaatenbildende Wildbienen und Hummeln, die eher solitär leben. Dabei entdeckte ich ihre Pollenhöschen und betrachte die Blüten nun mit anderen Augen, verstehe besser, welche Pflanzen die besten Süßigkeitenläden sind. Ich fange jetzt schon an zu überlegen, welche Blühpflanzen ich für Spätsommer und Herbst aussäen werde, denn dann ist die Tracht rar und überlebenswichtig für die Wild- und Honigbienen. *Tabea Heiligenstadt*



Jährlich jeden Quadratmeter begrüßen

Wie sich eine Hauswand aus Stroh und Kalk selbst pflegen und erhalten lässt.

Jedes Jahr streiche ich das Haus, in dem ich lebe, rundherum mit Kalkfarbe, genauer: mit verdünntem Löschkalk. Es freut mich Jahr für Jahr, das Haus mit dieser Tätigkeit einen ganzen Tag lang zu umrunden und jeder Stelle damit »Hallo« zu sagen. Das hat auch den praktischen Wert, dass ich alte Wespennester oder wuchernden Wein begutachten kann. Zu allererst ist die Tätigkeit des Tünchens mein Bekenntnis zu diesem Haus, und ich betrachte es als etwas regelmäßig zu Pflegendes, das mich gern auf die Leiter steigen lässt.

Hinter der weißen Wand liegen Strohballen. Sie sind eine tolle Dämmung für Hauswände: jedes Jahr massenhaft verfügbar, nachwachsend, mit hohem Dämmwert und diffusionsoffen, also feuchtigkeitsregulierend. Aber als organisches Produkt sind sie auch Witterung und Kompostierung ausgesetzt, also Teil natürlicher Kreisläufe. Wie lassen sich nun – zumindest für die Nutzungsspanne eines Hauses – die kompostierenden Prozesse aufhalten, ohne auf giftige Stoffe zurückzugreifen? Im Inneren des Hauses ist das kein Problem, bei den allermeisten Strohballenhäusern schaffen viele Schichten Lehm eine wunderbare Barriere.

Aber draußen? Was schützt das Stroh auch langfristig gegen das norddeutsche Wetter? Da hilft in diesem Fall: Kalk. Kalkputz ist ein mineralischer, natürlicher Putz, der mit einigem Energieaufwand im sogenannten »Kalkkreislauf« hergestellt wird. Kalk bindet im Gegensatz zu Lehm nicht nur physikalisch, sondern auch chemisch ab, er wird folglich nicht wie Lehm vom Regen fortgewaschen. Eine gewisse Durchlässigkeit für Feuchtigkeit behält der Kalkputz dabei, was für das Gebäudeklima im Inneren sehr förderlich ist. Außerdem finde ich die Vorstellung beruhigend, dass das Stroh nicht dauerhaften Kondensierungsprozessen ausgesetzt ist, sondern eher langsam »atmen« kann. Es gibt keine weiteren Sperrschichten in unserer Außenwand; außen wird der Kalkputz einige Zentimeter dick direkt auf das Stroh aufgetragen, innen der Lehm.

Auch der alljährliche Anstrich mit Kalk bedient sich der Mechanismen des Kalkkreislaufs und bindet chemisch ab: Aus dem Ausgangsmaterial Kalkstein (chemisch: Calciumcarbonat/ CaCO_3) entsteht durch tatsächliches Brennen zunächst Branntkalk (chemisch: Calciumoxid/ CaO). Dieser wird dann durch »Löschen« mit Wasser



MALIN MARWEGE

Das perfekte Wetter für den Pflege-Anstrich ist: kühl, feucht, windstill. Bei uns ist es daher eine Frühjahrs-gewohnheit geworden, sich »ums Haus zu streichen«.

sogenannter Löschkalk (Calciumhydroxid/ $\text{Ca}[\text{OH}]_2$). Wird dieser Löschkalk mit Wasser verdünnt, kann er unter Luftabschluss gelagert werden. In Eimern aufbewahrt, setzt sich eine Schicht Wasser oben ab und schließt den Löschkalk ab. So lässt sich der Kalk auf Vorrat lagern, der bei mir ungefähr drei Jahre lang reicht. Kommt der Löschkalk durch das Streichen mit Luft in Verbindung, bindet er mit dem Kohlendioxid der Luft wieder zu Kalkstein ab. Das ist praktisch und jahrtausendfach erprobt.

Essentiell für den Erhalt einer Hauswand aus Stroh und Kalk ist die jährliche Pflege bei kühler, feuchter und nicht zu windiger Witterung – das geschieht bei uns immer im Frühjahr. Starkes Sonnenlicht und starker Wind würden dazu führen, dass der chemische Prozess zu schnell und nicht in der Tiefe abläuft. Das »Weißeln« – also eine dünne Kalkschlämme mit einem breiten Pinsel aufzutragen – ist nötig, um den Putz dauerhaft funktionsfähig zu halten. Die Gebrauchsspuren während eines jeden Jahres verblassen hinter einer strahlend weißen Wand. Jedes Jahr aufs Neue ist es spannend, zu sehen, wie sich das Weiß erst nach einigen Tagen voll und ganz zeigt.

Ist das Weißstreichen eines Hauses wirklich erzählenswert? Es ist doch so etwas Kleines, Selbstverständliches, Alltägliches. Vielleicht sind aber genau diese Qualitäten ein Schlüssel für subsistente Praktiken: einfach und mit fürsorgender Arbeit verbunden – und zum Nachmachen und Selbvertun sogar noch besser geeignet als zum Darüber-Schreiben. Robin Marwege

Bleibefreiheit

Wie wäre es, Freiheit nicht als unbegrenzte Ausdehnung im Raum, sondern als eine Qualität der Zeit zu begreifen, die uns die Möglichkeit schenkt, an einem Ort zu bleiben?

von Eva von Redecker

Dies ist ein Auszug aus Eva von Redeckers Buch *Bleibefreiheit* (Frankfurt a. M., S. Fischer Verlag, 2023). In ihrem nachfolgenden persönlichen Kommentar »Die Freiheit des Myzels« führt Luisa Kleine die hier dargelegten Gedanken fort.

¹ Von einem Schwalbenabschiedsfest als neugeschöpfter ritueller Praktik ist auf S. 212 in Anja Marweges Jahreskreisgeschichte in diesem Almanach zu lesen.

Die Ankunft der Schwalben

Wissen Sie, wie es sich anfühlt, wenn die Schwalben wiederkommen?¹ Ich kenne niemanden, der neben Scheunen und Schuppen lebte, dem der Moment nichts bedeutete. Es ist ein Festtag, fast wie Weihnachten oder der Erste Mai. Noch der konventionellste Landwirt, in dessen Ställen Zigtausende Stück Federvieh der Schlachtung entgegenvegetieren arretiert die offenen Scheunenfenster, damit die Schwalben ungehindert ein- und ausfliegen können. Die Gärtner im Nachbardorf haben Tonschalen geformt, damit sich ein Nest unter dem Blechdach nicht erhitzt. Sogar Lesben verfluchen ihre Katzen. Mitten im schnöden Alltag des anbrechenden Anthropozäns sind Schwalben heilig geblieben.

Aber das Datum steht nicht vorab im Kalender, und wir richten das Fest nicht aus. Man tut auch gar nichts, außer sich davon zu erzählen. »Bei uns sind die Schwalben schon da – und bei euch?« Ein Teil des Zaubers besteht darin, dass die Schwalben gar nicht ganz bei uns ankommen. Anders als andere Singvögel landen sie nahezu niemals auf der Erde. Nur zum Nestbau sammeln sie kleine Matschbällchen vom Boden; sie holen ein wenig Erde zu sich in die Höhe, um dort auf ihr zu leben. Trunk und Jagd erledigen die Rauchschwalben im Flug. Sie bleiben in ihrem Element. Und unsere Welt weitet sich ein wenig, wenn plötzlich wieder diese scheinbar schwerelosen Körper in jubelierenden Loopings über die Dächer ziehen. Nicht unsere Schwalben, und doch kommen sie zu uns.

In der ersten Pandemiewelle hätte ich eigentlich in die USA reisen sollen, um einige Vorträge zu halten. Einladungen, über die ich mich ursprünglich sehr gefreut hatte. Aber als klar war, dass ich nicht würde fahren können, war mir das merkwürdig gleichgültig. Mehr noch: Ich war richtiggehend erleichtert. Plötzlich kam es mir vor wie ein Glücksfall, als sei ein Frevel gerade noch verhindert worden. Was hatte ich mir eigentlich eingebildet, dieser Tage in einem Flugzeug zu sitzen und CO₂ in die Atmosphäre zu pumpen? Ein Vortragsmanuskript über Autoritarismus auf den Knien, aber in meinen eigenen

Selbstverständlichkeiten gefangen? Das Freiheitsempfinden an dem Tag kam allerdings nicht vom erleichterten Gewissen. Ich hatte ja auch nichts richtig gemacht. Es war einfach ein verblüffender Genuss von Offenheit – keine Termine, keine Fristen heute – und dazu das Geschenk einer ganz besonderen Gunst. An genau dem Tag kamen die Schwalben wieder. Und ich war da.

Bewegungsfreiheit

»Bleibefreiheit« habe ich das dann probeweise genannt. Die Freiheit, zu bleiben. Das ist natürlich paradox. Wieso sollte man angesichts eines vereitelten Flugs von Freiheit sprechen? Zumal ich ja von Anfang an nicht hätte zusagen müssen. Und nun, da die Reise geplant war, wurde ich unfreiwillig von ihr abgehalten. Bleibezwang kann keine Freiheit sein. Und auch abgesehen von meiner konkreten Situation widerstrebt das Bleiben der Assoziation mit Freiheit.

Schließlich ist »Freiheit« in der westlichen Tradition untrennbar mit Bewegungsfreiheit verknüpft. Thomas Hobbes, der mit seiner Schrift *Leviathan* Mitte des 17. Jahrhunderts die moderne politische Philosophie begründete, erklärte etwa: »Freiheit bedeutet genau genommen das Fehlen von Widerstand, wobei ich unter Widerstand äußere Bewegungshindernisse verstehe.«² Gut einhundert Jahre später hieß es beim britischen Rechtsgelehrten William Blackstone weiterhin, dass individuelle Freiheit in »Lokomotion«,³ also Fortbewegungsfähigkeit bestünde. Die mechanische Vorstellung von Freiheit als ungehinderter Bewegung scheint vielleicht etwas simpel, aber sie unterliegt auch komplexeren Konzeptionen. Wenn Freiheit vom autonomen Willen abgeleitet wird, besteht sie im Entscheidungsspielraum, innerhalb dessen der Wille sich bewegt. Liberale Freiheit ist stets auf ein räumliches Imaginäres angewiesen, sie ist geradezu eine geometrische Figur. Rechtlich abgezielte Sphären, innerhalb derer uns nichts einschränken soll als dieselben Rechte anderer, geben ihr den nötigen Rahmen. Und schon bevor Freiheit als Menschenrecht revolutionär verbrieft wurde, ließ sie sich als Ortswechsel erfahren: Frei ist, wer aus Ägypten ins Gelobte Land aufbricht. Frei ist die Stadt, in der die Fron aufgehoben, frei sind die Nordstaaten, in denen die Sklaverei verboten ist. Nachdem dann das vermeintlich gleiche Recht auf Freiheit eingeführt wurde, stand und fiel sein Wert mit dem Anspruch auf Freizügigkeit, also dem Recht, seine Heimat zu verlassen, ohne ein Abzugsgeld zu zahlen.

Schließlich war die Reisefreiheit einer der Hebelpunkte, der das Ende des undemokratischen Staatssozialismus einläutete. Und wenn

² Thomas Hobbes, *Leviathan. Teil I und II*, kom. v. Lothar R. Waas (Berlin, Suhrkamp 2016, S. 202).

³ William Blackstone, *Commentaries on the Laws of England. Book I* (Oxford, Clarendon Press, 1768, S. 134).

Sie mich nach der größten Ungerechtigkeit der Gegenwart fragten, würde ich vermutlich sagen, dass sie darin besteht, wie die im Laufe der letzten zweihundert Jahre befestigten Nationalstaatsgrenzen die globale Ungleichheit um den Preis Zehntausender Menschenleben zementieren. Das Gefühl von Weite, das einen beim Blick auf Zugvögel überkommt, müsste für Menschen überhaupt noch realisiert werden. Mein deutscher Pass erlaubt mir den visumsfreien Besuch von 191 Ländern, einer Bürgerin in Simbabwe, wo viele Schwalben die andere Jahreshälfte verbringen, steht nicht mal ein Drittel davon offen, schon gar nicht die gen Norden.

So sehr, wie Freiheit und Bewegungsfreiheit zusammenfallen, ist es auch kein Wunder, dass die pandemiebedingten Reisebeschränkungen von vielen als drastische Freiheitseinbuße empfunden wurden – und das nicht nur, wo sie Menschen tatsächlich in beengten und gewalttätigen Haushalten festhielten. Freiheit ist Bewegungsfreiheit. So gesehen bildet das Bleiben geradezu den Nullpunkt der Freiheit.

Zerbrochene Freiheit

Ich hätte den Begriff der Bleibefreiheit vielleicht umgehend als Idiosynkrasie eines an Schreibtisch und Gemüsegarten gebundenen Reisemuffels zu den Akten gelegt, wenn er nicht einen Anklang in grundlegenden politischen Forderungen der Gegenwart fände. Gegen den Kohletagebau wird mit »Alle Dörfer bleiben«⁴ und für den Wald mit »Danni bleibt«, »Moni bleibt« oder »Fechi bleibt« mobilisiert. »Wir bleiben alle« ist die Kampfansage gegen Gentrifizierung und Verdrängung aus der Stadt. Gegen jede Abschiebung von Geflüchteten steht die Forderung nach sicherer Bleibe. Auch die Befreiungsbewegung sexueller und geschlechtlicher Minderheiten betont die Beharrung: »We're here. We're queer. Get used to it.« (Wir sind da. Wir sind pervers. Gewöhnt euch dran.) Und wenn der NABU Plaketten an besonders schwalbenfreundliche Gehöfte verteilt,⁵ geht es abermals darum, dass die Nester, zu denen die in offener Beziehung lebenden Vogelpaare treu zurückkehren, bleiben dürfen.

Aber dass das Bleiben eine Forderung ist, macht aus ihm noch keine Freiheit. Geht es hier nicht eher um Sicherheit? Oder, wenn's hochkommt, um »Leben«? Vielleicht auch einfach: Umweltschutz, Minderheitenschutz. Und solcher Schutz steht aktuell nachgerade unter Verdacht, die Freiheit abschaffen zu wollen.

Tatsächlich gibt es seit einigen Jahren kein wirksameres Manöver, um progressive Forderungen auszuhebeln, als die Berufung auf Freiheit. Der zentrale Wert der 68er-Generation befeuert nun die

⁴ Siehe beispielsweise Andrea Vettters Reportage über das Aktionsbündnis im sächsischen Dorf Pödelwitz »Widerständig gegen Kohle« in Oya 45/2017, S. 22–25.

⁵ NABU ist das Kürzel des Deutschen Naturschutzbunds. Bei der Aktion »Schwalbenfreundliches Haus« können Menschen sich selbst bewerben oder andere nominieren, wenn sie Brutpaare nachweisen können (nabu.de).

Kampagnen von Meloni, Bolsonaro und Trump. Ich sehe das nicht als einfache Übernahme. Es ist eher das offene Zutagetreten eines Bruchs, der den liberalen Freiheitsbegriff von Anfang an durchzieht: Einerseits verspricht uns die moderne Freiheit, dass wir im Prinzip alle Eigentümer sein können und über bestimmte Ausschnitte der Welt ungehindert herrschen dürfen. Andererseits verpflichtet diese Freiheit uns darauf, den Ansprüchen der anderen nicht ins Gehege zu kommen. Wir müssen Schranken anerkennen, um gegenseitig Freiheit zu wahren. Maßvolle Maßlosigkeit. Und diese beiden Seiten klaffen nun in aller Öffentlichkeit auseinander. In nahezu jeder hitzigen gesellschaftlichen Debatte – sei es um Infektionsschutz, um Diskriminierung, um Migration, um Nachhaltigkeit – wiederholt sich das Schauspiel: Beide Seiten wedeln jeweils mit einem Stück der zerbrochenen Freiheit. Der Besitzanspruch hier, die Rücksichtsschranke dort. Es ist, als gingen wir mit Scherben aufeinander los.

Die Bleibekämpfe gegen Abschiebung und Abbaggerung könnten als Speerspitze der Selbstrücknahme beschrieben werden. Die Forderung, dass jemand oder etwas bleiben soll, ruft zu dessen Verteidigung nach neuen Schranken im Hier und Jetzt, die den Besitzliberalen im Weg stehen. Kaum etwas versinnbildlicht das derzeit so gut wie die Aktivist_innen, die sich mit bloßen Händen auf den Asphalt kleben. Sie werden gewissermaßen selbst zur Schranke. Ihnen gegenüber stehen kopfschüttelnde Menschen, deren Alltag schon jetzt so voller Hürden ist, dass sie nicht wissen, wie sie eine weitere Komplikation ertragen sollen. Und manche unter ihnen sind besessen von ihrem Besitzanspruch auf Mobilität, springen mit erhobenen Fäusten aus ihren Autos und nutzen ein Spracharsenal, das die aktive Vernichtung von Insekten auch Menschen anzutun sehnt. Gerade der überholte, ausgehöhlte Verfügungsanspruch, den ich als Phantombesitz bezeichne, kippt unheimlich schnell in Gewalt.

Aber ist das wirklich alles? Sind die ergänzenden Hürden der Zweck der Proteste? Sind sie nicht eher eine bereits schiefe Übersetzung von weitreichenderen Anliegen in unsere gängigen Bilder? Was, wenn es gar nicht primär um eine Neuvermessung der Grenzen ginge, sondern um eine andere Vorstellung davon, wie wir uns aufeinander beziehen? Man kann die Position derer, die stur in Lutzerath oder auf der Landebahn bleiben, auch ganz anders einordnen. Nicht als Extrempunkt im bekannten Feld, sondern als Vorschein eines neuen. Das Neue wäre dann allerdings gar kein Feld mehr, sondern eher eine andere Zeit. Denn das Bleiben verlässt das räumlich Imaginäre der liberalen Freiheit und bezieht sich auf die Möglichkeiten der

Zukunft. Auf der räumlichen Achse mag keinerlei Freiheit im Bleiben liegen. Aber auf der zeitlichen alle.

Hier bleiben und frei bleiben können. Schon die pandemiebedingten Einschränkungen lassen sich eigentlich besser begründen, wenn man sie von der Bewegungsfreiheit im Moment ablöst. Es ging um die Freiheit, irgendwann wieder unbekümmerter unter Menschen zu sein. Jetzt zu Hause bleiben, um später besser reisen zu können: Um diese Überlegung anzustellen, muss man Freiheit zeitlicher denken. Jetzt gar nicht mehr fliegen, um später noch atmen zu können. Dazu erst recht. Aber geht das überhaupt? Kann man unseren Freiheitsbegriff verzeitlichen?

Zukünftige Freiheit

In seinem vielbeachteten Urteil vom 24. März 2021 hat das Bundesverfassungsgericht entschieden, dass es unrechtmäßig sei, Klimaschutzmaßnahmen stark ungleichmäßig über die Zeit zu verteilen. Wenn wir jetzt gar nichts unternehmen, werden die derzeit Jugendlichen später zu umso drastischeren Einschränkungen gezwungen sein. Das hieße, dass wir unsere Freiheit aktuell auf ihre Kosten nutzen. Diese zeitliche Perspektive beschreibt das Gericht selbst als »intertemporale Freiheitssicherung« und ermöglicht damit seine ungewöhnliche, ja geradezu revolutionäre Argumentation. Die Urteilsbegründung verlässt das gegenwartsgebundene Bild, in dem Freiheitsansprüche nur von denen erhoben werden können, die auch wirklich da sind. Dies ist überhaupt nur möglich, weil die Bundesregierung selbst das Pariser Abkommen unterzeichnet und sich somit verpflichtet hat, ihren Beitrag zum Erderwärmungslimit von 1,5 Grad zu leisten. Dadurch wird verhindert, dass die in Zukunft zu erhebenden Ansprüche unendlich und unüberschaubar werden. Es ist zum jetzigen Zeitpunkt klar absehbar, welche Emissionen überhaupt nur noch ausgestoßen werden dürften. Wenn das Budget gleich verbraucht wird, ist nachher logischerweise nichts mehr übrig. Und auch der hinausgezögerte Ausbau von Alternativen wirkt sich auf die Zukunft aus. Mehr hergebrachte Mobilität jetzt heißt weniger Mobilität später.

Ohne die Bedeutung dieser Gerichtsentscheidung schmälern zu wollen, ist es doch wichtig, nicht zu viel in sie hineinzulesen. Der Freiheitsbegriff, mit dem das Urteil operiert, ist weiterhin derjenige der Bewegungsspielräume und Schranken. Die Freiheit, um deren gerechte Verteilung es geht, besteht geradezu im Brennstoff-Besitz. Klimaschutz wird als unbedingt notwendig behandelt, tritt aber als

Freiheitsblocker auf den Plan. Dass Freiheit auch im Reichtum einer lebendigen, biodiversen Welt oder in der kollektiven Macht einer Neuerfindung unserer Lebensform liegen könnte: Das kommt nicht in den Blick.

Die Verfassungsgerichtsbarkeit ist aus guten Gründen nicht für eine vollständige Revision des verfassungsmäßigen Freiheitsverständnisses zuständig und hat mit der Intertemporalität schon viel gewagt. Eine tatsächliche Verzeitlichung der Freiheit würde aber sehr viel mehr umfassen, als dieselbe Reisefreiheit in die Zukunft hinüberzuretten. Es könnte heißen, Freiheit selbst anhand der verfügbaren, lebbar Zeit zu bemessen. Nicht: Wie viel Raum darf ich nehmen? Sondern: Wie viel Zeit ist mir vergönnt? Jetzt, nachher, auf lange Sicht? Von Freiheit über die Zeit hinweg käme man auf Freiheit an Zeit. Der Begriff der Bleibefreiheit kann diese Facetten bündeln. Gönnen wir den zukünftig Lebenden diese Freiheit?

Die Umstellung, sich Freiheit selbst als Zeit vorzustellen, vollzieht sich nicht leicht. Sie ist keine bloße gedankliche Operation, sie berührt all unsere Impulse und Interessen. »Freie Fahrt voraus!« – das Gefühl kennt man. Aber was spüren wir, wenn wir Bleibefreiheit haben? Es ist wie ein Aufatmen. Die Bleibefreiheit gewährt ein unverhofftes, intensives Empfinden unbedrohter Lebendigkeit. Dieses Empfinden verdankt sich der erfolgten Vergewisserung, dass der eigene Aufenthaltsort offenbar wirklich kein Gefängnis ist. Anders als bei der Bewegungsfreiheit ist der Anfangspunkt der Bleibefreiheit damit auch der Endpunkt der Unfreiheit. Denn bloße Bewegungsfreiheit hat den Haken, dass sie die Unfreiheit eigentlich bestehen lässt. Man ist dann nur selbst woanders. Im Extremfall braucht man die anhaltenden Missstände sogar als Kontrast, um sich seiner eigenen Befreiung wieder und wieder zu versichern. Das degradiert auch die errungene Freiheit – den Ort, an dem die andere Luft weht – zu einer bloß komparativen Größe. Immerhin besser als vorher. Oder sogar bloß: immerhin nicht genauso wie vorher. So lässt sich bequem die Frage verdecken, ob das jetzt alles gewesen sein soll. Ob man überhaupt am richtigen Ort angekommen ist. Die Bleibefreiheit ist auf einen solchen Vergleich gar nicht angewiesen. Die Einsicht, nicht im Gefängnis zu sein, hätte auch Bestand, wenn es nirgendwo echte Gefängnisse gäbe. Es ist kein Vergleich – »im Gefängnis wäre es schlimmer als zu Hause« –, sondern eine Erfahrung. Ich kann hier und frei bleiben. Und diese Erfahrung ist viel gefährdeter, viel realer im Schwinden begriffen als die durch politische Entscheidungen reglementierte Reisefreiheit.

Einen Ort zum Freibleiben zu haben, ist ein großes Glück. Es ist ein Vermögen – nicht im Sinne der eigenen Fähigkeit, sondern der einem gewährten Gabe. Die besagten Bleibekämpfe widmen sich gerade der Aufgabe, diese Grundlage zu verallgemeinern. Das Ziel besteht darin, eine Zukunft zu sichern, in der Freiheit für alle Bestand behalten könnte. In Arbeitskämpfen und im Aufbegehren gegen Unterdrückung geht es um die Freiheit an Zeit; Umweltschutz und Gesundheitswesen wollen dem Leben zukünftige Zeit sichern. Trotzdem trifft der Begriff der Bleibefreiheit keine kategorische Vorentscheidung. Sie können damit auch dafür argumentieren, dass die Kinder in der Schule, eine Tradition aufrechterhalten oder der Tagebau aktiv bleiben sollten, wenn sich in diesen Dingen über die Zeit hinweg Freiheit ausweisen ließe.

Schwindende Welt

Unser gängiger Freiheitsbegriff ist untauglich für das Anthropozän. Er reagiert empfindlich darauf, wenn die Mobilität in benzinverbrennenden Blechkisten angekratzt wird. Aber von der Frage, ob es in Zukunft noch Vögel gibt, bleibt er völlig unberührt. Wo Landstriche durch Krieg und Naturkatastrophen unbewohnbar werden, ist die Reiseerlaubnis ein Notbehelf, eher ein Migrationszwang als eine Freiheit. Auch das Fliegen der Schwalben soll man nicht übermäßig zur Freiheit stilisieren: Die Vögel ziehen fort, weil es in der kalten, nassen Jahreszeit im Norden zu wenig Nahrung gibt. So wie Bleibefreiheit das Abzugsrecht voraussetzt, ist Bewegungsfreiheit auch nur Freiheit, wo das Bleiben möglich wäre. Und Letzteres, das Bleiben-Können, ist weitaus voraussetzungsreicher. Es erfordert die Wahrung einer bewohnbaren Welt.

Ein paar Jahre habe ich mit kalifornischen Kolleg_innen gebangt, in deren Gegend ausufernde Waldbrände so viel Asche in die Atmosphäre spien, dass sich bei uns die Sonnenuntergänge dramatischer färbten. Im Sommer 2022 brannte dann auch Brandenburg. Noch zu meinen Lebzeiten, wenn mir deren volles Maß gewährt sein sollte, werden weite Teile der jetzt besiedelten Erdoberfläche unbewohnbar sein. Die Klimafrage ist inzwischen zwar den meisten Menschen bewusst. Sie bewegt, wie wir sahen, schon den höchsten Gerichtshof. Aber genau wie das nicht umgesetzte, ohnehin lediglich die Emissionen berücksichtigende Pariser Abkommen, ist dieses Bewusstsein wirkungslos. Die Menge des ausgestoßenen CO₂ steigt jedes Jahr auf einen neuen Höchststand. Wir halten Kurs auf eine Welt mit mindestens vier Grad über vorindustriellen Temperaturen. Regenwälder,

*Einen Ort zum Freibleiben zu haben,
ist ein großes Glück. Es ist ein Vermögen –
nicht im Sinne der eigenen Fähigkeit,
sondern der einem gewährten Gabe.*

Gletscher und Korallenriffe werden verschwunden und der Anteil fruchtbarer Böden drastisch gemindert sein. Auch in den vergleichsweise verschonten Breiten werden Extremwetterereignisse und Überschwemmungen den Alltag heimsuchen, Lagerstätten für Atom- und Giftmüll durchkreuzen, Infrastruktur zerstören und Grundgüter wie sauberes Wasser verknappen. Wer soll da überhaupt noch zum Aufatmen kommen?

Aber etwas an diesen Beschwörungen scheint mir unlauter. Als würde man verzweifelt nach einem Werkzeug suchen, das die Schmerzgrenze dann doch überschreitet. Mich interessieren eher die Werkzeuge, die die Taubheit auflösen. Die Apokalypse ist längst da. Ich schaue bang in den Himmel voller heißer Sommerluft, er ist so leer, dass ich mich inzwischen manchmal bereitwillig von einer Mücke stechen lasse. Die Schwalben müssen doch zu fressen haben. Noch in der größten Angst vor der kommenden Katastrophe findet sich eine Entlastung der Gegenwart. Als ob das hier das intakte Leben wäre. Alles, wovor wir uns fürchten, geschieht bereits jetzt irgendwem. Meist profitieren wir sogar davon. Und auch die wirklich neuen Effekte der Erderwärmung kommen nicht aus der Zukunft, sondern aus vergangenen Handlungen.

Ich glaube sowieso nicht, dass man irgendwen von einem nahenden Kollaps überzeugen muss. Im Gegenteil, das Gefühl einer einstürzenden Welt ist omnipräsent. In dieser phänomenal reichen Gesellschaft, inmitten all dieser Technik und Kompetenz, gibt es nirgends mehr Reserven. Ein paar Jahrzehnte Privatisierung, Effizienzsteigerung und Finanzialisierung, und plötzlich ist alles marode. Den eingebauten Leerlauf, den es bräuchte, damit jemand Zeit hat, um im Notfall das Ärgste abzufangen, gibt es nicht mehr. Die Energie, die Menschen in Ausnahmesituationen aufbringen, ist bereits als feste Größe im neoliberalen Normalbetrieb eingeplant. Gerade weil alle es spüren, driften die Reaktionen so weit auseinander. Denn vom

Standpunkt der Zukunftslosigkeit aus hat der Phantombesitz, hat die raffende, rabiate Selbstbehauptung ja durchaus ihre eigene Rationalität. Wenn man nicht mehr am kommenden Reichtum wird partizipieren können, dann will man zumindest im allgemeinen Inferno auf seine Kosten kommen. Das bisschen Zerstörung lass ich mir nicht nehmen!

Wir werden nicht einfach im Holozän bleiben, in dieser freundlichen Epoche, die vor zwölftausend Jahren auf die letzte Eiszeit folgte und zwischen zwei weißen Polkappen eine üppige Zahl aufeinander abgestimmter Ökosysteme ermöglichte. Aber gerade darum hängt absolut alles davon ab, wie viel wir ins Anthropozän mitnehmen können, um uns darin einzurichten.

Das Ausbleiben der Schwalben

Im selben Frühjahr, in dem ich nicht nach Kalifornien flog, rief mich eine gute Freundin an. Elisabeth ist eine Generation älter als ich und war mal meine Geschichtslehrerin. Sie kommt, wie ich, von einem Hof in Schleswig-Holstein und lebt in einem Haus mit Scheunen-anbau. Elisabeth sprach mit merkwürdig klangloser Stimme, wie aus einer Welt ohne Echo. »Eva«, sagte sie, »dieses Jahr sind bei mir die Schwalben nicht gekommen.« Stille. »Jetzt ist es wirklich vorbei«, sagte sie, nicht mal klagend, sondern als lese sie ein Messergebnis ab. »Jetzt erwarte ich gar nichts mehr.«

Der australische Naturphilosoph Glenn Albrecht hat 2005 den Begriff der »Solastalgie« geschaffen, um das Trauma zu beschreiben, das durch den Verlust der vertrauten ökologischen Umwelt entsteht. Nostalgie, aber in Echtzeit: eine Sehnsucht nicht nach Vergangenem, sondern nach dem, was man für unverrückbar gegenwärtig hielt.⁶ Das Wort, das aus dem lateinischen »solacium« - Trost - und dem griechischen »algia« - Leid - zusammengebaut ist, kommt einem nicht gerade leicht über die Lippen. »Leiden an Trostlosigkeit«: Das beschreibt nicht schlecht, was Menschen in einer sterbenden Welt befällt. Aber der Neologismus macht mich stutzig, weil in ihm so viel fehlt. Es kommt weder die Welt vor, auf die sich die Sehnsucht richtet, noch der Grund ihres Verlusts. Sie stirbt schließlich nicht von allein. Die Schwalben verhungern am Insektensterben. In längeren Trockenperioden kommen sie nicht zum Nestbau, weil es Pfützen braucht, um Matschbällchen aufzusammeln. In manchen Regionen werden Singvögel auch direkt gejagt. Solastalgie benennt keine Schuldigen, nicht mal Ursachen. Kein Wort von Insektiziden, industriellem CO₂-Ausstoß und Luftgewehren. Dabei ist das Heimweh ja auch ein

⁶ Glenn Albrecht, »Solastalgia, A New Concept in Human Health and Identity«, in: PAN (Philosophy, Activism, Nature) 3/2005, S. 41–55.

Glen Albrecht im Gespräch mit Geseko von Lüpke, »Von Erdzorn, Wetterangst und Solastalgie«, in: Oya 70/2022, S. 44f.

anderes, wenn man vertrieben wurde und nicht aus eigenem Antrieb umzog.

Vielleicht wäre »Weltschmerz« eine bessere Kategorie als Solastalgie, weil damit immerhin betont würde, dass es um einen Gesamtzusammenhang geht und nicht um einen einzelnen Ort, dem man immer noch den Rücken kehren kann. Die Scheune steht noch. Dennoch ist für Elisabeth die Zeit stehen geblieben. Nicht die auf der Uhr, die ja auch am Arm einer Leiche weiterläuft, sondern die belebte, erlebbare Zeit. Die Zeit, in der Jahre mit Ankunft und Abflug der Schwalben zusammenfallen: Sie wurde zerstört. Der Schock über das Ausbleiben der vier vertrauten Brutpaare betrifft dabei nicht nur acht Vögel und ihre Nachzucht, sondern ist Anzeichen des sechsten Massenaussterbens. Die Trostlosigkeit entsteht nicht, weil über diesen Verlust nichts hinweghelfen kann, sondern weil er eben nicht nur dieser eine Verlust ist. Das, was beim normalen Trauma innerpsychische Zwangsvorstellung ist – dass es immer wieder so sein wird –, hat hier naturwissenschaftlich belegte Realität.

Angesichts dieser Realität ist auch der Anklang von »Solastalgie« an »Nostalgie« skandalös. Man meint fast schon mitzuhören, dass es für die bessergestellten Schichten in den bessergestellten Ländern bald ein paar Regierungsprogramme zur Solastalgie-Kur gibt, Forschung zu Resilienzfaktoren bezuschusst werden wird – und ansonsten kann man immer noch sagen, dass solche Sentimentalitäten wie die unersetzbare Ortsbindung überwunden gehören. Die Moderne hat uns schließlich keinen Trost versprochen, sondern Freiheit.

Aber war es die ganze Freiheit? Fehlt ihr nicht etwas sehr Entscheidendes? Hängt unsere Freiheit nicht vom Fortbestand der lebendigen Welt ab? Besteht sie nicht geradezu darin?

Die Freude der Schwalben

Um die Freiheit mit dem Leben zu verknüpfen, muss man sie zeitlich denken. Das wiederum wirft die Frage auf, was wir unter »Zeit« verstehen. Der Moment des Bleibens erschien mir befreiend, weil er mir unverhofft Zeit verschaffte. Und dazu die Bestätigung, gern an meinem Wohnort zu verweilen. Aber da war eben noch mehr. Da waren die ankommenden Zugvögel. In gewisser Weise sind die Schwalben Teil des Orts. Aber vielleicht ist das die falsche Perspektive, vielleicht ist es genau umgekehrt, vielleicht ist ein Ort nichts anderes als das: der Knotenpunkt etlicher zeitlicher Kreisläufe. Nicht nur die Mauer, sondern die Frühlingssonnenstrahlen darauf und die blühenden Birnbäume davor. All das ist Zeit. Nicht meine, aber mir

entgegenkommende. Jahreszeitliche Migrationszyklen der Zugvögel, tageszeitliche Sonnenstände, Vegetationsperioden. Und selbst die Mauer, ein Gebilde aus etlichen Zeitspannen: roter Lehm aus der eiszeitlichen Erdschicht, die Hitze von vor zweihundert Jahren verkohltem Holz, die Arbeit von Händen, denen wiederum zugearbeitet wurde. Wo es nicht um die einmalige Spanne einer individuellen Lebenszeit geht, sondern um Natur, kann man diese Zeit als zyklisch beschreiben. Nicht bloße Zeit, keine leere Zukunft, sondern Gezeiten, eine Fülle. Und das ist es, was zeitlich verstandene Freiheit bedeuten könnte: eine Fülle an Zeit und Gezeiten. Um wirkliche Freiheit zu gewähren, muss freie Zeit zugleich erfüllte Zeit sein. Innerlich kennen wir das gut, es ist der Unterschied zwischen Langeweile und Erleben; zwischen bleierner Zeit und mit Machbarem und Wünschenswertem gefüllter Zeit. Aber was unsere Zeit füllt, entspringt nicht aus uns selbst. Erfüllte Zeit, das ist auch das Leben in einer Zeit der Fülle.

Die Freude an der Rückkehr der Schwalben ist älter als ihre Bedrohung. Im Horror des sechsten Massenaussterbens stehen die Rauchschnalben als Gattung sogar noch halbwegs gut da. Sie sind anpassungsfähig, sie können ihre Flugrouten ändern. Die uns vertraute *Hirundo rustica* ist derzeit »nur« auf der Vorwarnstufe der Roten Liste. Es ist jedoch auch ohne Weltuntergang für jedes dieser zwanzig Gramm schweren Tierchen mit dem roten Kehlfleck und den elegant gegabelten Schwanzfedern ein kleines Wunder, durchzukommen. Bleibefreiheit verweist auf die einzigartige Möglichkeit, ihrer Ankunft beizuwohnen, diesen Moment der Freude und Erleichterung nicht zu verpassen. Zehntausend Kilometer Wind und Wetter, und plötzlich sind sie wieder da, wohlbehalten.

Die Freude an der Ankunft der Schnalben ist ein Echo aus der Zeit, in der man durch den Winter darbt und mit kaltgefrorenen Gliedern die üppige Jahreszeit ersehnte. Die Schnalben waren die Boten der materiellen Gezeitenfülle. Aber darin geht die Freude an ihnen nicht vollkommen auf. Dass es wärmer wird, merkt man im Zweifelsfall auch ohne Schnalben. Die Schnalben ermöglichen einen zusätzlichen Moment des Innehaltens, einen Moment der Faszination an dieser besonderen Facette des Lebens. Etwas an ihrem freudigen Pfeifkonzert ist ansteckend. Es spricht uns an, auch wenn wir es nicht übersetzen können. Michel de Montaigne, der vor über vierhundert Jahren philosophierte, sah in den Schnalben sogar eine gewisse Freiheit walten. Er unterstellt ihnen die Urteilsfähigkeit, einen bestimmten Ort zu Bejahren. »Die Schnalben, die wir bei der Wiederkehr des

Frühlings alle Winkel unserer Häuser durchstöbern sehn, suchen sie sich wohl ohne Urteils- und Unterscheidungsvermögen von tausend Stellen eigens jene aus, die ihnen am wohnlichsten scheint?»⁷

Die Schwalben sind Kulturfolger. Anders als anderen Wildtieren ginge es ihnen nicht besser, wenn wir uns einfach wegdenken. Es sind unsere Gemäuer, die ihnen wohnlich scheinen, und die in unserem Mist gedeihenden Insekten, die ihnen munden. Wir müssen gar nichts weiter tun. Ihre Lebensbedingungen ergeben sich quasi nebenbei aus den unseren. Dieses Verhältnis ist ein Beispiel für eine gelingende Kreislaufwirtschaft, in der verschiedene Elemente einander Regeneration gewähren. Und das nicht durch mühevoller Sorge- und Reparaturarbeit, sondern nahezu anstrengungslos. Die Schwalben teilen unsere Zeit, ohne dass wir dafür Zeit verlören. Und wir können uns an den Schwalben freuen, einfach so, ohne dass es sie etwas kostet. Diese Freiheit eines sich zwanglos perpetuierenden Zusammenspiels durchzieht die in Zeitspannen von Hunderttausenden Jahren evolutionär ausbalancierten Ökosysteme unseres Planeten. Unser Geschichtsbild ebenso wie das gegenwärtige Wirtschaftssystem sind konzipiert, als sei das ein unverbrüchlich gegebener Hintergrund. Dabei ist Fülle in Wahrheit ein fragiles Unterfangen. Es gibt sie, wo die Gezeiten gut abgestimmt sind; es gibt sie im scheinbar mühelosen Zusammenleben der Schwalben mit uns, das allein uns aber auch noch nicht satt machen würde. Absolut alle Freiheit der Zukunft – selbst noch die, einfach nur wegzukönnen – hängt davon ab, für wie viele unserer Versorgungskreisläufe es gelingt, derart regenerative Verhältnisse zu sichern. Der Anspruch auf volle Bleibefreiheit rückt diese Frage in den Mittelpunkt. Kann ich hier und frei bleiben? Können wir auf diesem Planeten leben, ohne in ständigem Terror nur mühsam seinen Katastrophen entgegenzuarbeiten, können wir hier so bleiben, dass wir auch frei bleiben, dass wir Zeit im Überfluss genießen, dass wir hinaufschauen können in einen Himmel, in dem Schwalben tanzen?

Vielleicht ist die Freude der Schwalbenankunft gar nicht unsere Freude, sondern ihre. Vielleicht überträgt sich der Jubel der Schwalben auf uns. Sie besingen ihr Glück, nach beschwerlicher Reise einen Ort gefunden zu haben, an dem sie vorerst bleiben können. Wir teilen ihre Freude. Und genießen unsere eigene Freiheit.

⁷ Siehe das Kapitel »Lehrmeister Tier folgen« (S. 213–245) in Michel de Montaigne, *Von der Kunst, das Leben zu lieben* (Frankfurt a.M., Büchergilde Gutenberg 2005, S. 221).

Zur Vertiefung der in diesem Buchauszug dargelegten Gedanken empfehlen wir Eva von Redeckers Buch *Bleibefreiheit* (Frankfurt a.M., S. Fischer Verlag, 2023), Luisa Kleines persönlichen Kommentar dazu auf den nachfolgenden Seiten sowie Eva von Redeckers Buch *Revolution für das Leben, Philosophie der neuen Protestformen* (Frankfurt a.M., S. Fischer Verlag, 2020). In der Online-Diskussionsreihe »Salon des guten Lebens« der Heinrich-Böll-Stiftung Schleswig-Holstein führte Andrea Vetter am 31. August 2022 ein inspiriertes Gespräch mit Eva von Redecker und Luisa Kleine rund um Commoning als Alltagspraxis des guten Lebens für alle (greencampus.boell.de).

Die Freiheit des Myzels

Wie hängt die von der Philosophin Eva von Redecker beschriebene *Bleibefreiheit* mit gemeinschaftlichem Leben zusammen?

von Luisa Kleine

Diese ergänzenden Gedanken sind ein persönlicher Kommentar zu Eva von Redeckers Buch *Bleibefreiheit* (Frankfurt a. M., S. Fischer Verlag, 2023), aus dem es vorstehend einen Auszug zu lesen gab.

An manchen Sommerabenden gibt es diese besonderen Stunden an der nordhessischen Fuchsmühle, wo ich lebe, in denen die Schwalben tief fliegen und die Abendsonne über die Weiden in unseren Garten scheint. Es tut gut, nach einem langen, heißen Tag dort im Gras zu liegen und den Schwalben zuzuschauen. In schwungvollen Bögen fischen sie die Insekten aus der Luft und zeigen mir mit Leichtigkeit, wie freudvoll es ist, als »Ich-in-Bezogenheit« zu leben. Mit dieser Begriffsschöpfung versuchte die Commons-Forscherin Silke Helfrich (1967–2021) den neoliberalen Denkrahm von vereinzelt Individuen, die auf dem Markt miteinander Verträge schließen, zu verlassen und stattdessen der wechselseitigen Verbundenheit von Menschen gerecht zu werden. So zieht jede Schwalbe für sich ihre ganz eigenen Kreise und doch fliegen sie alle gemeinsam durch die warme Sommerluft und wirken auf mich, die ich unten im Gras liege, frei und verbunden.

Dieser Garten vor unserer Mühle ist auch der Ort, an dem ich Bleibefreiheit spüre. »Bleibefreiheit« ist eine Wortneuschöpfung der Philosophin Eva von Redecker, die uns damit aus dem Schlamassel, in den uns der Freiheitsbegriff der Moderne geführt hat, herauszuhelfen versucht. Diesem modernen Begriff zufolge kann Freiheit nämlich bedeuten, weiter unbeirrt in Blechkisten über die Autobahn zu brettern, während viele Tier- und Pflanzenarten vom Aussterben bedroht sind. Diese Sicht auf Freiheit kann bedeuten, Grenzen dichtzumachen oder Privateigentum zu schützen, während Häuser von Flutwellen mitgerissen werden und Menschen vor nationalstaatlichen Grenzen ertrinken. Aber bedeutet Freiheit nicht viel mehr und anderes, als Privateigentum zu verteidigen und sich von niemandem reinreden zu lassen?

Anders als der gängige Freiheitsbegriff, der sich auf die Bewegungsfreiheit fokussiert, lenkt Eva von Redecker den Blick aufs Bleiben. Wir kennen die Forderung nach dem Bleiben aus politischen Kämpfen gegen Kohleabbaggerung und Autobahnbau: »Danni bleibt!« »Lützi bleibt!« »Alle Dörfer bleiben!« Zu bleiben und die Welt zu erhalten – also »konservativ« im Sinn von »bewahrend« zu sein –, wird zu einer emanzipatorischen Qualität in einer Zeit, in der umso

drastischere Veränderungen auf uns zukommen, je länger wir auf dem expansiven Pfad industriemoderner Wachstumsgesellschaften bleiben.

Um die Welt zu erhalten, brauchen wir also ein anderes Verständnis von Freiheit. Manchmal kann ich diese andere Freiheit in den commonischen¹ Gefügen, in denen ich lebe, fühlen. An der Fuchsmühle kann ich bleiben, ohne bleiben zu müssen. Keine Vermieterin kann mich aus unserer eigenen Genossenschaft hinauswerfen. Es ist ein Ort, an dem ich bleiben kann, weil ich mich dort frei fühle, ich selbst zu sein, mitzugestalten, immer wieder neu ich selbst zu werden. Durch mein und unser Bleiben, durch unsere Beheimatung, hoffe ich, dort auch das Bleiben anderer Lebewesen auf der Erde weiter unterstützen zu können.

Und doch kenne ich die Erfahrung nur zu gut, mich selbst mit einer neoliberalen Brille in ebendiesen unseren commonischen Gefügen zu bewegen und die Freiheit darin nicht zu sehen. Dann bin ich genervt von den Absprachen, fühle mich eingeengt, habe Angst, im Kollektiven selbst nicht mehr vorzukommen. Denn es ist mühsam, für die Freiheit im Commoning eine Sprache zu finden. Es ist so, als müsste ich immer wieder bewusst meinen Blick von dem gewohnten Denkraum abwenden und durch ein anderes Fenster auf die Welt blicken. Noch dazu ist dieses Fenster oftmals beschlagen, im Vagen, voller Ahnungen, während das neoliberale Fenster klare Sicht auf bestens vertraute Geschichten bietet.

Menschen, die ihr Leben vom Commoning durchwachsen lassen, entwachsen dem modernen Freiheitsbegriff. Dieser funktioniert nach dem eigentümlichen Prinzip »meine Freiheit hört dort auf, wo deine Freiheit anfängt«. Leute stehen mit ihrer Freiheit in der Hand in ihrem Eigentum, dem kleinen eingezäunten Bereich von Welt, den sie willkürlich beherrschen können. Wenn wir zu Commoners werden, die Häuser, Wissen, Fürsorge, Land und Güter miteinander teilen, verwalten und pflegen, dann verlassen wir die Denkraum des Privateigentums und müssen zwangsläufig auch unser gewohntes Verständnis von Freiheit verlassen.

Unter jedem Commons, wie unserer gemeinsam verwalteten Fuchsmühle, lebt das Commoning: Gemeinschaffen oder gemeinsames Tun, das Commons erst hervorbringt. Es frisst sich im Verborgenen in weitverzweigten Netzen durch den Boden wie ein Myzel und lässt dann seine Fruchtkörper wie Pilze aus dem Boden schießen. Begegnet man den Commons, ist es wie bei der Pilzsuche im Wald: Der erste freudige Blick gilt der Entdeckung des Pilzes, eines Commons.

¹ »Commonisch« bezeichnet eine nach Commonsprinzipien gestaltete Organisationsform des guten Lebens im umfassenden Sinn. Der Begriff wurde von Johannes Heimrath gefunden, siehe seinen Artikel »Essenz der Demokratie: Die Commonie, Gedanken zu einer möglichen Form der Post-Kollaps-Gesellschaft«, Oya 10/2011, S. 54 f.

² Siehe auch Andreas Webers Essay »Winteratem mit Krähen-schwarm« auf S. 48 in diesem Almanach, der seinem Buch *Essbar sein, Versuch einer biologischen Mystik* (Klein Jasedow, thinkOya, 2023) entnommen ist.

Vielleicht fallen die raffinierten Organisationsstrukturen in den Blick, die gewählte Rechtsform oder die ganz materiellen Strukturen, die das Commons bilden. Will eins aber selbst zum Commoner werden, zu einem, das dieses Commons aktiv erzeugt, pflegt und bewahrt, führt kein Weg daran vorbei, sich selbst vom Myzel essen zu lassen und somit selbst zu einem Teil des Myzels zu werden.² Zu glauben, dass ich im Commoning ein einzelnes Individuum bleiben könnte, ist eine Illusion. Die Hyphen, die kleinen fadenförmigen Pilzzellen, verspeisen den *Homo oeconomicus* in uns, zerfressen Identitätskategorien, Vorstellungen von Fortschritt, Gerechtigkeit, Eigentum, Freiheit. Der unabhängige, starke, rationale Typ in uns, der ständig den Helden spielen will, muss sterben. Das ist ein irritierender, beängstigender, ekeliger und anstrengender Transformationsprozess, in dem Gefühle von Orientierungs- und Schutzlosigkeit auftauchen können. Und doch ist es genau dieser Prozess, der gleichzeitig die Befreiung bedeutet.

Es ist zwecklos, sich ganz allein auf den Waldboden zu legen und darauf zu warten, Commoner zu werden, tatsächlich kommt kein Commoner je allein. »Wenn du kommst, um mir zu helfen, verschwendest du deine Zeit. Wenn du aber kommst, weil deine Befreiung unauflöslich mit meiner Befreiung verflochten ist, dann lass uns zusammenwirken.« So sagten es die Murri-Aktivistinnen auf der anderen Seite der Erdkugel in den 1970er Jahren.³ Die Bleibefreiheit, von der Eva von Redecker schreibt, erinnert mich an ebendiese Freiheit, die wir uns nur gegenseitig schenken können. Commonische Freiheit ist eine Freiheit, die mehr wird, wenn wir sie teilen. In Begegnungen, die von Kooperation geprägt sind, sind die Anderen nicht mehr die Grenze meiner Freiheit, sondern ihre Verwirklichung.

Im Commoning entsteht diese Art von Freiheit, weil durch das kooperative Zusammenwirken verschiedener Menschen Unvorhersehbares geschehen kann. Niemand hatte einen genauen Plan, aber dann ist dieses Fest im Zusammenspiel vieler Beitragender einfach entstanden, das Essen wurde gemeinsam gekocht oder die Besetzung aufgebaut! Es gibt diese besonderen Momente, in denen eigentlich niemand weiß, warum die Dinge gerade so passieren, wie sie passieren, aber alle genau fühlen: »So muss es jetzt sein!« Auf diese Weise können wirklich neue Dinge geschaffen werden. So fühlt sich für mich Freiheit an.

Eine andere Erfahrung von Freiheit, die mir das Commoning regelmäßig schenkt, ist die Freiheit der bezeugten gemeinsamen Neubeginne. Auch Eva von Redecker bezieht sich auf »die Freiheit der

³ Siehe »Wortschatz«, Begriff »frei«, oya-online.de/wortschatz

Neubeginne«, wie sie die Philosophin Hannah Arendt (1906–1975) vorgedacht hat: die Freiheit, die eigene Gebürtlichkeit immer wieder neu zu vollziehen, immer wieder neu man selbst zu werden.

Wie gut es ist, dabei umgeben zu sein von einer Gemeinschaft, die dieses neue Selbst erschafft und es zugleich auch bezeugt! Wie gut es ist, nach einer Krise einen Tag in der Natur verbracht zu haben, dann nach Hause ans Feuer im Garten zu kommen, wo die eigenen Leute sitzen und sagen: »Willkommen, du bist nun jemand anderes!« Wie gut es ist, an der Wintersonnwende an eben dieser Feuerstelle zu stehen und am ganzen Leib zu spüren: Nun ist dieser Jahreszyklus vorbei, eine neue Zeit bricht an! Wie gut es ist, gemeinsam in Baumhäusern zu sitzen, sich mit dem Bleiben des eigenen Körpers für das Bleiben des Waldes einzusetzen, und damit zu zeigen: gemeinsam können wir Neuanfänge bewirken, neue Formen des Zusammenlebens initiieren. Und wie gut es ist, gemeinsam immer wieder neue Worte und Rituale für diese Ahnungen von Utopien zu finden, einander eine Sprache zu geben für dieses neue Erleben!⁴

Das Wissen um das fortschreitende Scheitern unserer Zivilisation mit der damit einhergehenden Erdzerstörung kann uns schnell unser Freiheitsgefühls berauben und in die Ohnmacht treiben. Statt gegen diese Ohnmacht mit einem »jetzt ist es sowieso egal« zu rebellieren, lohnt es sich, auf die Suche nach neuen Freiheiten zu gehen. Der Geruch dieser neuen Freiheiten ist noch fremdartig, geheimnisvoll. Wie ein Trüffel liegt diese Freiheit etwas versteckt, aber umso verheißungsvoller im Verborgenen, in den Zwischenräumen, ernährt sich vom Sterbenden. Die Freiheit ist die Kraft, die uns aus unseren bequemen Sesseln lockt, die in uns die Sehnsucht weckt, uns aus dem Sumpf des Patriarchats zu befreien. Sie ist die Freude, die wir beim Verdauen der herrschaftsförmigen Strukturen in und um uns empfinden und die unserer Suche eine Richtung gibt. Und diese Suche nach Freiheit ist ein hoffendes Tun, das uns fast schon unbemerkt in mehr Lebendigkeit hineinführt.

⁴ Davon erzählt auch der Buchauszug »Keine Commoners ohne Rituale« von Isabelle Fremeaux und Jay Jordan in diesem Almanach auf S. 132.

Am Ende des Anfangs

Besen, samt Gepäckbesen, sind gepackt. Noch ein Schluck Kamillentee und rein ins feste Schuhwerk! Ich denke an Morgentau an nackten Füßen und lächle ins Bald. Ich verbrenne noch fix ein paar Lorbeerblätter, um mein Nervensystem zu beruhigen, bevor ich den Katzensitz montiere. Irgendwo klingelt ein Wecker unter einem Laubhaufen. Wir müssen los. Ich schreibe deine Nummer auf meinen Unterarm und stecke Nüsschen und Rauchtöpfe ein.

Während wir beschleunigen, erinnere ich mich daran, dass Institutionen wie Polizei und Knast im Zuge unserer Verfolgung entstanden sind. Dass sich das Patriarchat durch Folter und Auslöschung selbst bewiesen hat. Als Logik. Als Verkettung von Übergriffen. Normalisierung von Brutalität. Durch Spaltung gemeinschaftlicher und solidarischer Zusammenhänge, um Besitzverhältnisse und ihre Umsetzung zu organisieren. Diese Gewaltherrschaft dauert noch immer an. Sie zu regulieren, hat viele Opfer gekostet, und trotzdem leben wir immer noch in Angst vor ihren Exzessen, ihrer Ausgrenzung, ihrer Abwertung. Unsere Fremdbestimmung spiegelt sich in ihren Hassreden und ihrer Tourismusindustrie, die Leute fröhlich ums Feuer tanzen lässt und dabei Erinnerungskultur verbrennt. Vor allem in Regionen, in denen rechte Mentalitäten die Diffamierungs- und Ausgrenzungsmaschinerie antreiben, greifen die Mechanismen der sogenannten Hexenverfolgung auch heute noch.

Du drehst dich nach mir um, zwinkerst mir zu. Ich deute an, dass wir demnächst abbiegen müssen, und schließe auf. Dinge verändern sich, weil sich Menschen organisieren. Weil sich Menschen verändern. Die Strategien, auf die wir zurückgreifen können, sind da, weil es feministische Selbstorganisation gegeben hat. Zwischen Selbstverteidigung und Selbstermächtigung. Zwischen Netzwerk und Traum(a)arbeit. Eine dickköpfige Widerständigkeit von nonkonformen Alltäglichkeiten.

Die Anderen stoßen an der Ecke dazu. Wir lächeln einander zu. Freuen uns über unsere Gesellschaft. Ich genieße die gemeinschaftliche Waghalsigkeit und dass wir einander trotzdem – oder gerade deshalb – gegenseitig im Blick haben. Wir tauchen in unsere Zusammenhänge; sind an mehreren Orten gleichzeitig. Wir sind so, so viele! Lachen und Jauchzen. Wir machen auf; jede*s für sich und gemeinsam los. Es gibt Dinge, von denen wir bisher nur träumen können. Von denen wir nur gemeinsam herausfinden können, wie sie sich bei Tag denken und umsetzen lassen. Wir seilen uns ab und treffen uns etwas später in der Küche wieder. Unsere Stimmen füllen noch immer die Nacht. *Muerbe u. Droege*



Heimisch werden in Ruinen

**Eine persönliche Leseempfehlung für ein Buch,
das vom langen Kampf gegen den Bau eines Flughafens
berichtet und davon, wohin Desertieren führen kann.**

von Andrea Vetter

Dies ist die Einführung des nachfolgenden Essays »Commoners brauchen Rituale«, ein Auszug aus dem Buch *We Are »Nature« Defending Itself. Entangling Art, Activism and Autonomous Zones* von Isabelle Fremeaux und Jay Jordan (London, Pluto Press, 2021).

»Wir hoffen, diese Streitschrift kann eine Erinnerung daran sein, dass es niemals vergebens ist, widerständig und schöpferisch zu sein; und dass Hoffnung nicht bedeutet, zu wissen, was sich am Horizont abzeichnet, sondern den Mut zu haben, in See zu stechen, obwohl die Witterung ungewiss ist«,¹ schreiben Isabelle Fremeaux und Jay Jordan in der Einleitung zu ihrem Büchlein »We Are »Nature« Defending Itself«. Genau so verstehen wir das titelgebende »Hoffen« in diesem Almanach. Dieser Essay war wie ein Gruß von befreundeten Menschen aus der Ferne – zwei Menschenleute, die ich bislang noch nicht getroffen habe, deren Gedanken mir aber so nahe sind! Das war ganz schön erstaunlich. Das Buch von Isabelle Fremeaux und Jay Jordan habe ich zum ersten Mal an meinem Lebensmittelpunkt, dem Haus des Wandels, gesehen: Zwei meiner Freundinnen haben begeistert darin gelesen. »We Are »Nature« Defending Itself« stand in roten Lettern auf dem ansonsten weißen Cover – das hat mich sofort an das Moos-Graffiti erinnert, das 2015 im Zuge der Proteste gegen die UN-Klimakonferenz in Paris entstanden ist und das wir in Ausgabe 43 ganzseitig gezeigt haben.² Dieser Spruch hat mich damals schon tief beeindruckt, zeigt er doch ein ganz anderes Verständnis von Verwandtschaft mit den nicht-menschlichen Wesen, als Ansätze zur Überwindung der Klimakrise, die auf einem »Techno-Fix« basieren, also der Überzeugung, dass mit technischen Innovationen alle Probleme zu lösen seien.

Das Buch von Isa und Jay ist ein Bericht vom Ende einer Reise, und vom Ankommen, vom Heimischwerden in Ruinen. Seit 2004 arbeiteten die beiden, die ein Vierteljahrhundert lang in London lebten, als »Laboratory of Insurrectionary Imagination« zusammen. Sie sind ein künstlerisch und aktivistisch tätiges Kollektiv, das gemeinschaftliche, spielerische und doch wirksame Widerstandsformen gestaltet: »Unser Leben war der Mehrung von Randzonen jeglicher Art gewidmet. Die Stellen, an denen Wald auf Wiese trifft oder das Meer an den Strand brandet, sind die dynamischsten Teile eines Ökosystems. In diesen wabernden Räumen leben zahlreiche Arten

¹ *We Are »Nature« Defending Itself*, S. 15.

² Matthias Fersterer, »Wir sind Natur – was sonst?!«, *Oya* 43/2017, S. 38–41.

³ *We Are »Nature« Defending Itself*, S. 10f.

⁴ Ebd., S. 12.

⁵ Isabelle Fremeaux und John (Jay) Jordan, *Pfade durch Utopia. Ein Buch/Film*, deutsch von Sophia Deeg (Hamburg, Edition Nautilus, 2012).

⁶ *We Are »Nature« Defending Itself*, S. 9.

zusammen, und der Motor der Evolution läuft dort am schnellsten. Unsere liebsten Randzonen waren jene zwischen Kunst und Aktivismus, Lust und Protest, Kulturinstitutionen und radikalen sozialen Bewegungen. In diesen magischen Räumen des Wedernochs entstehen Möglichkeitsräume, Zwischenräume, nicht-binäre Welten, verschlungene Hecken und Ecken. Aber etwas fühlte sich falsch an. Wir fühlten uns innerlich zerrissen.«³ Proteste auf die Straße zu tragen, reichte ihnen nicht: »Schon vor zwanzig Jahren hatten wir das Gefühl, dass sich da ein toxisches Muster wiederholte. Nachdem das Adrenalin zorn-erfüllter Tage verbraucht war, wuchs in uns ein Riss, in den die Traurigkeit einsickerte. Wir kehrten immer wieder in einen vom Kapitalismus belagerten Alltag zurück. Unsere Lebensweise nährte immer weiter die ausbeuterische Logik der kapitalistischen Metropole. Wir mussten etwas tun, bevor dieser Riss zum Abgrund wurde. Also desertierten wir, auf der Suche nach etwas ganz Anderem.«⁴

Also gingen Isa und Jay auf die Suche nach utopischen Halbinseln und besuchten verschiedene europäische Orte des anderen Lebens und Arbeitens. Sie drehten einen Film und schrieben das gleichnamige Buch »Pfade durch Utopia«.⁵ Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir den Film 2011 in einem kleinen Berliner Programmkino gesehen habe, im Rahmen einer Filmreihe, die wir als Hinweis auf die Konferenz »Jenseits des Wachstums?!« organisiert hatten. Der Film hat mir Mut gemacht, mich auf den Weg zu machen, selbst einen Ort zu finden, an dem ich ein wenig mehr so leben kann, wie ich mir ein gutes Leben wünsche: mit weniger

Lohnarbeit, mit Verantwortung für einen Ort und seine Gebäude in Gemeineigentum, mit Menschen, die Lust auf Gemeinschaften haben. Insofern ist es nur konsequent, dass ihr neues Büchlein sofort seinen Weg in dieses Haus, in dem ich heute lebe, gefunden hat.

Für Isa und Jay ging die Reise nach den Besuchen der »Utopien« ebenfalls weiter. Sie landeten 2016 in Notre-Dame-des-Landes, einer Landschaft in der Bretagne, die seit den 1960er Jahren für einen Flughafen-neubau vorgesehen war. Seit Jahrzehnten wehrten sich Menschen vor Ort gegen diese ausbeuterische Infrastruktur und besetzten ein gut 1600 Hektar großes Gelände: Zad, *zone à défendre* (zu verteidigende Zone), wie sie das Land und das dort entstehende widerständige Dorf nannten. »Der Ort, der uns verändert hat, der Ort, zu dem wir geworden sind«⁶ – so schreiben die beiden über ihr Heimischwerden in dieser rauen Moorlandschaft, fünfzig Kilometer von der Atlantikküste entfernt. Anfang 2018 erklärte der französische Präsident Emmanuel Macron das Vorhaben des Flughafenausbaus für beendet. Die Commoners hatten gekämpft und gesiegt, auch wenn das Zad wenige Monate darauf mit brutaler Polizeigewalt geräumt wurde. Nun fing ein neuer Prozess an: Wie einen angemessenen Umgang mit dem Land finden, vom Protestcamp zum Heimischwerden, ohne Privatbesitz anzuhäufen und ohne die Kämpfe zu vergessen? Davon erzählt ein Kapitel, das wir eigens für diesen Almanach übersetzt haben.

Keine Commoners ohne Rituale

Warum es eine Quelle verbundenen Widerstands ist, sich an Orten des guten Lebens zu beheimaten und gemeinsam Jahreskreisfeste zu feiern.

von Isabelle Fremeaux und Jay Jordan

Dies ist ein Auszug aus Isabelle Fremeaux' und Jay Jordans Buch *We Are »Nature« Defending Itself; Entangling Art, Activism and Autonomous Zones* (London, Pluto Press, 2021). In der vorstehenden Leseempfehlung »Heimischwerden auf Ruinen«, erzählte Andrea Vetter, wie sie auf dieses Büchlein aufmerksam wurde und wie die Arbeit von Isabelle und Jay ihren eigenen Weg inspiriert hat.

An jedem Pfad, der in den Wald führt, steht eine Stele aus Kastanienholz, gekrönt von einer eingravierten Sigille. Diese Technik hat der Künstler und intuitive Magier Austin Osman Spare, Begründer der »Chaos Magik«, entwickelt. Es sind Zauberzeichen, in denen sich die einzelnen Buchstaben einer schriftlichen Absichtsbekundung zum abstrakten Bild verdichten, das die Welt beeinflussen soll. Dieses Bild, so die Idee, ist mit Wohlgefühl aufgeladen, so als ob die zugrundeliegende Absicht sich bereits manifestiert hätte, wodurch das Wollen, das üblicherweise einen Wunsch Wirklichkeit werden lässt, übersprungen und stattdessen direkt zu der präfigurierten Zukunft vorgespult wird.

¹ So heißt die Gruppe, die sich im Zad um die Wälder und Hecken kümmert. Der Name ist ein spielerisches Kofferwort aus der Zauberformel »Abrakadabra« und dem französischen Wort für »Holz« (*bois*). A. d. Ü.

An einem frischen Frühlingstag 2019, kurz vor einem Ortstermin des Kollektivs »Abrakadaboïs«¹ mit der Nationalen Forstbehörde, gingen ein paar Dutzend von uns, jeweils einen schlanken Kastanienast mit weiß angepinselter Spitze in der Hand, entlang der Ränder des Walds und klopfen seine Grenzen ab. Auf zwei große maskierte Figuren, die »Meristeme«, folgten tanzende, mit bunt schillerndem Lametta bekleidete Wesen. Meristem bezeichnet Bildungsgewebe, das neues Wachstum hervorruft und in Knospen und den Spitzen aller Pflanzenwurzeln zu finden ist. Dort, wo Wege in den Wald hinein führen, schlugen wir unsere Stelen ein, ließen einen silbernen Weinschlauch herumgehen und spuckten dann Trankopfer auf die Sigille, um sie aufzuladen. Schließlich sammelten wir uns um eine riesige brennende Strohaxt. Bei diesem Ritual ging es darum, den Wald vor den zur »Bewirtschaftung« eingesetzten staatlichen Maläxten zu schützen. Beim Zusammentreffen mit unserer durch das Ritual zuversichtlich gestimmten Abordnung zeigte sich die zu den Verhandlungen angereiste behördliche Delegation leicht irritiert über die seltsamen Sigillen, die noch nach Wein rochen.

² Im transsilvanischen Teil Rumäniens gibt es einen verwandten Brauch. Siehe Oya 45/2017, Zoltan Hajdu, »Heute gibt es bei uns Kaláka«, S. 26ff.; sowie *Learning Communities in Rural Europe, A Handbook*, hrsg. von Lara Mallien, Matthias Fersterer und Johannes Heimrath (Klein Jasedow, Drachen Verlag, 2017), S. 258f; kostenloser Download unter learning-communities.eu. A. d. Ü.

Beating the bounds (die Grenzen abklopfen) ist ein altes Ritual.² Die Ränder einer Gemeinschaft wurden abgeschritten und markiert, nicht nur, um unerwünschte Geister zu vertreiben, sondern auch, um eine verkörperte Karte der Gemarkung jener Gemeinschaft zu

schaffen. Die Commons entstanden, indem die Menschen, die dort lebten, sie gemeinsam abschritten.

Als die Einhegungen mit ihren Landvermessern und papiernen Draufsichtskarten Europa überrollten, waren viele Rituale und Feste zum Aussterben verdammt, weil die Allmenden, auf denen sie einst gefeiert wurden, nun privatisiert und ihrer Grenzen beraubt waren. Die Praktiken, die zuvor Ausdruck von Ehrfurcht und Einbettung gewesen waren – Erntedankfeste, Karneval, Bräuche zu den Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen –, starben aus.

Wie Silvia Federici in »Caliban und die Hexe«³ zeigt, ging mit dem Aufstieg des Kapitalismus und der Einhegung, die teilweise eine Reaktion auf radikale Bauernaufstände war, der Krieg gegen die Frauen einher. Die Kirche und der Staat zwangen diese unter Androhung, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, dazu, ihre Körper zu Arbeitswerkzeugen kapitalistischer Reproduktion zu machen, indem ihre Macht und Autonomie systematisch unterminiert wurde. Die Welt musste »entzaubert« werden, damit sie beherrscht werden konnte, schreibt Federici. Der Glaube an Zauberei – gegründet in einem animistischen Naturverständnis, in dem der Kosmos ein durch Wechselseitigkeit geprägter lebendiger Organismus und jede Pflanze, jedes Wesen, jeder Körper ein Zeichen voller Sinn und Bedeutung war – musste zerstört werden. Das unterscheidet sich nicht von der kolonialistischen Gewalt, mit der in aller Welt die Zeremonien indigener Völker verboten wurden, um diesen ihr Land und die rituellen Objekte, durch die sie mit dem Land verbunden waren, zu rauben. »Imperialistische Gewalt ist keine Folge, sondern ein konstituierendes Merkmal von Kunst«, schreibt die Politologin Ariella Aïsha Azoulay. »Menschen von den Objekten, die sie gemein halten, und von den Gemeinschaften, die diese Objekte hervorbringen und mit verschiedenen Bedeutungsweisen versehen, gewaltsam zu trennen, ist ebendas, was wir heute ›Kunst‹ nennen.«⁴ Mit den Raubzügen der Einhegungen und des Imperialismus griff auch die Idee von Kunst um der Kunst willen um sich, die Kunst verlor ihre Welten, wurde universell, entbettet, vom Leben losgelöst.

Nach der Einhegung des Raums kam der Angriff auf die Zeit. Vor der Industrialisierung war das Jahr auf den zyklischen Zusammenklang vieler Jahreskreisfeste gestimmt gewesen. Durch die Zerstörung ihrer Anbindung an alles, was gemein war oder sein konnte, wurden die Commons auch der Zeitlichkeit beraubt. 1834 verringerte der Gouverneur der Bank of England die gesetzlichen Feiertage von sechsunddreißig auf vier. Die Einhegungen waren »schlimmer als zehn

³ Silvia Federici, *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, deutsch von Max Henninger (Wien, Mandelbaum, 2017).

⁴ Ariella Aïsha Azoulay, *Potential History, Unlearning Imperialism* (London und New York, Verso, 2019), S. 183.

⁵ Kirkpatrick Sale, *Rebels Against the Future. The Luddites And Their War On The Industrial Revolution. Lessons For The Computer Age* (Reading, MA, Addison-Wesley Publishing, 1995), S. 35.

Kriege«,⁵ klagte ein englischer Commoner 1804. Sie versperren den Menschen nicht nur den Zugang zu nachhaltiger Lebensführung, sondern berauben sie auch der emotionalen Erfahrungen jener wechselseitigen Verbundenheit, die solche Rituale schaffen.

Die letzte offizielle Verlautbarung des französischen Staats nach der Räumung von 2018 war folgende Aussage des Innenministers im Fernsehsender BFMTV: »Sie werden nie wieder etwas von Notre-Dame-des-Landes hören.« Der Staat hatte versucht, unsere Lebensweisen auszulöschen, und nun wollte er sicherstellen, dass unsere Geschichte ein für alle mal zu Ende wäre. Noch heute werden wir manchmal erstaunt gefragt: »Existiert das Zad denn noch?« Aber ihre Geschichte ist uns ins Fleisch eingeschrieben, Traumatisierung setzt sich in unserem Körpergewebe fest, wir tragen sie mit uns herum, ob wir wollen oder nicht. JJ erlitt in diesen Jahren zweimal eine halbseitige Gesichtslähmung, nachdem ihn ein Burnout um den Großteil seiner Tatkraft gebracht und dazu gezwungen hatte, sich aus vielen kollektiven Prozessen zurückzuziehen. Einige Monate nach der Räumung war Isa mental so erschöpft, dass ihr selbst die einfachsten Aufgaben wie Berge erschienen – alles konnte sie überwinden. In der Gemeinschaft sahen wir viele eindeutige Anzeichen posttraumatischer Belastungsstörung: Gereiztheit, Depression, Panik, Taubheit. Und während wir an diesem Text schrieben, fiel uns ironischerweise auf, dass unsere Erinnerung vage und sehr lückenhaft geworden war, ein weiteres klassisches Traumasymptom. Erst durch viele Gespräche mit Kameradinnen gelang es uns, Ereignisse und Emotionen zu rekonstruieren. Einige Freunde waren nicht bereit, die Erinnerung an diese Zeiten zurückzuholen. Der Widerwille, über eine Traumatisierung zu sprechen, ist selbst ein Traumasymptom, und angesichts all der Konflikte und Vertrauensverluste hatte sich jede Möglichkeit, als Gemeinschaft kollektiv an der Heilung dieses Traumas zu arbeiten, in Luft aufgelöst.

Aus dieser Situation ging das C.A.R *Cellule d'Action Rituelle* = *rituelle Aktionszelle*) hervor, ein Kollektiv, gegründet nach der Zufallsbegegnung des »Laboratory of Insurrectionary Imagination« (Labor für aufständische Phantasie) mit dem Künstlerduo »h« inmitten morgendlicher Tränengaswolken während der Räumung. Aus der Taufe gehoben wurde das C.A.R am 17. Januar 2019 mit einem Ritual, entwickelt für den ersten Jahrestag der Aufgabe des Bauvorhabens, den das Zad zum Feiertag erklärt hatte. Die vierzig Meter lange Puppe eines Marmormolchs, gebaut im Jahr zuvor für die Feier anlässlich der Flughafenabsage, wurde aus dem Lager geholt und mit einem

großen entzweigebrochenen Samtherz versehen. Die Feiernden brachten gespenstische drei Meter hohe Bereitschaftspolizisten mit monströsen rot leuchtenden Augen zu Fall und sangen ein eigens komponiertes Lied über Auferstehung aus der Asche. Am Höhepunkt reparierten Geister mit Lehmmasken gemeinsam mit Hunderten von Feiernden das Herz des Molchs, indem sie seine beiden Hälften mit rotem Seil zusammenbanden. Da Molche besondere Körperzellen haben, durch die ihr Herz sich nach Verletzungen selbst regenerieren kann, schien uns die Metapher passend für ein Übergangsritual von einem Zad zum nächsten – ein Ritual, das es uns ermöglichte, gemeinsam zu trauern und Gemeinschaft zu stärken, untereinander wie auch mit unseren mehr-als-menschlichen Verbündeten, die uns so viel über das Leben lehren. Das Ritual endete damit, dass das Licht des Wachturms zum Klang von Bonnie Tylers »Total Eclipse of the Heart« entzündet wurde. Die Menschenmenge tanzte im Inneren des Molchs, der sich zu einem Zirkuszelt mit opulentem Bankett am anderen Ende des Walds wand.

Der Unterschied zwischen Kunst und Ritual ist für uns, dass ein Ritual nicht Reflexion, Ausdruck oder Repräsentation einer Welt ist, sondern Werkzeug, um eine Welt zu erschaffen und zu verändern. Ein uns wichtiges Ritual ist der Maifeiertag, weil er ebenso politisch wie heidnisch ist. Seine Wurzeln liegen in Beltane, einem am Vorabend des 1. Mai begangenen Feuerfest, bei dem die explosive Fruchtbarkeit des Lebens zur Frühlingszeit gefeiert wird. In vielen Teilen der Welt werden an diesem Tag Maibäume als Verbindung zwischen Erde und Himmel aufgestellt. Auf den traditionellen Tanz in den Mai um den Baum herum folgten oft Orgien. Es mag kein Zufall sein, dass Revolutionäre 1887 am folgenden Tag gegen den Tod aufbegehrten, indem sie bei Demonstrationen der Hinrichtung von sieben Anarchisten nach dem Bombenanschlag auf dem Haymarket in Chicago gedachten. Binnen einer Generation war der Maitag zum Internationalen Tag der Arbeit geworden.

Er ist unser Lieblingsfeiertag, weil sich darin Ökologie, Kommunismus und Anarchismus verweben. Am 1. Mai 2000 hatte JJ eine große Guerilla-Gardening-Aktion der Reclaim-the-Street-Bewegung mitorganisiert, bei der 8000 Menschen den Rasen vor dem Britischen Parlament umgruben, um Gemüse zu stecken, und Winston Churchills Standbild öffentlichkeitswirksam ein Irokesenschnitt aus Grasnarbe verpasst wurde. In guter alter Tradition endete dieser Maitag mit Randalen. Exakt zwanzig Jahre später waren wir mit einem Pferd namens Wings of Heaven dabei, einen durch den Sturm

entwurzelt den Baum aus dem Wald von Rohanne herauszuziehen, um daraus einen Maibaum zu machen.

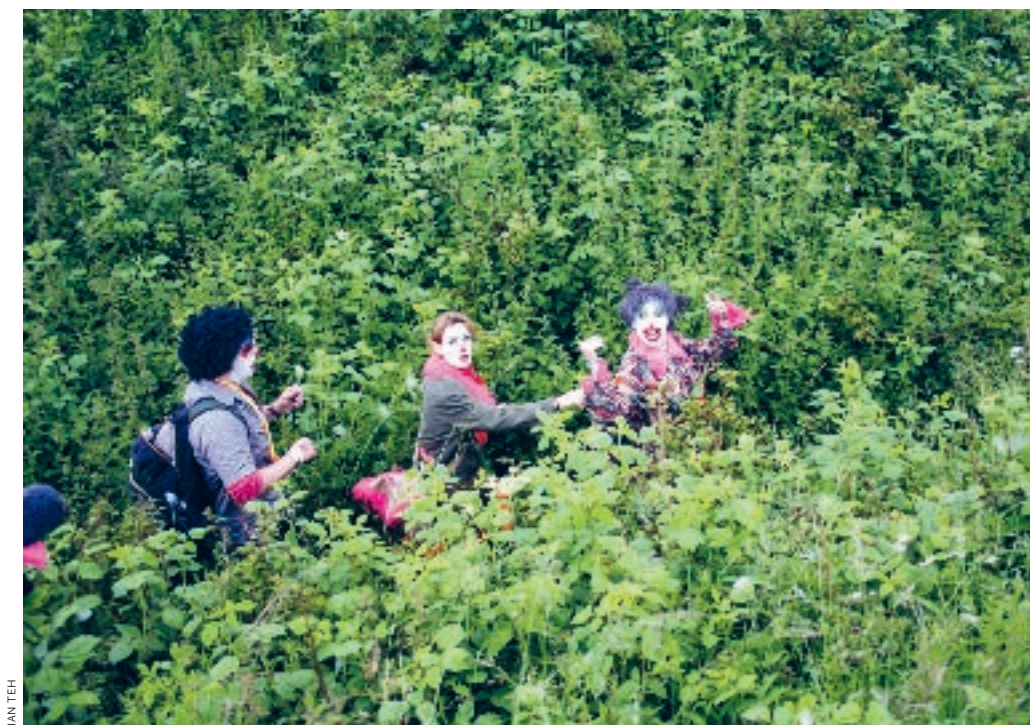
Drei riesige Feuer wurden in dieser Nacht entzündet, eine Wirbeltrommel schnarrte, und als Anklang an eine alte Tradition zum Schutz von Nutztieren vor Krankheiten wurde die älteste Kuh des Zades durch den Rauch geführt. In der Ambazada-Halle flochten Menschen einen riesigen Blumenkranz und entrindeten, entasteten und bemalten den zwanzig Meter langen Fichtenstamm, so dass dieser tags darauf von Hand aufgestellt werden konnte. Aphrodisierende Cocktails wurden gereicht, und im Hintergrund wurde ein Film an die Wand geworfen: Aufnahmen von Korallen, aus denen sich Fontänen von Eiern ergossen; Nacktschnecken, die sich in psychedelischem bläulichem Paarungsschleim verknäulten; sich teilende Mikroben und andere Ausprägungen der überbordenden Fruchtbarkeit des Lebens; durchmischt mit Ausschnitten von 1. Mai-Randalen aus aller Welt. Am folgenden Morgen spielte eine Solovioline unter freiem Himmel, während wir mit Bedacht den Maibaum aufrichteten. Sobald er stand, kletterte Cam bis ganz nach oben, um den Flaschenzug zu lösen. Sie wurde zur Maikönigin gekrönt. Ein paar Tage darauf war sie schwanger.

Vergangene Woche haben wir Cams dreimonatigen Säugling Mady Hima Beltane neben dem Maibaum getauft. Es gab Konfetti, einen Disney-Song, Schweineblut und selbstgebrautes Bier, ausgetrennt aus einer Magnumflasche, die zuletzt verwendet worden war, um eine Kameradin zu verabschieden, die sich einer internationalistischen Gruppe zur Verteidigung der autonomen kurdischen Region Rojava anschloss. Als die Sonne sich senkte, durchquerten wir eine riesige rotleuchtende Vulva aus Weidengeflecht, kosteten symbolisches »Vaginalsekret«, das einem Neugeborenen Bakterien und Immunität schenkt, und begannen mit einer Mottoparty, deren Einladung unter dem Vorzeichen Dekadenz und einer langen Liste weiterer Themen stand: Pailletten, Gorgonen, David Lynch, Haute Couture, Josephine Baker, Pan, Frida Kahlo und Babylächeln!

Ritual ist magisches Theater: Transformation durch Kommunikation. In ihm liegen Ursprung und Zukunft jeglicher Kunst, sofern wir Welten bauen wollen, in denen die Commons wiederbelebt werden, anstatt weiter ausbeuterische Kultur zu füttern. So wie der Karneval hebt auch das Ritual die Grenzen zwischen Aufführender und Öffentlichkeit, zwischen Leben und Kunst auf. Es ersetzt Ausbeutung durch Sorgearbeit, Darbietung durch Wechselseitigkeit und es gibt der Kunst die Kraft zeitlicher, räumlicher und gemeinschaftlicher Einbettung zurück.



Eine Sigille wird auf eine Stele geschrieben (siehe Seite 132). Auf unsere Bitte nach einem Bild, das sie gemeinsam in Aktion zeigt, schickten Isa und Jay dieses Foto von 2005 der »Clandestine Insurgent Rebel Clown Army«.



⁶ Silke Helfrich und David Bollier, *Frei, fair und lebendig, Die Macht der Commons* (Bielefeld, Transcript 2019), S. 100f.

Die geteilten Werte, Gefühle und Zwecke des Gemeinschaftens müssen kultiviert werden. David Bollier und Silke Helfrich nannten dies »Rituale des Miteinanders etablieren«, ⁶ und am besten funktioniert das, wenn diese Rituale sich im Alltagsleben auflösen. Für viele lebendige Kollektive im Zad markieren Putzaktionen und Besprechungen den Wochenanfang. In unserem Kollektiv, »La Rolandière«, legen wir immer montags laute Tanzmusik auf, während ein Dutzend Menschen mit Wischmop, Eimer und Besen abhottet. Hausarbeit ist dann keine einsame Pflichtübung mehr, sondern wird zum Akt gemeinschaftlicher Freude.

Das Hauptmerkmal der Commons ist, dass sie keine Trennung zwischen nutzenden Menschen und zu nutzenden Objekten kennen; alles ist miteinander durch Wechselbeziehung und gemeinsames mitschöpfendes Tun verbunden – ein verflochtener Reigen aus Leben und Tod, Geben und Nehmen. Commons sind komplexe Gewebe aus gegenseitiger Transformation, die stets nach einem höheren Ziel strebt: die größtmögliche Fruchtbarkeit für alle zu schaffen und so sicherzustellen, dass Leben weiter Leben gebiert.

Dieser Prozess gegenseitiger Transformation ist auch ein wesentliches Merkmal des Lebens selbst. Alle Körper und Wesen, von den Zellen unserer Hände bis zu den Blauwalen im Indischen Ozean, werden »Selbste«, indem sie einander herbeilocken, berühren, inhalieren, transformieren. Es gibt kein Selbst ohne das Andere. Der Hauch, den du gerade einatmest, wurde von Pflanzen ausgeatmet, die wiederum aufgespaltene Partikel der Kohlenstoffbausteine deines Körpers in Form von CO₂ einatmen. Wenn du ausatmest, verschenkst du einen Teil deines Körpers an Andere.

Dieser Stoffwechselprozess ist weit entfernt von dem trügerischen Bild des Lebens, das unsere Biologielehrer uns beigebracht haben – Körper, die wie Motoren Treibstoff schlucken und Abgase ausspucken. Maschinen bleiben immer gleich, Körper hingegen verändern sich immerzu. Leben wird möglich, weil jeder Körper ein klein wenig von sich selbst abgibt, um zu den Körpern der Anderen zu werden. Unser Selbst ist ein Selbst-durch-ein-Ander, ein zutiefst erotischer Prozess.

Das Gemeinschaften im Zad hat uns gelehrt, dass revolutionäre Kraft nur dann entsteht, wenn wir sämtliche Dimensionen des Widerstands (Selbstverteidigung und ziviler Ungehorsam), der materiellen Mittel (Treffpunkte, Lebensmittelproduktion usw.) und der Gefühlsarbeit (durch Kultur, Lieder, Gedichte usw.) zusammenklingen lassen. Für letztere Dimension sind Rituale entscheidend, weil sie uns die Kraft kollektiver Gefühlsarbeit am eigenen Leib erfahren lassen.

Sie sind Momente der Verbundenheit, in denen wir gemeinsam kollektive Visionen scharfstellen, Verluste betrauern oder Siege feiern können. Durch Rituale erneuern wir unsere Verbindungen miteinander. Wir werden daran erinnert, was wahre Freiheit ist: ein Paradigmenwechsel weg von den isolierten, unverbundenen freischwebenden Elektronen jenes Ichs, das kapitalistischen Versprechungen zufolge tun könne, was immer es wolle. Unsere Freiheit hingegen ist eine verkörperte, in der Gemeinschaften aus menschlichen und mehr-als-menschlichen Wesen eingebettet, miteinander verwoben und verbunden sind. Ohne unsere Beziehungen zu Nahrung und Freundinnen, zu Luft und Wasser, zu Land und Geliebten, sind wir kein bisschen frei, gedeihlich zu leben. Wir sind nämlich nicht nur in Beziehungen eingebettet; vielmehr entstehen unsere Identitäten überhaupt erst durch Beziehungen. Rituale helfen uns, diese wechselseitigen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Sie markieren und ermöglichen Veränderung und geben zugleich der Kontinuität des Lebens mit seinen Wiederholungen und Zyklen einen Rahmen. Sie sind Balanceakte. Am wichtigsten ist jedoch, dass sie uns dankbar werden lassen und uns daran erinnern, was es bedeutet, Teil eines Commons zu sein, das sich aus so vielen anderen Perspektiven zusammensetzt.

»Wenn wir Magie ausüben, dann genügt es nicht, die natürlichen Zyklen bloß abstrakt zu würdigen«, erinnert uns Starhawk. »Wir müssen uns aufs Engste mit ihnen vertraut machen und sie auf der physischen wie der psychischen Ebene verstehen. Eine echte Beziehung zur Natur ist lebenswichtig für unsere magische wie spirituelle Entwicklung und für unsere psychische wie spirituelle Gesundheit. Das ist auch eine lebenswichtige Grundlage jeder Arbeit, die wir zur Heilung unserer Erde und zur Transformation jener gesellschaftlichen und politischen Systeme tun, die sie tagtäglich angreifen.«⁷

⁷ Starhawk, *The Earth Path Grounding Your Spirit in the Rhythms of Nature* (New York, Harper One, 2004), S. 15.

We are »Nature« Defending itself ist in der Reihe »Vagabonds« bei Pluto Press erschienen. Auf Deutsch liegen von Isabelle Fremeaux und Jay (John) Jordan das Buch und der Film *Pfade durch Utopia* (Hamburg, Edition Nautilus, 2012) vor.

Großmutterwissen

Meine Oma ist dieses Jahr gestorben, fast wäre sie 85 Jahre alt geworden. Ihr Name war eigentlich Tică, im Pass stand Hatice, aber alle nannten sie Babaanne, das ist türkisch für »Vatersmutter«. Sie war eine Heilerin, in unserer Familie haben wir sie »Schamanin« genannt. Sie kannte viele verschiedene Heilmittel und Zeremonien, viele hatten mit dem Mond und mit Kräutern zu tun. Wenn wir krank waren, hat sie Wasser in einer Schale mit Koransuren besprochen, das hat sie auch bis wenige Monate vor ihrem Tod noch getan. Bei Kopfschmerzen hat sie das Wasser auf unsere Köpfe geträufelt, bei Rückenschmerzen auf den Rücken. Dann mussten wir einen Schluck davon trinken. Sie hat immer die gleiche Schale dafür benutzt, eine wunderschöne goldene Schale mit arabischer Inschrift. Diese steht gerade in meinem Zimmer, ihr Anblick gibt mir immer ein wohliges Gefühl. Sie sammelte Kräuter und kochte verschiedene Gebräue und Cremes aus ihnen. Egal welche Methode es war, sie flüsterte währenddessen ununterbrochen ihren Händen Koransuren zu. Die wildeste Geschichte war, dass sie ein Bündel aus Kräutern band und aufs Dach warf. Wenn ein Vogel dieses Bündel holen kam, war sie erleichtert, denn somit war die Krankheit verfliegen.

Sie kannte sehr viele praktische Hausmittel, wie Halswickel aller Art oder dass man die Milch von jungen Feigen auf Warzen träufeln solle, damit sie verschwinden.

Meine Großeltern kamen Ende der 1960er Jahre aus der Türkei, wohin sie ungefähr zehn Jahre zuvor ausgewandert waren, als Gastarbeiter nach Deutschland. Damals kamen viele Menschen aus der muslimischen Community im süddeutschen Dorf zu ihr, mit allen möglichen Leiden, auch mit ihren kranken Kindern. Sie boten ihr häufig Geld, aber das verweigerte sie immer vehement. Denn Geld dafür anzunehmen, war ein absolutes Tabu – so wirke die Medizin nicht mehr. Über die Jahre hat sie ihre Heilkunst immer weniger ausgeübt, in meiner eigenen Erinnerung nur noch innerhalb der Familie.

Ihr Wissen gab ihr die Mutter meines Großvaters weiter, die es wiederum von ihrer Mutter gelernt hatte. Das war als junge Frau in einem Dorf in Prijepolje, einer Region, die heute zu Serbien gehört. Dieses Wissen wurde matrilinear weitergegeben, üblicherweise in der Blutsfamilie. Doch meine Urgroßmutter hat nicht ihre leibliche Tochter, sondern ihre Schwiegertochter, meine Babaanne, auserkoren. Die Nachfolgerin musste weise gewählt werden und so nahm sie sogar einen Streit mit ihrer Tochter in Kauf. Und wenn das Wissen einmal übergeben war, erlosch die Heilfähigkeit der Ältesten.

Die Tradition ist eine rein mündliche, nichts von ihr wurde niedergeschrieben. Eine Nachfolgerin hat Babaanne in ihrem Leben nicht gefunden. Das bedaure ich sehr – und hoffe, dass irgendwo irgendwer diesen Wissensschatz noch am Leben erhält. *Denise Sengül*



Wir haben keine andere Wahl als den Frieden

Im Gespräch erzählt die Traumaforscherin Ditte Marcher von ihrer jahrzehntelangen Arbeit in den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt, von ihrer Dankbarkeit für die eigenen Privilegien und davon, was ihr hilft, hoffnungsvoll trotz alledem zu bleiben.

Maria König Dieser Oya-Almanach ist dem »Hoffen« gewidmet. Als Ersthelferin warst du über viele Jahrzehnte weltweit in Katastrophengebieten tätig – an Orten, die der Hoffnung zu entbehren scheinen. Trotzdem oder gerade deswegen hast du dein aktuelles Projekt in der Türkei »The rise of hope instead of grief« (Das Aufkommen von Hoffnung anstelle von Trauer) genannt. Kannst du ein wenig davon erzählen?

Ditte Marcher Ich plane gemeinsam mit ein paar anderen Menschen den Aufbau eines Traumazentrums im Südosten der Türkei, wo es Anfang des Jahres zu schweren Erdbeben kam. Fast 60 000 Menschen haben dort und in Nordsyrien innerhalb von zwei Tagen ihr Leben verloren. Das ist schrecklich! Aber wer denkt an all die Überlebenden? Das Zentrum soll vor allem jungen Menschen und Kindern helfen, das Erlebte zu verarbeiten und wieder Lebensmut zu schöpfen.

Du engagierst dich seit fast vierzig Jahren in Katastrophengebieten. Wie hast du es selbst in all der Zeit geschafft, die Hoffnung zu bewahren? Oh, ich habe sie viele Male verloren und musste sie mir immer wieder neu erarbeiten. Gerade erleben wir einen neuen Krieg in Israel, der mir alle Hoffnung nimmt. Ich möchte mich am liebsten ein für alle Mal zurückziehen. Aber dann denke ich an meine Freunde, an meine Enkelkinder und an all die wundervollen Menschen in meinem Leben, und langsam kehrt der Drang, mich für Frieden einzusetzen, zurück. Dabei wende ich selbst die Werkzeuge an, die ich unterrichte: Ich mache Körperübungen und erlaube mir, wütend und traurig zu sein. Den auftauchenden Emotionen zu erlauben, durch mich hindurchzufließen, ist eine großartige Möglichkeit, Hoffnung zu schöpfen. Wer aus tiefstem Herzen weint, kann loslassen und wieder neu ins Handeln kommen.

Du nutzt die Erkenntnisse und Werkzeuge der Körper- und Traumaarbeit »Bodynamic«, die deine Mutter Lisbeth Marcher seit den 1970er Jahren entwickelt hat.¹ Kannst du etwas mehr über diese Arbeit und den Beitrag von Körper- und Traumaarbeit für einen Wandel in der Welt erzählen?

Wir alle haben einen Körper. Erinnerungen und Traumata sind darin gespeichert. Und wir alle haben Emotionen und Instinkt. Je weniger wir gelernt haben, mit unseren Emotionen zu leben, umso größer ist das Risiko, in den Instinkt zu verfallen. Dann sind wir nicht besonders nette Leute. Wir alle haben typischerweise den Drang, zu überleben, und Angst davor, zu sterben. Wenn Menschen in den Überlebensmodus gedrängt werden, können sie sehr gefährlich werden. Wenn stattdessen alle etwas mehr dazu beitragen würde, mehr Lebensqualität für alle zu schaffen, würde das Leben aller Menschen sicherer. Aus meiner Perspektive gelingt das über Körperwahrnehmung. Wenn wir lernen, auftauchende Emotionen in uns zu halten und durch unseren Körper in Verbindung miteinander zu bleiben, gewinnen wir mehr Raum, um mit Angst umgehen zu können. Das heißt, ich kann länger mit dir in Verbindung bleiben, bevor ich mich bedroht fühle und dir wehtun möchte. Das bedeutet auch, weniger auf andere zu projizieren und so Gewaltanwendung und Töten zu rechtfertigen. Dieses Vorgehen mündet direkt in der Traumaarbeit. Wenn wir dissoziiert sind, brauchen wir den Körper, um mit unserem Bewusstsein bis auf die Zellebene zurückzukehren und wieder in Verbindung mit anderen Menschen treten zu können. Für mich beginnt Wandel nicht damit, die Welt oder einander »zu retten«. Was wäre, wenn wir durch diese Art trainierter Körperwahrnehmung erstmal uns selbst »retten« würden? Was wäre, wenn alle das täten?



Ditte Marcher wusste schon in ihrer Jugend, dass sie sich für Frieden und Konfliktlösung einsetzen wollte.

¹ Von Lisbeth Marcher ist das Grundlagenwerk *Body Encyclopedia. A Guide to the Psychological Functions of the Muscular System* (Berkeley, North Atlantic Books, 2010) erschienen.

Diese Haltung prägt auch deine Arbeit mit Kriegsveteranen mit Post-traumatischem Belastungssyndrom (PTBS). Wie kam es dazu, dass du in diesem Bereich tätig geworden bist?

Die Arbeit mit Veteranen habe ich in Dänemark entwickelt. Schon als junger Mensch war ich gegen Krieg. Dänische Soldaten werden an alle möglichen Kriegsschauplätze entsandt. Damals wurde mir klar, dass – selbst wenn ich dagegen bin, dass meine Regierung Truppen entsendet – wir auch eine Verantwortung für jene Menschen haben, die aus Kriegsgebieten zurückkehren. Die staatlichen Programme, die es dafür gibt, hielt ich für ungeeignet. Menschen, die von PTBS betroffen sind oder auch nur um ein psychotherapeutisches Gespräch bitten, erhalten einen Vermerk in ihren Papieren. Aus Angst, dadurch benachteiligt zu werden, bleiben die staatlichen Angebote oft ungenutzt. So kam ich auf die Idee, eine Schulung zu entwickeln, an der Menschen anonym teilnehmen können: eine Schulung, bei der wir nicht nur sitzen und reden, sondern in der Betroffene ihre Erlebnisse durch Körper- und Traumaarbeit aufarbeiten. Außerdem war es mir wichtig, nicht in Einzelsitzungen, sondern in Gruppen zu arbeiten. Ich bin davon überzeugt, dass Menschen gemeinsam leichter Heilung finden können. Als Säugetiere sind wir Gemeinschaftswesen. Gerade das ist ein Problem vieler Veteranen und Veteraninnen: Sie wissen weder, wie sie innerlich von einem Kriegsgebiet in ein ziviles Leben zurückkehren können, noch wie sie Gruppen finden, in denen sie sich zugehörig fühlen. Da setzte ich an.

Diesen Ansatz hast du später für die Arbeit mit Kriegsveteranen in anderen Ländern angepasst.

Ja. 2014, zur Zeit des Euromaidan, war ich in der Ukraine und erlebte, wie viele junge Menschen starben. Ich fand heraus, dass Veteranen damals im alten UdSSR-Stil rehabilitiert wurden: in ein Sanatorium gehen und sich betrinken. Eines Abends saß ich mit ein paar Leuten zusammen, die gerade in der Ukraine eine Bodydynamic-Ausbildung durchliefen, und fragte sie, ob wir nicht Schulungen für Veteranen mit PTBS entwickeln könnten, aus denen zugleich Netzwerke gegenseitiger Unterstützung entstünden. Die Idee hatte ich von einem der größten Reha-Zentren für Alkohol-, Drogen und Spielsucht in Japan, wo ich zehn Jahre lang als Supervisorin tätig war. Auf diese Weise wird es möglich, dass Menschen, die im Krieg gedient haben, aus der Sinnlosigkeit herausfinden und ihrem Leben neuen Sinn geben, ihr Trauma langsam integrieren und wieder in der Gesellschaft ankommen können. Dazu nutzten wir verschiedene Werkzeuge:

Körperübungen oder Konzepte vom sicheren Ort und sicheren Personen sowie viele Kommunikationswerkzeuge.² Anstatt um sich zu schießen, mussten sie wieder lernen, Gespräche zu führen, zwischen Instinkt und Emotionen zu unterscheiden, sich selbst zu regulieren und sich aus einer Situation herauszunehmen, bevor sie von dieser überwältigt werden. Es war also zugleich Bildungs- und Traumaarbeit. Wir sprachen auch über ihre Träume und erarbeiteten gemeinsam Zukunftspläne. Das Programm war sehr erfolgreich und inzwischen hat eine Gruppe engagierter Menschen in der Ukraine eigenständig drei »Veteranenzentren« eröffnet, in denen neben Schulungen auch soziale, rechtliche und psychotherapeutische Beratung stattfinden.

² Zu friedensstiftenden Kommunikationspraktiken siehe auch das Gespräch »Vom Vermögen, Grenzen zu wahren und zu erweitern« zwischen Miki Kashtan, Luisa Kleine und André Vollrath, in: Oya 68/2022, S. 44–47.

Du hast einmal erzählt, früher hättest du gesagt, dass du für Menschenrechte sterben würdest, inzwischen aber, dass du für sie lebst. Was hat dich zum Engagement für Menschenrechte geführt?

Ich war schon Friedensaktivistin, lange bevor der Begriff »Menschenrechte« in aller Munde war. Bereits meine Vorfahren mütterlicherseits setzten sich für den Frieden ein.³ Mein Großvater war ein bekannter Widerstandskämpfer während des zweiten Weltkriegs. Nie war er beim Militär oder in einer politischen Partei gewesen. Von derlei Dingen hielt er nicht viel, aber ich wurde mit der Haltung erzogen: »Steh immer denen bei, die unterdrückt werden! Immer, ganz egal, wer es ist!« Und mein Großvater sagte mir, dass Menschen, die viele Privilegien haben – und ich bin privilegiert –, auch Verantwortung haben. Als ich in meiner Jugend zum ersten Mal bewusst die Katastrophen wahrnahm, von denen in den Fernsehnachrichten berichtet wurde, war ich so verzweifelt, dass ich einfach etwas tun musste. Also wurde ich in einer Jugendgruppe zur Befreiung Nelson Mandelas aktiv. Dann erfuhr ich von den furchtbaren Bedingungen, unter denen palästinensische Menschen Ende der 1980er Jahre in einem Flüchtlingscamp im Libanon lebten, und engagierte mich dort, dann in Ex-Jugoslawien, dann in Peru und so ging es immer weiter. Nun bin ich im Erdbebengebiet in der Türkei tätig. Ich folge keinem Gesamtkonzept – ich folge tiefen, inneren Impulsen. Wenn ich etwas tun kann, dann tue ich es.

³ Ein Mosaik mit Praktiken des Friedenstiftens aus verschiedenen Zeiten und Orten, zusammengestellt von Matthias Fersterer und Tabea Heiligenstädt, findet sich in »Muster des Friedensschaffens«, Oya 70/2022, S. 61–64.

Deine ursprüngliche Ausbildung war die zur Notfall- oder Ersthelferin? Nein, zunächst war ich bei der zivilen Verteidigung tätig. Diese unterstützt die zivile Bevölkerung einer Region nach einer Naturkatastrophe. Später wurde ich Mitglied eines Ersthelferteams, das vornehmlich therapeutische Unterstützung leistet.

Und dabei hast du das Wissen der von dir weiterentwickelten
»Bodynamic«-Methode einfließen lassen?

Ja. Davor in der zivilen Verteidigung machte ich alle möglichen Arbeiten, die nach einer Katastrophe nötig sind. Wenn es eine Toilettengrube auszuheben gab, damit nicht das ganze Lager an Typhus erkrankt, dann tat ich das. Es war eine sehr einfache und praktische, aber wichtige und wirkungsvolle Hilfe. Wenn du kurz vor dem Verdursten bist, kann eine Flasche Wasser die Welt bedeuten. Inzwischen bin ich zu alt und körperlich nicht mehr so belastbar wie früher. Ich stürze mich nicht mehr unmittelbar in Kriegs- und Krisengebiete hinein. Inzwischen gehöre ich eher zu denen, die sich darüber Gedanken machen, was sechs, sieben oder zwölf Monate nach einer Katastrophe getan werden kann. Wie können wir helfen, nachdem andere in der akuten Situation unterstützt haben? Was gilt es aus langfristiger Perspektive zu entwickeln? Diesen Sommer habe ich außerdem einen Workshop für Menschen angeboten, die bei akuten Krisen unterstützend tätig waren. Wenn du traumatisierten Menschen hilfst, kannst du schnell selbst Traumata entwickeln. Also folge ich gerade einer zweiten Leidenschaft von mir: für die zu sorgen, die Fürsorge leisten. Das Prinzip »Ich helfe und bekomme geholfen« ist so ähnlich wie das, was ich in der Ukraine angestoßen habe. Dort bin ich übrigens inzwischen selbst nicht mehr involviert. Natürlich können sie mich jederzeit anrufen, machen die Traumaarbeit inzwischen aber selbstständig. So sollte es immer laufen. Wirklich nachhaltig ist es nur, wenn Menschen einer Region oder eines Landes die Arbeit selbstständig fortführen können. Also, ja, aktuell wirke ich durch psychologische Hilfe und Unterstützung. Aber ich könnte auch nach wie vor eine Toilettengrube ausheben.

Wenn ich mir vorstelle, ich würde nach Wochen der Hilfe in einem Krisengebiet in ein mehr oder weniger sicheres, reiches Land wie Deutschland oder Dänemark zurückkehren, dann würde es mir vermutlich schwerfallen, mit der Unbekümmertheit der Menschen hier umzugehen. Ich bin weder Göttin noch Buddha. In den ersten sieben bis zehn Tagen bin ich tatsächlich wütend. In dieser Zeit verzichte ich ganz bewusst darauf, nicht mit Bekannten zu treffen. Bei jedem Problem, über das sie sprechen – denn natürlich haben auch sie Probleme, etwa mit ihren Kindern in der Schule –, denke ich: »Worüber jammerst du eigentlich? Deine Kinder können immerhin zur Schule gehen!« Aber ich kann nicht sagen, dass die Probleme meiner Freunde in Dänemark weniger zählen als die Probleme von Menschen in

In Trainings schult Ditte Marcher Menschen, die im Krieg gedient haben, in der Körperwahrnehmung und vermittelt Körperübungen, um erlebte Traumata bewältigen zu können – wie hier in der Ukraine.

Die erfolgreiche Unterstützung geben die in Bodydynamic Geschulten auf Kongressen wie dem »Veteran Empowerment and Transition Summit« in Kiew weiter.



PRIVAT



Kriegsgebieten. Sie sind verschiedenartig, aber nicht weniger relevant. Die Traumata von Menschen sind die Traumata von Menschen. Während jener Ankommenstage – und das ist eine weitere Möglichkeit, um Hoffnung zu schöpfen – entscheide ich mich dafür, alles Segensreiche anzunehmen. Das zu verinnerlichen, lehrt Wertschätzung für einfache Dinge wie eine warme Dusche oder ein gut gekochtes Essen. Dinge, die wir oft für selbstverständlich nehmen, werden plötzlich zum Geschenk. Es hilft Menschen in einem Katastrophengebiet nicht, wenn du ihretwegen leidest. Es hilft hingegen, wenn du deine Ressourcen kennst und hütet, so dass du etwas geben kannst. Ich esse mit Dankbarkeit und Freude darüber, das Privileg regelmäßiger guter Mahlzeiten zu haben. Das nährt mich und ermöglicht es mir, wiederum zu geben. Ich entscheide mich bewusst dafür, mich nicht auf die Grausamkeiten, die ich gesehen habe, sondern auf die Geschenke, die ich erhalte, zu fokussieren. Diese Haltung hat mich zu einem sehr

⁴ Dankbarkeit als friedensstiftende Praktik, erwähnte bei seinem Besuch in der Oya-Redaktion auch der Mohawk-älteste Tom Porter in dem Gespräch: »Frieden stiften und bewahren«, Oya 54/2019, S. 38–42.

dankbaren Menschen werden lassen. Anstatt auf die vielen schrecklichen Dinge in der Welt zu schauen, können wir uns bewusst entscheiden und sagen: »Ich konzentriere mich auf all die Geschenke, auf das Gute und das Mitgefühl. Ich bin so privilegiert und dankbar dafür.« Und denk daran, aus dieser Dankbarkeit heraus, jene zu unterstützen, die nicht die gleichen Möglichkeiten wie du haben.⁴

Wie du vorhin meinstest, beinhaltet diese Unterstützung, dass Menschen selbständig und auf ihre ganz eigene Weise wieder Fuß fassen können. Ja. Von Anfang an folge ich dem Prinzip: Gib Menschen keinen Fisch, sondern hilf ihnen, selbst das Fischen zu lernen. So bin ich aufgewachsen. Unterstützung muss so ablaufen, dass daraus eine für beide Seiten würdevolle Beziehung entsteht. Dafür habe ich ein gutes Beispiel aus einem Einsatz in Peru: Als Teil eines Ersthilfeteams kam ich in ein zerstörtes Dorf und war geradezu besessen von der Idee, zuerst ein Krankenhaus zu bauen. Ich wünschte mir, dass das ganz oben auf die Liste kommt. Aber die Dorfleute wollten nicht als erstes ein neues Krankenhaus, sondern eine Schule für ihre Kinder, wo sie neben Spanisch auch in ihrer traditionellen Sprache unterrichtet würden. Ich musste mich am Riemen reißen, weil es das war, was sie wollten. Später haben wir dann auch ein Krankenhaus gebaut. Erfülle zuerst die Bedürfnisse der Menschen vor Ort, auch wenn du sie nicht vollends verstehst. Selbst, wenn du nicht einverstanden bist und denkst: »Verückt! Ihr braucht doch zuerst ein Krankenhaus!« Aber sie standen woanders. Da wäre es völlig unangemessen, zu sagen: »Ich werde dir helfen, aber definiere die Bedingungen!« Angemessen ist: »Ich unterstütze dich. Was brauchst du gerade?«

Ich kann mir aber vorstellen, dass es mit vierzig Jahren Erfahrung in Krisensituationen nicht einfach ist, sich mit der eigenen Einschätzung zurückzuhalten.

In akuten Krisensituationen gibt es eine Phase, in der wir manchmal die Führung übernehmen müssen, weil Menschen noch so unter Schock stehen, dass sie zu nichts fähig sind. Aber sobald sie wieder einigermaßen bei sich angekommen sind, helfen wir ihnen, sich wieder zu orientieren – und alles Weitere geschieht dann zu ihren Bedingungen aus ihrem jeweiligen kulturellen Verständnis heraus, selbst wenn ich es nicht verstehe. Führung zu übernehmen, ist keine Hilfe, sondern Kontrolle, und diese kann leicht zu Arroganz werden. Es ist wunderbar, zu sehen, wie Menschen wieder auf die eigenen Füße kommen!

Nun haben wir viel über Hoffnung und das Wiederfinden derselben gesprochen. Gibt es noch etwas, was du teilen möchtest?

Meine Hoffnung ist, dass wir die Fähigkeit, miteinander zu sprechen und uns einander im Gespräch zuzuneigen anstatt einander umzubringen, weiterentwickeln würden. An allen großen Krisen in der Welt zeigt sich, dass Krieg am Verhandlungstisch endet. Dass zuvor Tausende, darunter viele Zivilisten, sterben mussten, gerät bereits nach einer Generation in Vergessenheit, weil dann schon wieder der nächste Krieg unsere Aufmerksamkeit beansprucht. Ich hielte es für einen entscheidenden Wandel, wenn wir lernten, besser miteinander zu kommunizieren.⁵ Dafür müssen wir in der Lage sein, den Emotionen der Anderen zu begegnen. Und wir müssen mehr Verhandlungsfertigkeit entwickeln. Ich wünschte, wir würden ernsthafter auf die Einhaltung der Menschenrechte pochen. Mein Wunsch ist, dass wir viel mehr Menschen so ins Leben begleiten können, dass sie auf den Befehl, andere zu töten, »Warum?« entgegnen. Ich wünsche mir mehr Hoffnung und weniger destruktive Aggression in der Welt.

Mir ist bewusst, dass ich all das nicht mehr erleben werde, aber das ist es, was mich antreibt: friedliche Möglichkeiten zu schaffen, statt einander umzubringen. Ich bin überzeugt davon, dass die Menschen das irgendwann schaffen werden. Ich weiß nicht, wie viel stärker wir einander und die Erde als ganzes noch zerstören müssen, bis es soweit ist, aber ich bin mir sicher, dass wir irgendwann so leben werden. Alles andere würde ja bedeuten, dass wir einander ausrotten! So gesehen haben wir hier, wie auch beim Klimawandel, gar keine andere Wahl.

Mögest sich deine Hoffnung erfüllen! Danke für das Gespräch, Ditte.

⁵ Siehe etwa den Selbermachertipp »Durchlässig zuhören« von Tabea Heiligenstädt in diesem Almanach auf S. 236.

Zur Vertiefung der hier erwähnten psychophysiologischen Traumaarbeit eignen sich der 2014 von Ditte Marcher und Lene Wisbom verfasste Artikel über Ansätze zum Umgang mit Posttraumatischem Belastungssyndrom, »Psychophysical Approaches to working with PTSD and the Ego«, sowie Videointerviews und -vorträge, die auf der Website ihres privaten Schulungsinstituts »Bodydynamic International« (bodydynamic.com/de) und auf dessen YouTube-Kanal verfügbar sind.

Vom Land leben

Der biointensive Anbau lädt zum Quereinstieg in den Gemüsebau ein – drei Beispiele.

von Ulrike Meißner

Wer heutzutage vom Arbeiten mit dem Land träumt, wer draußen sein möchte, mit Natur und Wetter leben und sein Einkommen selbstständig über einen landwirtschaftlichen oder gartenbaulichen Betrieb erwirtschaften möchte, hat es schwer, irgendwo anzufangen. Nicht selten sieht sich die Berufsanfängerin bald einem riesigen Schuldenberg gegenüber, der kaum mit dem zu bedienen ist, was die Fläche an Ertrag in ihrer Lebenszeit erbringen könnte. Denn wer nicht einen Hof und landwirtschaftliche Flächen erbt, muss Kredite aufnehmen, um Land und Maschinen kaufen zu können.

Kleinere Flächen sind eher zu finden und oft erschwinglicher als größere Felder oder ganze Höfe. Doch wie lässt sich davon leben? Eine Möglichkeit bietet der biointensive Gemüsebau, der unter dem Stichwort »Marketgardening« in Deutschland bekanntgeworden ist. Jean-Martin Fortier, kanadischer Gemüsebauer aus Quebec, publizierte dazu unter anderem das 2012 erschienene Buch *Le jardinier-maraîcher. Manuel d'agriculture biologique sur petite surface*, welches 2017 auch auf Deutsch erschienen ist.¹

In den vergangenen Jahren sind mir im Permakultur-Netzwerk mehrere Menschen begegnet, die mit der Inspiration und der fachlichen Unterstützung von Fortier den Schritt in die Selbstständigkeit als Gemüsegärtner gewagt haben – obwohl sie allesamt keine gelernten Gemüsegärtner waren. Diesen spannenden gärtnerischen Ansatz und die Menschen, die es wagten, möchte ich hiermit vorstellen.

Gut durchdachtes Anbausystem

Jean-Martin Fortier betreibt gemeinsam mit seiner Frau Maude-Hélène Desroches seit 2005 die eigene, vier Hektar große Gemüsegärtnerei »Les Jardins de la Grelinette«. Beide haben, wie er selbst feststellt, einige Jahre mit Versuch und Irrtum verbracht, um zu einem passenden, ausgeklügelten System für intensiven Gemüseanbau auf ihrer kleinen Fläche zu finden. Inspiriert wurden beide von französischen Gemüsegärtnern sowie vom US-Amerikaner Eliot Coleman², den Fortier selbst als »Vorbild in Bezug auf Erfahrung und Innovation der Gemüse-Vielfaltsgärtnerei auf kleiner Fläche« bezeichnet.

¹ Jean-Martin Fortier, *Bio-Gemüse erfolgreich direktvermarkten. Der Praxisleitfaden für die Vielfalts-Gärtnerei auf kleiner Fläche. Alles über Planung, Anbau, Verkauf* (Innsbruck, Löwenzahn Verlag, 2017).

² Im Artikel »Die zweite Gartensaison beginnt im August« in Oya 34/2015, S. 82 f., habe ich über Eliot Colemans Wintergemüseanbau geschrieben.



Aus der Luft sind die Beete von Prototopia malerisch anzusehen. Schritt für Schritt ging die Entwicklung vom ersten Testbeet im Hausgarten hin zur professionellen Gemüseгärtnerei (mehr dazu ab Seite 156).

Die Гärtnerei der beiden versorgt wöchentlich mehr als 200 Familien und generiert das Einkommen ihrer eigenen vierköpfigen Familie.³

Eine wichtige Strategie und ein wichtiges Merkmal für die erfolgreiche Entwicklung der Гärtnerei war und ist es, »mit einem »niedrigen Technologieniveau« das Auskommen zu finden«. Dieser Ansatz sorgt dafür, dass nur geringe Startinvestitionen nötig sind, die Fixkosten dauerhaft niedrig bleiben und somit kaum finanzieller Druck entsteht. Dies klingt zunächst nach viel harter Handarbeit. Doch die im Betrieb verwendeten Werkzeuge sind den anfallenden Tätigkeiten bestens angepasst. Obwohl sie in der Regel rein mechanisch per Hand oder allenfalls mit kleinsten, meist elektrischen, Motoren betrieben werden, wurden sie »doch hochentwickelt und für eine bessere Arbeitseffizienz und Arbeitsergonomie entworfen«.

Zudem sorgt die Art der Kulturführung dafür, dass der Beikrautdruck über die Jahre stark abnimmt und weniger Arbeit anfällt.

³ Mit der Publikation seines Buchs und der damit erreichten Außenwirkung kam bald die Tätigkeit als »Lehrender« auf Jean-Martin Fortier zu. Er gibt seitdem sein Wissen auf vielfältige Weise weiter. Seit 2015 gestaltet und leitet er zudem den 67,5 Hektar großen Modellhof »La Ferme des Quatre-Temps« als Beispiel für einen vielfältigen, regenerativ arbeitenden Betrieb.

In diesem bio-intensiven Anbau wird ganz auf einen intakten, optimal gepflegten Boden geachtet. Fortier arbeitet mit erhöhten Beetbahnen. Beete und Wege sind dauerhaft festgelegt, damit die Beetflächen nicht betreten und nicht verdichtet werden. Die Beetflächen werden besonders in den ersten Jahren mit großen Mengen organischer Substanz (Kompost) versorgt, um Humus aufzubauen. Sie werden dauerhaft nur mit der Doppelgrabegabel (»Grelinette«) bearbeitet, um den Boden in der Tiefe zu lockern, ohne ihn dabei zu wenden. Ziel ist es, ein lockeres und nährstoffreiches Substrat entstehen zu lassen, das gut und tief von Gemüse durchwurzelt werden kann. In der Folge können die Pflanzen dichter als üblich gesetzt werden.

Hierbei ist wiederum das Ziel, die Abstände der Pflanzen so zu wählen, dass sich die äußersten Blätter der Pflanzen berühren, wenn drei Viertel des Wachstums abgeschlossen sind. Dadurch wird eine vollständige Abdeckung des Bodens erreicht, Beikräuter kommen nicht ans Licht, und Feuchtigkeit wird im Boden gehalten. Hier ist es von Vorteil, dass nicht auf die Maschinenbreiten von Traktor und sonstiger Technik Rücksicht genommen werden muss. Die Dauerbeete sind 75 Zentimeter breit, so dass man gut darübersteigen kann, ohne auf die Fläche zu treten. Wege werden 45 Zentimeter breit angelegt.

Außerdem streben die Fortiers die dichtest mögliche Kulturabfolge auf den Beeten an, um sie möglichst wenig ohne Pflanzenbedeckung liegen zu lassen.

Zur Saisonverlängerung nutzen sie Techniken wie Jungpflanzenanzucht und Anbau im Gewächshaus oder die Abdeckung mit Vlies zum Schutz der Kulturen bei Kälteeinbrüchen.

Im Hinblick auf den Verkauf der Ernte steht für Jean-Martin Fortier die Direktvermarktung »im Zentrum der [...] Landwirtschaft nach menschlichem Maß«. Er rechnet vor, dass bei einer Direktvermarktung stolze fünfzig Prozent bis zwei Drittel mehr vom Produktwert beim Gärtner verbleiben als bei einer Vermarktung seiner Produkte über den Handel. Dass man sich kennt, also eine Beziehung zwischen Produzenten und Kunden entstehen kann, ist bei direkter Vermarktung ein schöner Nebeneffekt.⁴

All seine Erfahrungen – vom Geländekauf über die Betriebsanlage mit Gebäudeeinrichtung und Beetanlage, Anbauplanung und Fruchtfolgeplanung bis zu Kulturbesonderheiten und Vermarktung – hat Fortier niedergeschrieben, um »die Entstehung einer neuen Gärtnergeneration zu fördern«.

Dieses Ansinnen hat offensichtlich Früchte getragen. Nachfolgend drei Beispiele aus Deutschland.

⁴ Und hier das passende Zitat: »Gesellschaftlicher Wandel wird durch Gemeinschaften vorangetrieben und durch unsere bewussten Alltagsentscheidungen gelenkt – dazu gehört die Entscheidung, wie und wo wir unsere Nahrung anbauen und einkaufen.« (Jean-Martin Fortier)

Solawi Permaglück

Kerstin Mengewein lernte ich kennen, als sie das Permakultur-Basisjahr⁵ besuchte und dort verkündete, dass sie mit ihrem Mann eine Gärtnerei aufbauen wolle. Kerstin und Marcel Mengewein gründeten 2018 die Solidarische Landwirtschaft »Permaglück« und starteten 2019 in ihre erste Saison als Gemüsegärtner. Beide kamen über den gemeinsamen privaten Garten zum Gemüseanbau. Es folgten weitere Erfahrungen und nachwirkende Eindrücke beim Permakulturdesign-Kurs. Die gelernte Bürokauffrau Kerstin startete nun eine zweite Ausbildung zur Biologisch-Dynamischen Landwirtin; Marcel verdiente bis dahin als Handwerker seinen Lebensunterhalt. Mit der Zeit wuchs die Idee von einer eigenen Gärtnerei. Sie hatten das Glück, von einem engagierten Biohof – der »Bannmühle« im pfälzischen Odernheim am Glan – Fläche pachten und so mit ihrer Gärtnerei gleich an ein aktives Netzwerk in einer lebendigen Region anknüpfen zu können.

Ihre Gemüsefläche liegt zwischen Feldern mit Spalieren von Tafeläpfeln und Wein des Biobetriebes. Die anfänglich 1200 Quadratmeter Anbaufläche und 250 Quadratmeter Folientunnel haben sich mittlerweile auf 2000 Quadratmeter Freifläche und 350 Quadratmeter Tunnel vergrößert. Angebaut werden rund 50 Kulturen Frischgemüse, außer Kartoffeln und Zwiebeln. Damit werden nach anfänglich 40 heute 100 Mitglieder zwischen Anfang April und Mitte Dezember mit wöchentlichen Gemüseboxen versorgt.

»Wir waren beide so begeistert, motiviert und aufgeregt, dass es ein voll geiles Jahr war«, sagte Kerstin nach ihrem ersten Jahr als Gemüsegärtnerin. »Gemessen an einem möglichen Berufsabschluss waren wir grün hinter den Ohren«, doch trotzdem sei die Jungpflanzenanzucht, die sie komplett selbst machte, erstaunlich gut gelaufen, ebenso wie der gesamte Anbau.

Dieser Erfolg war sicherlich auch ihrer guten Vorbereitung zu verdanken: Sie erstellten einen Geschäftsplan und eine Anbauplanung und besuchten dafür die Marketgardening-Masterclass von Jean-Martin Fortier. In diesem Online-Format wurde das Grundlagenwissen aus Fortiers Buch vertieft und durch Handreichungen wie beispielsweise Excel-Tabellen zur Anbauplanung ergänzt. Im ersten Jahr hatten Kerstin und Marcel Mengewein zudem noch einen Nebenjob, um mit weniger Mitgliedern und moderaten Kosten starten zu können.

Ich fragte Kerstin nach ihren Lernerfahrungen vom ersten Jahr. Demnach hätten sie den Unkrautdruck auf der komplett neu angelegten Fläche unterschätzt. Schwierig sei es für sie auch gewesen,

⁵ In dieser berufsbegleitenden Jahresweiterbildung wird Basiswissen über Permakultur vertieft sowie lebenspraktisch und projektbezogen angewandt. Informationen dazu und zu vielen weiteren spannenden Permakulturthemen unter: permakultur.de



PERMAGLUECK.DE



So sieht Permaglück aus: Kompost aufsetzen mit Kerstin (vorn), Marcel und Azubi Kristin, Bodenaufbau mit guter Kompostversorgung der Beete, eine detaillierte Pflanzplanung und eine gute Ernte.

bei Kulturen wie Möhren oder Zuckrerbsen abzuschätzen, wie viel Ernte ein Beet abwirft. Nach dem ersten Jahr stellten die Mengeweins zudem fest, dass es wohl sinnvoll wäre, das Getane mehr zu dokumentieren, um mit den Erfahrungen im nächsten Jahr besser planen zu können. All das laufe heute besser.

Im Betrieb hat sich bei beiden übrigens eine Arbeitsteilung eingestellt. »Ich ernte, er wäscht«, sagt Kerstin augenzwinkernd. Tatsächlich ist sie die Planerin im Betrieb, kümmert sich um Anbau- und Wochenplanung, um die Jungpflanzenanzucht und darum, wann welche Beete bepflanzt werden. Marcel ist gerne zuständig für jeglichen Technikbau, die Arbeit mit Einachser sowie für die Bewässerung. Unterstützt werden beide immer wieder durch Auszubildende in der freien bio-dynamischen Ausbildung und durch mindestens

drei Monate bleibende Praktikanten. Bei monatlichen Aktionstagen können zudem auch die Solawi-Mitglieder in den Anbau ihres Essens hineinschnuppern.⁶

⁶ Mehr Infos und Einsichten in den Hof Permaglück gibt es unter: permaglueck.de

Gemüse für Gourmetgastronomie

Deutlich kleiner starteten Johannes und Livia Sehl im mittelhessischen Mehrenberg-Allendorf 2019 ihre erste Saison als Gemüsegärtner auf knapp 400 Quadratmetern Fläche. Nahe der Großstadt Frankfurt am Main und ausgestattet mit entsprechenden Kontakten, schien der hauptsächlich auf die Spitzengastronomie ausgerichtete Anbau ein wirtschaftlich lohnender Ansatz. Ohne motorisierte Unterstützung begannen sie mit dem Anbau von Spinat, Zuckererbsen, Asia-Salaten, Fenchel, Knollensellerie, Frühlingszwiebeln, Kopfsalat, Roter und gelber Bete. Dazu kamen Kräuter, essbare Blüten und dank eines 144 Quadratmeter großen Folientunnels im Winter auch »Microgreens« genannte Gemüsekeimlinge. Wegen der Corona-Maßnahmen ging der Verkauf über die Gastronomie zurück, so dass zusätzlich ein Verkauf ab Hof für Privatkunden eingerichtet wurde.

Auf die Frage, warum er in den Gemüsebau eingestiegen ist, antwortete Johannes knapp: »Weil ich es kann« – mit der kleinen Fläche, die ihm zur Verfügung steht. Das gesamte Grundstück umfasst nur 1200 Quadratmeter. Gern würde er auch noch andere Sachen machen, zum Beispiel mehr Hühner halten, um die Eier zu verkaufen, doch dazu bräuchte er mehr Land.

Also wurde erstmal mit dem angefangen, was da ist, und das alte Gartengelände des kurz zuvor geerbten Hausgrundstücks neu in Bearbeitung genommen. Dabei wollte der gelernte Landschaftsgärtner Johannes eigentlich nie Gemüsebau machen. Doch als er bei Feldtagen den Gemüsehof von Johannes Storch kennenlernte und hier im Gemüsebau einen Boden kennenlernte, wie er ihn bis dahin noch nirgends in so gutem Zustand gesehen hätte, weckte das sein Interesse. Mit der Lektüre von Jean-Martin Fortiers Buch kamen er und seine Frau auf die Idee, ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen.

Als Erfahrungswerte können sie teilen, dass das erste Jahr wohl in der Regel das härteste ist: In kurzer Zeit ist man zugleich mit dem Aufbau von Infrastruktur wie Beeten und Bewässerung sowie der Akquise von Kunden beschäftigt und sammelt erste Erfahrungen mit der Kulturführung im Anbau. Und wenn man ein altes Gartengelände wiedererweckt, ist man auch vor Überraschungen nicht sicher, etwa wenn bei der Beetanlage alte Fundamente entdeckt werden oder man zeitweise im Unkraut fast ertrinkt.

Prototopia

Über seinen Wunsch, auf und mit dem Land zu arbeiten, kam auch Falk Gärtner zur Gemüsegärtnerei. Der studierte Kommunikationsdesigner arbeitete zuvor für Film und Werbung und suchte etwas desillusioniert nach einem anderem Beschäftigungsfeld sowie generell nach einem anderen Leben. Er beschäftigte sich mit Permakultur und Waldgärtnern, gärtnernte zunächst auf Pachtgrund und kaufte dann ein Grundstück in der Nähe von Jüterbog in Brandenburg. Wie könnte hier, weit weg von größeren Städten und im landschaftsplanerischen Außenbereich, eine sinnvolle und rechtlich mögliche Nutzung aussehen? Landwirtschaft zu machen, schien die Lösung zu sein, doch was geht diesbezüglich auf 4,7 Hektar, die zu großen Teilen mit Bäumen bestanden und von Wald umgeben sind?

Falks Recherche und Planungen ergaben, dass Gemüsegärtnerei ein Einkommen erwirtschaften könnte. Und so fing er 2018 testweise auf einer ersten Fläche von 200 m² an, Gemüse anzubauen: schnellwachsende Salate und Radieschen waren die ersten Kulturen. Falk suchte Abnehmer und verkaufte seine Ernte zwei Monate lang an einen Bioladen und ein Spezialitätenrestaurant. Gleichzeitig besuchte auch er die Online-Masterclass von Jean-Martin Fortier, worüber er heute sehr froh ist. Durch Fortiers Wissen habe er »zwanzig Jahre Erfahrungssammeln übersprungen«, außerdem wurden ihm Ängste genommen. Heute glaubt er: »Hätte ich es ohne Fortier gemacht, wäre ich voll auf die Nase gefallen.« So war dieser Kurs für ihn zwar teuer, »aber jeden Cent wert«. Neben den Publikationen und Kursen von Fortier halfen Falk außerdem das *Handbuch Wintergärtnerei* von Eliot Coleman und die Erfahrungsberichte des kanadischen Gemüsegängers Curtis Stone.

Wertvoll waren für ihn zudem die Hinweise, die Jean-Martin Fortiers Online-Kurs zur Vermarktung gab. Fortier beschreibt in seinem Buch, wie wichtig es sei, dass das Gemüse gut aussieht, damit es einen guten Preis erzielt. Falk bemerkt jedoch auch, dass es davon abhängig ist, in welcher Region man produziert, ob »Preise am oberen Ende vom Biopreis« tatsächlich gezahlt werden können. Hierfür sei zudem eine gelungene Kommunikation nötig. Dazu gehöre, dass er als Gärtner zum Preis stehe und vermittele, dass handgemachtes Gemüse in dieser Qualität seine Wertigkeit habe.

Das finanzielle Polster, das Falk im alten Job angespart hatte, half, um die Gärtnerei von Null an aufzubauen. Er investierte in Zäune, um das Wild draußen zu halten, kaufte Ansaattechnik, einen Minitraktor, ein 50 m² großes Anzuchtgewächshaus, automatische Bewässerung



PROTOTOPIA



In Hitzeperioden sind die vielen Bäume willkommene Schattenspender fürs Gemüse und für Gärtner Falk.

und eine Gemüsewaschanlage. Nachdem er die ersten anderthalb Saisons allein gärtnernte, erhält er nun glücklicherweise regelmäßig Hilfe von einer Teilzeitkraft. Er hat weitere Flächen seines Grundstückes in Kultur genommen, und sein Gemüseangebot umfasst inzwischen unter anderem Schnittsalate, Asia-Salat, Minigrünkohl, Kohlrabi, Minimöhren, Porree, Spinat, Rosenkohl, Teltower Rübchen, Rote und Gelbe Bete, Blumen und Kräuter. Er verkauft seine Ernte direkt an Restaurants und beliefert Verteilstationen, sogenannte Gemüsecoops. Dafür können die Konsumentinnen wöchentlich über den Webshop der Gärtnerei bestellen und zu festgelegten Zeiten das frische Gemüse an einer von gegenwärtig zwei Stationen abholen.

Auch Falk habe ich gefragt, was er Neuanfängern im bio-intensiven Gemüsebau mitgeben würde. Seine Antwort: »Vertrauen – es funktioniert wirklich, wenn man es lebt und umsetzt!« Es füge sich alles, und in »organischem Wachstum« entstehe ein Netzwerk. So kamen in seinem Fall mit der Zeit Menschen aus dem Dorf, um zu schauen, was er da mache; Austausch entstand, und Kontakte zu anderen Höfen entwickelten sich. Falk ist glücklich in dem Bewusstsein, den für sich »richtigen Weg eingeschlagen« zu haben. Im Anbaujahr 2023 hat er seine gesamte Produktion restlos verkaufen können und »kein Gramm Gemüse weggeschmissen«.⁷

⁷ Falk Gärtner und sein Hof bei Jüterbog sind auch im Internet zu finden: prototopia.de

Das goldene Feld

Seit einiger Zeit werden an vielen Orten alljährlich rund um die Sommersonnende »Erdfeste« begangen. Sie handeln davon, politischem und aktivistischem Engagement für den notwendigen Wandel eine noch kaum erschlossene Ressource an die Seite zu stellen: das Feiern des Lebendigen. 2018 durfte ich diese neue Tradition gemeinsam mit Andreas Weber ins Leben rufen. Ihr eigentlicher Ursprung aber geht, was mich betrifft, viel weiter zurück – auf ein Erlebnis, das sich, ebenfalls im Sommer, Mitte der 1960er Jahre zutrug, in einer Region links des Rheins, seit alters her als Kornkammer und für ihren Weinbau bekannt:

Blauer, wolkenloser Himmel, flirrende Hitze. Wir Kinder, die Geschwister und ich, begleiten die Erwachsenen zum Gurkenäckerchen unweit des Dorfs. Während die Erwachsenen die Gurken ernten, spielen wir auf dem Feldweg und entlang der Getreidefelder ringsum. Damals war das Getreide noch nicht kurzhalmig gezüchtet wie heute, denn die Bauern hatten noch Vieh, brauchten das Stroh. Uns Kindern standen die Säume der Kornfelder wie hoch ins Gelb gewachsene, Achtung gebietende Wände vor Augen. Ein solches Feld zu betreten war streng verboten. Wenn ihr die Halme zertrampelt, hieß es, fehlt uns nachher Brot.

Auf einmal aber, wie auch immer, finde ich mich im Kornfeld wieder. Draußen die Stimmen der spielenden Geschwister, etwas weiter weg die der Erwachsenen. Hier drinnen – Stille. Sich niederhocken auf die trockene Erde. Ihren Duft wahrnehmen und jenen warmen, reifen Korns. Den Wald zarter und doch ungemein kraftvoll gereckter Halme mit prallen Ähren oben vor dem Sommerhimmel betrachten. Dem summenden, surrenden Hin und Her von Insekten inmitten der Stille lauschen. Reglos dasitzend das emsige Tun winziger Tierchen am mit Rissen durchzogenen Boden bestaunen. Ergriffen von einem so nie gekannten, jetzt aber immer deutlicheren Spüren: Alles um mich her, vom kleinsten Kräutlein auf der braunen Erde über jeden einzelnen der filigranen Kornhalme und die geschäftigen Insekten bis hin zur hitzeblimmernden Luft – alles hier ist in Verbindung miteinander! Weiß umeinander! Und ist durchdrungen von tiefster Bedeutsamkeit. Eine vibrierende, ungemein feine, wissende Lebendigkeit tat sich kund; eine magische Präsenz, die ich nicht nur wahrnahm, sondern deren Teil ich war! Und wenn ich, als die Erwachsenen schließlich – zunehmend besorgt, auch zunehmend ärgerlich – nach mir zu rufen begannen, stumm blieb, dann nicht etwa aus Starsinn oder Trotz. Sondern weil das, was um mich her stattfand, mir die Sprache verschlug. Ohne dass es damals Worte dafür gegeben hätte, begriff ich: Was in diesem Kornfeld geschieht, ist ungleich göltiger, wirklicher, bedeutungsvoller als das Treiben dort draußen.

Wo die schöpferische Lebendigkeit der Welt so in Erscheinung tritt, ist das Sein selbst ein Fest. Der Ort, an dem dergleichen erlebbar wird, ist das zeitfreie Jetzt. *Hildegard Kurt*



Frisch aufgefädelt

Wie lassen sich Armbänder, Halsketten und anderer Schmuck aus gewachsenen Geschenken basteln?

Das Leben in der Pflanzenwelt beginnt meist mit einem Samen. Eine Linde etwa kann mehrere hundert Jahre alt und bis zu vierzig Meter hoch werden, und alles »Wissen« dafür steckt in einem kleinen Kern. Er wartet geduldig auf den Moment, in dem die Bedingungen genau richtig sind, um zu keimen und zu wachsen. Ein Baum verschenkt alljährlich tausende Samen an die Welt. Wir können diese Samen bei uns tragen und uns von ihrer Kraft und Weisheit inspirieren lassen. Dabei entsteht über Früchte und Kerne leicht eine sinnliche Verbindung zur mehr-als-menschlichen Welt. Einen Apfel etwa kann ich in die Hand nehmen, kann fühlen, wie er sich anfühlt, ihn essen, schmecken, riechen, seine Schönheit bewundern – und ich kann die Kerne sammeln, auffädeln und bei mir tragen. Vielleicht erinnert mich ein so gefertigtes Armband auch an den duftenden Apfelkuchen, den ich als Kind bei meiner Oma so gern gegessen habe. Vorwissen ist nicht nötig, es ist leicht, über das Tun in Verbindung mit dieser vermeintlich unscheinbaren Welt zu kommen.

Aus Samen Schmuck zu machen, ist keine neue Erfindung. Viele indigene Völker nutzten Samen und Samenkapseln neben Holz, Stein, Ton, Muschel- und Schneckengehäusen zur Herstellung von Ketten und Ohrringen, lange bevor die Verwendung von Metall, Glas und zuletzt Plastik üblich wurde.

Schmuck aus Samen von Pflanzen fasziniert mich schon lange. In die Praxis stieg ich

als junge Erwachsene mit Paprikasamen ein. Ich wollte ein Band mit Pailletten besticken, die nicht aus Plastik sind. Es folgten Ohrringe aus Schnüren mit aufgefädelten Apfel- und Honigmelonenkernen. Wenn es heiß ist, genieße ich es, mich an den See zu setzen, zu baden, Melone zu Essen und aus den Kernen ein schönes Band zu fertigen. Zu meinen Lieblingsschmuckstücken zählen Ketten aus Honigmelonensamen, die an indische Gebetsketten (»Malas«) erinnern. Meine erste Kette dieser Art habe ich mir als Fastenkette gemacht, um die Langsamkeit und meine Freude an dieser Pause des Alltags zu feiern.

Die meisten Samen lassen sich am besten frisch verarbeiten, wenn die Haut noch weich ist. Da das Fruchtfleisch etwa von Melone und Kürbis die Kerne frischhält, ist es sinnvoll, nur so viele Samen zu reinigen, wie gerade verarbeitet werden können. Im Fruchtfleisch halten sich die Kerne ein, zwei Tage bei Kühlschranktemperatur. Getrocknete Samen brechen oder reißen schnell beim Auffädeln oder werden zu hart. Manche lassen sich getrocknet in Gläsern lagern und dann kurz vor Gebrauch einweichen.

Zum Reinigen lege ich die gewünschte Samenmenge auf ein großes Tuch und rubbele einmal darüber. Dann nehme ich mir jeden Samen einzeln vor und befreie ihn mit einem Tuch vom feinen Fruchtfleisch. Wasser benutze ich dabei nicht, da es die Oberfläche der Samen verändern kann. Bei Kürbiskernen lässt sich nach dem Trocknen ein durchsichtiges Häutchen abziehen.

Neben den so ausgewählten Samen und der Zeit und Freude am Tun werden eine dünne Schnur (Häkelgarn oder Sternzwirn)

sowie Nähnadel und Schere benötigt. Fädele das Garn in die Nadel und pikse den ersten Samen auf. Schiebe den Samen über die Nadel auf das Band. Danach folgt ein Knoten. Mit diesen beiden Elementen – aufgefädelter Samen und Knoten – lassen sich Varianten und Muster gestalten. Probiere verschiedene Rhythmen und Möglichkeiten aus: ein Samen und ein Knoten, vier Samen und zwei Knoten mit etwas Abstand dazwischen ...

Der Knoten sollte möglichst dicht am Samen liegen. Um das zu erreichen, kannst du die Nadel zur Hilfe nehmen. Mache einen lockeren Knoten und schiebe die Nadel in die Mitte des Knotens. Damit kannst du ihn an die gewünschte Stelle schieben (braucht vielleicht ein bisschen Übung). Durch die Knoten und die kleinen Abstände zwischen den Samen werden die einzelnen Samen besser sichtbar. Der Knoten gibt den Platz für den Samen oder die Perle vor. Wenn du Perlen mit größeren Löchern hast, musst du mehrere Knoten übereinandersetzen.

Je nachdem, wie viele Knoten du zwischen den Samen knüpfst, brauchst du etwa die drei- bis vierfache Fadenlänge der gewünschten Kettenlänge. Wenn dein Band lang genug aufgefädelt ist, kannst du beide Enden mit einem Knoten verbinden. Als Abschluss setze ich gerne eine kleine Kordel oder einen Anhänger darüber.

Noch ein Tipp: Es empfiehlt sich, die Nadel möglichst am Fadenende zu lassen, um zu vermeiden, dass der Faden im Kontakt mit verbliebener Fruchtsäure und dem Metall der Nadel mittendrin reißt.

Viel Freude beim Ausprobieren!

Melanie Schembritzki

PAULA DOMBROVSKI



*Erst kommt das Essen, dann kommt das Fädeln:
Diese Schmuckstücke wurden aus dem gefertigt,
was ohnehin an- und abfällt.*

Wandel ist aus Phantasie gemacht

Der Berliner Liedermacher Max Prosa erzählt in Songs und Geschichten vom Wandel hin zu lebensdienlichem Miteinander. Nachdem er die nordhessische Fuchsmühlen-Gemeinschaft mit einem Konzert beehrte, unterhielt sich Luisa Kleine mit ihm über das Geschichtenerzählen in Zeiten des Wandels.

Luisa Kleine Bei dem Konzert, das vor zwei Wochen in der Fuchsmühle stattfand, hast du auch viele Geschichten erzählt, sogar ein kleines Anfangsritual hatte darin Platz. Dieser Abend hat eine besondere Stimmung in mir hinterlassen und ich habe noch lange über die Kunst des Geschichtenerzählens in Zeiten des Wandels nachgedacht. Jetzt besuchst du uns wieder und gerade lasen wir gemeinsam hier am Schemmerbach neben der Fuchsmühle den Essay »Gebrauchsanweisung«¹ von der Science-Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin. Darin spricht sie über die Phantasie als wichtigste menschliche Fähigkeit. Geschichten sind Le Guin zufolge die Gebrauchsanweisung für das Land, das wir besuchen: das Leben.

Max Prosa Wenn Le Guin von der Phantasie schreibt, dann muss ich an die Muster denken, die ich bei jedem entstehenden Gedicht, aber auch jeglichem menschengemachten Ding erlebe. Erst sortieren sich Gedanken neu und formen sich dann zu Worten, die die Gedanken vermittelbar machen. In dem Moment, in dem ich die Worte dann ausspreche, bekommen sie ein Eigenleben. Dann passiert etwas, wenn auch meist etwas ganz Anderes, als ursprünglich gedacht. Aber immer wurde es losgetreten durch eine innere Sehnsucht, die sich zu Gedanken kulminiert, Vorstellungen,

die zu Worten und dann zu Taten werden. Eigentlich ist das ein ganz klarer Prozess. Nur leider entspringen die meisten Taten unbewussten Vorstellungen, die etwa auch durch Unternehmen, die uns etwas verkaufen wollen, geprägt wurden. Vielleicht sind Werbeclips die derzeit mächtigsten Geschichten. Es liegt eigentlich auf der Hand, dass der bewusste Umgang mit unserer Phantasie und den Geschichten, die wir erzählen, ein radikaler Ansatz der Transformation ist.

LK Ja, Worte und Geschichten haben enorme Macht. Bei der Gründung der Fuchsmühle habe ich lange in mir nach Bildern geforscht und nach Klängen gelauscht, wie dieser Ort sich einmal anfühlen könnte. Ich glaube, dass dieses forschende Lauschen und das Aussprechen dieser Bilder viel bewirkt haben.

MP Ja, es hat eine Kraft, auszusprechen, wie wir leben wollen. Das ist eigentlich eine uralte Idee: Dafür gibt es das Gebet. Ich versuche gerade, dieser Linie von Vorstellung, Gedanken und Worten folgend, Gebete zu finden. Eines geht zum Beispiel so: »Großer Vater, große Mutter, großer Heiliger Geist. Ich habe mir eine Art angewöhnt, zu denken, zu sprechen und zu handeln. Lass mich wieder weich werden für die Berührung des Lebendigen.«

Ich habe das Gefühl, wenn ich diese Worte ausspreche, dann rufe ich mir eine Haltung gegenüber dem Leben in Erinnerung, die eigentlich immer schon da ist. Wenn ich sie aber jeden Tag einmal ausspreche, dann ist sie präsenter und kann mehr bewirken, ich lade sie aktiv in mein Leben ein.

LK Ein Gebet spricht ja auch zu etwas Größerem – dadurch spannt sich ein Raum zwischen mir und einem Anderen auf.

MP Und das ist für mich die Frage bei modernen Gebeten: Wen spreche ich denn überhaupt an? Das christliche Gottesbild ist durch die patriarchale Kultur der vergangenen Jahrtausende ziemlich verbraten. Deswegen finde ich es schön, das anzusprechen, was, wie du sagtest, größer ist als ich – was auch immer ich für eine Vorstellung davon haben mag.

LK Ich spreche nicht zu einem abstrakten Geist, aber ich mag es, zur belebten Welt, deren Teil ich bin, zu sprechen. Manchmal spreche ich zum Beispiel zur Schemmer, dem Bach, an dem wir gerade sitzen. Wenn ich zu ihr spreche, ist das vielleicht auch eine Art Gebet. Manchmal bitte ich auch um etwas oder frage um Rat, aber es hat nicht so etwas Abstraktes, denn sie lebt mit mir an einem Ort, ich kann meine Füße in ihrer Kühle baden.

Nicht weit von hier hat im Jahr 733 der Missionar Bonifatius eine heilige Eiche, zu der die Leute beteten, im Namen des »reinen Glaubens unverletzbarer Wahrheiten« gefällt. Er kam im Auftrag des Papstes, um die Leute,

¹ Der Essay »Die Gebrauchsanweisung« ist erschienen in Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft* (Klein Jasedow, thinkOya, 2020).

² Siehe auch »Die Axt des Bonifatius«, in: Fabian Scheidler, *Die volle und die leere Welt. Essays und Bilder* (Klein Jasedow, thinkOya, 2020), S. 34f., sowie den Auszug »Raum und Gedächtnis« aus diesem Buch in Oya 57/2020, S. 24f.

die damals hier lebten, davon abzubringen, Quellen und Bäume zu verehren. Nachdem er mit seinem Predigen nichts erreichte, zog er Truppen zusammen, fällte den heiligen Baum und baute daraus eine Kirche.²

Nicht erst seitdem hat sich dieses Muster gewaltsamer Entbettung von Menschen an unzähligen Orten der Welt als Kolonialisierung ereignet, und wiederholt sich noch heute – im Namen von Fortschritt, Entwicklung, Modernisierung und Wachstum. Manchmal vergessen wir bei all den schrecklichen Taten, die unsere Vorfahren in anderen Teilen der Welt getan haben, dass auch an den Orten, an denen wir uns zu beheimaten versuchen, Leute entwurzelt wurden und dass wir es genau deshalb so schwer haben, uns wieder zu beheimaten. Ich bin froh, die brutale Geschichte des Bonifatius zu kennen, die absurderweise noch immer als Heldengeschichte erzählt wird. Erzählt sie doch auch von Leuten, die vor mir hier gelebt haben und die nicht zu einem Mann auf einer Wolke beteten, sondern in einer beseelten Landschaft lebten, in der das Göttliche um sie herum einfach da war. Die Axt des Bonifatius hat das Göttliche in der Landschaft zerstört und es in einen exklusiven Raum gesteckt, zu dem nur die Kirche Zugang bot.

MP Ja, die Vorstellung davon, wie die Welt sei, wurde dann totalitär. Es durfte nur eine Wahrheit geben, und die Leute konnten sich irgendwann keine andere mehr vorstellen. Ich mag es, mit den Dingen und Wesen im Austausch zu sein, auch mit denen, die zunächst als Gegenüber nicht fassbar sind. In Liedern funktioniert das: Wir singen für die Nachgeborenen, die Verstorbenen oder die Berge. Auch in Gedichten halten Menschen Zwiesprache mit der Welt.³ Indem wir Dinge, Wesen ansprechen, bildet sich unser Eingebundensein in die Welt so schön ab.

LK Wie erlebst du die Entstehung von Liedern und Texten?

MP Damit bin ich auf einer ewigen Reise. Gerade lasse ich Lieder in einem gemeinschaftlichen Prozess entstehen. Wir suchen dann als Gruppe ein archetypisches Bild heraus, zum Beispiel »die Wolke«, »der Stier« oder »das innere Kind«. Dann sprechen wir darüber und lassen Musik entstehen, rufen, sprechen oder singen Worte in die Mitte. Dann schauen wir, wie das kollektive Empfinden dazu ist. Oft sind daraus kleine Geschichten entstanden, Miniaturen, die mich faszinieren. Sie haben aber wenig mit den Songs gemein, die ich früher schrieb. Die Hits, die heute im Radio laufen, folgen ja ganz anderen Mustern als Lieder, wie sie früher waren. Das radiotaugliche Muster wird für mich immer weniger interessant. So versuche ich, andere Wege zu finden und zu schauen, was sich in mir durch die rituelle Form »Konzert« – die ja sehr stark reglementiert ist: das Publikum klatscht, ich trete ab, das Publikum ruft »Zugabe!«, ich komme wieder auf die Bühne usw. – verändern lässt. Was mich eigentlich interessiert, sind diese transzendenten Geschichten, die ich zwischen den Songs erzähle, wie die vom bunten Papier:

Singen verbindet: Nicht nur beim Konzertabend mit Max Prosa (siehe unten) wird an der Fuchsmühle gern gemeinsam gesungen.



ROBIN DIRKS





Kinder finden in Griechenland buntes Papier und erkennen es nicht als Geld. Sie spielen mit den farbenfrohen Schnipseln und am Abend schimpfen ihre Eltern und fragen, wie viele Nullen auf den Scheinen waren. Die Kinder sehen das Geld als das, was es wirklich ist, während wir darüber nachdenken und neu verstehen müssen, dass es eigentlich nichts weiter als buntes Papier ist.

Ich will diese Art von Geschichten erzählen und mehr über das kollektive Bewusstsein und die archetypischen Bilder lernen. Gleichzeitig muss ich diese Weise des Geschichtenerzählens auch mit dem Leben eines Songwriters im Hier und Jetzt verbinden. Ich bin ja selbst Teil eines ganzen marktwirtschaftlichen Konstrukts. Meine Kinder machen sich immer darüber lustig, sie sagen: Erst singst du vom bunten Papier und nachher kaufen die Leute deine CDs, und du nimmst das ganze bunte Papier ein. Und es stimmt, ich bewege mich in diesen Widersprüchen.

LK Früher haben Leute noch viel mehr Lieder im Alltag gesungen. Manche alten Nachbarn hier in Waldkappel können noch strophenweise Balladen singen, auch wenn sie schon vieles Andere vergessen haben. Auch meine Oma hat manchmal nach dem Essen Volkslieder gesungen, das waren lustige Geschichten. Diese Liedkultur ist eine ganz andere, weil die Lieder niemandem gehört haben, sie waren wie der Schemmerbach hier eigene Wesen, die sich im Lauf der Zeit bestimmt auch immer wieder verändert haben.

Eine Tragik unserer Kultur ist ja, dass neben dem Allmendeland auch das Liedgut privatisiert wurde.⁴ Man hat sogar versucht, »Happy Birthday« unter Copyright zu stellen! Ich male mir aus, dass Lieder irgendwann wieder von all dem Quatsch befreit werden

³ Ein Beispiel für eine solche Zwiesprache mit der Welt ist das Gedicht »Meine Sonne, goldener Strahl« des Sámi-Dichters Nils-Aslak Valkeapää in diesem Almanach auf S. 39.

⁴ Die Verbindung zwischen dem Verschwinden ritueller Formen, ortsbezogener Kunst und der Einhegung der Allmende thematisieren auch Isabelle Fremeaux und Jay Jordan in diesem Almanach in dem Essay »Keine Commoners ohne Rituale« auf S. 132.

und dass wir dann auch wieder viel schönere Lieder schreiben können, weil sie vom bunten Papier befreit sind. Wie könnten Lieder, die wir schreiben, Commons sein – keine Waren, sondern gemeinschaftliche Prozesse, die sich selbst gehören? Wie können wir sie pflegnutzen?

MP Welche Rolle spielen Lieder in Zeiten des Wandels für euch als Gemeinschaft?

LK Ich glaube, dass Lieder ihre ganz eigene Macht haben. Zum Beispiel bei einer Waldbesetzung, wenn oben die Leute in den Baumhäusern sitzen und die Polizei kommt, dann singen die Leute oft Lieder, um sich zu verbinden und ruhig zu bleiben. Ich kann spüren, dass hier manche Lieder mit besonderer Inbrunst am Feuer gesungen werden, weil sie etwas in Worte fassen, was wir erleben. Es ist etwas anderes die eigene Verzweiflung, Hoffnung, Gemeinschaft durch ein gemeinsam gesungenes Lied auszudrücken, als nur darüber zu sprechen. Ein Lied spricht nicht nur zu meinem Kopf, sondern spricht zu mir als ganzem Menschen und nährt mich auf besondere Weise.

Ich glaube, heutzutage ist es die Aufgabe von Menschen, die die Handwerkskunst der Liedermacherei beherrschen, Lieder für transformative Bewegungen zu schreiben. Ich wünsche mir mehr Lieder, die das gemeinsame Jäten auf dem Acker, ein anstrengendes Plenum und die Freude über ein besetztes Haus besingen. Es gibt so viele Lieder über romantische Zweierbeziehungen, aber wie viele Lieder gibt es über die Liebe zu einer Gemeinschaft, über die Freiheit, die in Bezo-genheit liegt, darüber, wie sich »das gute Leben für alle« in einer postkapitalistischen Utopie anfühlt?

Ich finde es herausfordernd, transformatives Liedgut zu finden. Mal sind Lieder

kontextlos aus anderen Kulturen entrisen, mal sind es platte Demo-Lieder, denen es an Tiefe und Poesie fehlt. Das ist verheerend, weil die Lieder, die wir singen, ja wieder bestimmen, was wir uns vorstellen, was wir erleben und wie wir handeln. Da schließt sich der Kreis: Vorstellungen werden zu Worten werden zu Taten und aus diesen werden wiederum Vorstellungen, Worte, Taten.

MP Das habe ich auch gedacht, als wir gerade vor dem Essen nach einem passenden Lied gesucht haben. Warum haben wir so wenig funktionale Lieder? Und die Antwort ist natürlich, dass das Liedermachen der Verwertungslogik des Markts folgt. Diese Lieder werden nicht geschrieben, weil alle Leute, die Lieder schreiben, versuchen, den Vorgaben von Streaming-Diensten und Radiosendern zu entsprechen. Aber das, was die Dinge wahrhaft zeitlos macht, ist das Naheliegende, das Notwendige, wie zum Beispiel das Essen – das ist viel dauerhafter als Spotify.

LK Magst du nicht ein Essenslied für uns schreiben?⁵ Wir könnten uns ein kleines Ritual für den Beginn des gemeinsamen Essens ausdenken. Das, was mir am Gemeinschaften am meisten Spaß macht, ist das Erfinden von Ritualen. Manchmal kann ich es kaum fassen, dass Dinge, die wir uns mal ausgedacht haben, mittlerweile so selbstverständlich und so tragfähig sind.

Komisch, dass manchmal »das gute Leben« so kompliziert erscheint, wo doch eigentlich dieser Wahnsinn aus Verwertungslogik, Entfremdung und Vereinzelung so kompliziert ist, während es ganz einfach ist, gut zu leben!

MP Und doch ist es auch nicht ganz so einfach. Wir sind ja alle in dieser Welt aufgewachsen und tragen zum Beispiel bestimmte Vorstellungen von Eigentumsverhältnissen

in uns. Wenn wir aber ein anderes Verhältnis zum Land, zu Gütern und ganz allgemein zu Lebensquellen herstellen wollen, dann wissen wir oft gar nicht, wie das geht. Wer hat den stärkeren Bezug zum Land: die agrar-industrielle Aktiengesellschaft, die Gewinne erwirtschaften muss, oder die Gemeinschaft, die darauf gärtnerischen Landbau betreibt und es für nachfolgende Generationen hütet? Die Konstrukte, die wir gebaut haben, um Eigentumsverhältnisse zu regeln, haben ja brutale Macht über uns.

Diese Ländergrenzen sind ja letztendlich genau das gleiche wie das bunte Papier. Dies ist die Geschichte von Kindern, die über Grenzen hinweg spielen, toben, laufen. Und dann kommt der Erwachsene und sagt: Hier ist die Grenze. Die Kinder nehmen die Erde aber, wie sie ist. Die anderen Leute – die Wolken, Flüsse, Rentiere – ziehen, fließen, laufen einfach immer weiter und kennen dieses Konstrukt nicht, für das die Menschenleute immerzu sterben.

Ich versuche, mit den Geschichten zu zeigen, dass all diese Konstrukte irgendwann von Menschen gemacht, ausgedacht worden sind, und dass wir also all das auch ganz anders machen könnten.

LK Mit einem Lied oder einer Geschichte kann ich einen anderen Bezug zu den Dingen ausdrücken, der die Menschen ganz direkt berührt, ohne verkopfte Eigentumsdebatten führen zu müssen. Ich könnte zum Beispiel ein Lied über unsere Mühle schreiben, darüber, dass ich sie nicht als »Eigentum« beherrsche, dass ich als »Eigentümerin« nicht willkürlich mit ihr mache, was immer ich will ... Es könnte ein Lied darüber sein, dass die Mühle sich selbst gehört und ich mich ihr zueigne, eine Beziehung zu ihr pflege,

Verantwortung für sie übernehme ... da fehlen mir auch noch die Worte. So ein Lied könnte ein kluger Trick sein, um aus erstarrtem Denken herauszufinden, weil es das Herz unmittelbar berührt. Man kann die Leute auf freundliche Weise mitnehmen zu einem anderen Fenster, durch das man auf die Welt blicken kann, und ihnen anbieten: »Schau mal, so könntest du die Dinge auch sehen!« Die Commonsforscherin Silke Helfrich sprach oft von der Notwendigkeit einer ontologischen Wende, eines »Onto-Wandels«.

MP Ja, deswegen schreibe ich auch Lieder. Manchmal schreiben mir Leute Wochen, nachdem sie auf einem Konzert von mir gewesen sind, und erzählen, dass sich etwas in ihrem Leben verändert habe, dass eine Tür aufgegangen oder ein Fragezeichen aufgetaucht sei. Das ist eigentlich das Beste, was passieren kann!

LK Danke für das schöne Gespräch, Max!

⁵ Gemeinsam dichteten wir nach dem Gespräch das Essenslied »In Erde geboren«:

*In Erde geboren, / von Sonne geküsst, / von Regen genährt, /
und gestreichelt vom Wind. // Bis Hände euch pflücken, / und
sammeln in Beuteln, / teilen auf Tellern, / bis alle satt sind. //
Ihr werdet zu uns, / und wir werden zu euch, / verschieden
geformt, / doch im Ursprung so gleich. // Mögt ihr in uns
wachsen, / zu neuen Taten, / wir leben und sind / miteinander
der Garten.*

Hier ist das Lied mit dem Chor der Fuchsmühle zu hören: qrco.de/MaxProsa_InErdegeboren_Fuchsmuehle ... und hier mit der Singer-Songwriterin Alin Coen: qrco.de/MaxProsa_InErdegeboren_AlinCoen

Weitere Worte und Töne von Max Prosa sind auf maxprosa.de zu finden. Zuletzt erschienen der Gedichtband *Als wir ein Sternbild waren* (2023) und das Album *Wann könnt ihr endlich friedlich sein?* (Prosa Records, 2022).

Hochzeitsflug der Ameisen

»Heute schwärmen die Ameisen aus!«, sagte Lara eines Abends Mitte Juli zu mir. Den Tag über war mir bereits aufgefallen, dass ganze Wolken kleiner, geflügelter Wesen über der Dorfstraße schwebten. »Das ist ein besonderer Tag«, fuhr Lara fort. »Im anglo-keltischen Volksglauben heißt es, wer etwas Großes vorhat, fängt am besten heute damit an. Im Torffundament von Silbury Hill wurden Überreste geflügelter Ameisen gefunden. Manche folgern daraus, dass der Bau dieses Erdwerks an einem solchen Tag vor 4400 Jahren begonnen worden war.« Wow! Silbury Hill im südenglischen Wiltshire ist der größte neolithische Erdbau Europas. Auf einer Arbeitsreise mit Lara Mallien und Johannes Heimrath, die die archaischen und mythologischen Landschaften Südenglands und Irlands in- und auswendig kennen, hatte ich diesen Ort ein paar Jahre zuvor besucht. Wie ich später herausfand, umschwärmen und paaren sich die Königinnen und die fruchtbaren Männchen eines Ameisenstaats nur an bestimmten Tagen zwischen Mai und August. Danach sterben die Männchen, die Königinnen gründen ihr eigenes Volk. Das Möglichkeitsfenster für diesen essenziellen Akt ist denkbar klein.

Tatsächlich gab es auch in meinem Leben ein großes Werk, von dem ich wusste, dass – jedoch nicht, wann und wie – ich es umsetzen sollte: Seit einer Weile regte sich in mir der Wunsch, Ursula K. Le Guins Yin-Utopie »Always Coming Home« zu übersetzen. Nie hatte mich ein Buch dringlicher gerufen, nie war mir eine fiktive Welt näher gewesen als jene der Kesh, die in einer fernen Zukunft nach einem nicht näher benannten Kollaps in einem Tal in Nordkalifornien – möglicherweise – ein gutes Leben gelebt haben werden. Zwar bin ich erfahrener Übersetzer und hatte für das Bändchen »Am Anfang war der Beutel« einige Essays von Le Guin ins Deutsche übertragen, aber für einen fast tausendseitigen Roman, der aus zukünftigen ethnografischen Berichten, Fragmenten, Gedichten, Liedern, Ritualen, Geschichten und vielem anderen mehr besteht, würde ich Zeit brauchen. Viel Zeit. Mehr Zeit, als ich mir gerade nehmen konnte. Dennoch nahm ich Laras Worte ernst und setzte mich noch am selben Abend hin, um zumindest ein Gedicht zu übersetzen. Der erste Spatenstich war getan.

Fortan erzählte ich ohne Zögern, dass ich dieses Buch übersetzen würde. Ein paar Monate darauf kam ich in Kontakt mit Le Guins Sohn und Nachlassverwalter. Er war angetan von meinem Vorhaben, und meinte: »Es gibt da Leute, die bereits an dem Projekt dran sind, aber es steckt wohl gerade fest – ihr solltet euch kennenlernen.« Und so kam es, dass ich mich wenig später als Teil eines wunderbaren dreiköpfigen Übersetzungsteams wiederfand, dessen Arbeit durch eine Kulturförderung und einen hingebungsvollen Verleger ermöglicht wurde. Nun, drei Jahre, unzählige Nachtschichten und abertausende Wörter später, ist »Immer nach Hause« auf Deutsch erschienen. Den Ameisen – und Lara – sei Dank!

Matthias Fersterer



Der Beutel der Pandora

Ursula K. Le Guins Hauptwerk *Immer nach Hause* ist erstmals in deutscher Übersetzung erschienen. Das bietet Anlass für eine persönliche Hinführung zu einem vielstimmigen, prall gefüllten belletristischen Beutel, der vom guten Leben im umfassenden Sinn in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählt.

von Matthias Fersterer

Wenn ich dich ins Tal mitnehme, wirst du links die blauen Hügel und rechts die blauen Hügel sehen, den Regenbogen und unterm Regenbogen die Weinberge zur späten Regenzeit, und vielleicht wirst du sagen:

»Da, das ist es!« Aber ich werde sagen: »Etwas weiter noch.«

Ursula K. Le Guin

Dies ist eine Einführung zum nachfolgend abgedruckten Kapitel »Zeit im Tal« aus Ursula K. Le Guins Buch *Immer nach Hause*, deutsch von Matthias Fersterer, Karen Nölle und Helmut W. Pesch (Wittenberge, Carcosa, 2023).

Dieser Einladung zu Ursula K. Le Guins (1929 – 2018) Buch *Immer nach Hause* bin ich vor einigen Jahren gefolgt – und dauerhaft darin eingezogen. Eigentlich lese ich keine Science Fiction. Ich möchte nicht in ausgedachte Welten gelockt werden, in denen dann doch nur wieder die patriarchalen Herrschaftsstrukturen unserer techno-heroischen Gesellschaft fortgeschrieben werden. Mit diesem Buch ist es anders. Zwar spielt es in einer fernen Zukunft in der Region, die heute als »Nordkalifornien« bezeichnet wird (und viel mit der fernen Vergangenheit jenes Orts zu tun hat), hat mich aber dennoch nicht aus dem Hier und Jetzt weggeführt, sondern mir einen Weg nach Hause gewiesen und mich noch stärker mit meiner eigenen Lebenswirklichkeit verbunden. Es brachte eine Saite in mir zum Klingen, ließ etwas, das ich immer schon wusste, hoffte, wünschte, in leuchtenden Farben lebendig werden: Ein freies, verbundenes, friedliches, gleichwürdiges Zusammenleben zwischen den Menschen und allen anderen Wesen ist möglich – ein Leben, das nichts ausspart, sondern alle Dimensionen des Daseins integriert. Dass dieses Buch vor fast vier Jahrzehnten geschrieben wurde und ich es nun als Teil eines dreiköpfigen Übersetzungsteams hiesigen Lesenden zugänglich machen durfte, betrachte ich als Geschenk des Lebens.

Das 1985 im Original erschienene und nun erstmals ins Deutsche übersetzte Werk wird als »Roman« angekündigt. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Zwar gibt es darin eine oder eigentlich zwei Romanhandlungen, diese machen aber nur einen geringen Teil des schwergewichtigen Buchs aus. Treffender ließe es sich als fiktive Ethnografie bezeichnen: In Fragmenten, Liedern, Gedichten, Tänzen, mündlich überlieferten Erzählungen, Fundstücken, anthropologischen Betrachtungen, Karten, Diagrammen und einer eigenen Sprache samt Wörterbuch und Grammatik werden die Lebensweisen der Kesh detailliert beschrieben.¹ Diese leben im Na-Tal, einer zukünftigen Version des Napa-Valley, und sind die Nachfahren der Überlebenden eines nicht näher benannten ökologischen Kollapses, den wir heutige Menschen des »militärisch-industriellen Zeitalters« verursacht haben. Wie es zu diesem Kollaps gekommen sein wird, lässt sich gegenwärtig allenthalben in Echtzeit beobachten.

Obwohl den Kesh dieses toxische Erbe in Form von verseuchten Landschaften und Krankheiten durch Gendefekte stets präsent ist, beschrieb Le Guin *Immer nach Hause* als ihr »hoffnungsvollstes Buch«.² Es ist kein Zufall, dass sie es erst nach einer tiefen Lebens- und Schaffenskrise schreiben konnte. In ihrer Lebensmitte wurde der gefeierten Autorin nämlich bewusst, dass sie bislang immer »wie ein Mann« geschrieben hatte – so, wie »man« eben schreiben muss, um sich in einem von Männern dominierten Betrieb zu behaupten. In Essays und Reden wie »Ein nicht-euklidischer Blick auf Kalifornien als kalten Ort in spe« (1983), »Die Tragetaschentheorie des Erzählens« (1986)³ oder dem Roman *Tehanu* (1990), dem vierten Teil der Erdsee-Reihe, machte sie diese Krise produktiv und erprobte andere Formen des Erzählens. Sie fragte sich: Wenn praktisch alle utopischen Gesellschaftsentwürfe seit Platon und Thomas Morus Yang-Utopien, also fortschrittsgetrieben, linear und technikgläubig sind – wie sähe dann eine Yin-Utopie aus? Wie sähe eine Zukunftsvision aus, die keine Heldenerzählung, sondern eine Beutelgeschichte wäre? Eine eben solche weiche, dunkle, erdverbundene Erzählung einer guten Zukunft ist *Immer nach Hause*.

¹ In dem Essay »Im Tal der Ahnungsvollen« habe ich Ursula K. Le Guins Roman und die Welt der Kesh in Oya 53/2019 vorgestellt.

² Ursula K. Le Guin, »Driven by a Different Chauffeur«, Gespräch mit Nick Gevers, geführt 2001, in: Ursula K. Le Guin, *The Last Interview and Other Conversations*, hrsg. von David Streitfeld (New York und London, Melville House, 2019).

³ Rede und Essay habe ich in dem Bändchen *Am Anfang war der Beutel, Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft* (Klein Jasedow, thinkOya, 2020) übersetzt.

Durch das Buch führt eine Erzählerin namens Pandora, die unschwer als Le Guins Alter ego zu erkennen ist. Während die Pandora (von πᾶν, *pān*, »alles«, und δῶρον, *dōron*, »Gabe, Geschenk«) des griechischen Mythos – zumindest in dessen patriarchalisierter Variante – vor allem dafür bekannt ist, aus ihrer sprichwörtlichen Büchse alles Unheil und Verderben in die Welt entlassen zu haben, sammelt diese »Allgeberin« Funken, Splitter, Fragmente der Hoffnung in ihren Beutel hinein. Pandora stammt aus unserer, oder besser: Le Guins, Gegenwart. Sie bezeichnet sich selbst als »Archäologin der Zukunft« und möchte die künftigen Lebensweisen der Kesh erforschen. Diese schwindelerregende Verschränkung der Zeiten kommt bereits im ersten Satz zum Ausdruck: »Die Leute in diesem Buch könnten einst lang, lang nach unserer Zeit in Nordkalifornien gelebt haben werden.« Als archäologisch und kulturalanthropologisch Forschende kann sich Pandora von Berufs wegen nur in der Vergangenheitsform äußern. Allerdings liegt ihr Forschungsgegenstand in der fernen Zukunft, so dass das Futur II auf das ethnologische Perfekt trifft. Die Vergangenheit und die Zukunft deuten hier zwei Arme einer Doppelspirale an, die sich im Scharnier der Gegenwart treffen. Von Anfang an ist somit die Frage in Ursula K. Le Guins Buch implizit enthalten: »Was werden wir getan haben, damit einmal ein gutes Leben sei?«

Die Autorin beantwortet diese Frage nicht in theoretischen Abhandlungen, sondern indem sie uns mit ins Na-Tal nimmt und hautnah erleben lässt, wie bei den Kesh Menschen aller Geschlechter und Generationen so zusammenleben, dass sie sich selbst, einander und ihre Lebensgrundlagen nicht ausbeuten. Als Tochter des Anthropologen Alfred L. Kroeber (1876 – 1960) wusste Le Guin nur zu gut, dass Fährten solcher Lebensweisen in der Vergangenheit zu finden sind. Durch den regelmäßigen Besuch von Native Americans, die sie einmal als ihre »indianischen Onkel«⁴ bezeichnete, war sie von Kindheit an mit indigenen Perspektiven vertraut. Aus diesen Erfahrungen sowie aus ihrer scharfen Kritik der westlichen utopischen Literatur und der kapitalistisch-patriarchalen Herrschaftsverhältnisse leitete Le Guin Prinzipien guten Lebens ab, die sich so zusammenfassen lassen:

→ Gutes Leben sieht an jedem Ort anders aus. Es gibt keine utopische Blaupause, die für alle Zeiten und Orte gälte. Das gute Leben entsteht in Aushandlungsprozessen zwischen den menschlichen und mehr-als-menschlichen Leuten, die sich an konkreten Orten beheimaten. Der Prozess des Heimischwerdens ist dabei wesentlich. Le Guin schrieb über die Entstehungsgeschichte von *Immer nach Hause*:

⁴ »Meine indianischen Onkel«.
In: *Immer nach Hause*, S. 842 ff.

»Um dieses Buch zu schreiben, musste ich endlich vorbehaltlos nach Hause kommen.«⁷

→ Alles, was ist, fühlt, spricht, handelt, lebt.⁸ Bei den Kesh werden alle als gleichwürdige, wenn auch nicht gleichartige »Leute« (*people*) bezeichnet – nicht nur Menschen, Tiere und Pflanzen, sondern auch Steine, Landschaften, Flüsse, Wolken, Regenbögen, Träume, die Ahnen und die Ungeborenen. Das gute Leben im umfassenden Sinn schließt nicht nur menschliche, sondern wirklich alle Leute ein.

→ Auch an Orten des guten Lebens haben Menschen mit Aggression, Neid, Wahn, Konkurrenz usw. zu tun. Dies muss jedoch keineswegs zu ausbeuterischen Gesellschaften und kriegerischen Konflikten führen. Es gibt konstruktive Wege, um individuell wie kollektiv mit diesen dunklen Seiten umzugehen. Der Krieg ist nicht der Vater aller Dinge.

→ Das gute Leben gründet nicht auf Mangel, sondern auf Fülle. So beschreibt Le Guin das Besitzverständnis der Kesh: »Reichtum bestand nicht aus Dingen, sondern aus dem Handeln: dem Akt des Schenkens.«⁹ Die Ökonomie der Gabe und die Commonspraktiken im Na-Tal stehen in deutlichem Kontrast zur kapitalistischen Verwertungslogik unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung.

⁷ »Legenden für ein neues Land«. In: *Immer nach Hause*, S. 800ff.

⁸ Siehe auch Báyo Akómóláfés Beitrag »Esst mich« sowie Andreas Webers Essay »Winteratem mit Krähenschwarm« in diesem Almanach auf S. 42 und S. 48.

⁹ *Immer nach Hause*, S. 147.

Nach vielen Versuchen gelingt es Pandora schließlich, in die Welt der Kesh zu gelangen. Wie genau – ob durch poetische Einfühlung, durch einen technischen oder erzählerischen Kunstgriff, durch Wahnvorstellung oder Einbildung –, wird nicht näher erläutert. Jedoch erfahren wir, dass sie sich dazu in der Tiefe mit den Straucheichen, dem Wildhafer, den Steinen, Böden und Landschaften jenes nordkalifornischen Tals, in dem das Buch spielt und wo Ursula K. Le Guin die Sommer ihrer Kindheit verbracht hatte, vertraut machen musste. Indem Pandora sich wirklich auf einen Ort einlässt, kann sie die Begrenzungen der chronologischen Zeit überwinden. Für die Kesh ist das nichts Besonderes. Sie trennen nicht zwischen Zeit und Raum. Sie verräumen die Zeit, nehmen sie nicht als Pfeil oder Fluss, sondern als Landschaft wahr. Im Gespräch mit ihnen kann man sich nie ganz sicher sein, »ob gerade eine Ära oder ein Areal gemeint ist«.¹⁰

Auf den nachfolgenden Seiten gibt es die Gelegenheit, Pandora in die Welt der Kesh zu folgen. Manches mag zunächst fremd, ungewohnt, erklärungsbedürftig erscheinen – das macht jedoch nichts, alles wird Sinn ergeben, wenn es zu den anderen Ingredienzien des großen erzählerischen Beutels *Immer nach Hause* gesetzt wird. Sinn zu stiften, ohne Vielfalt zu reduzieren, liegt im Wesen eines Beutels.

¹⁰ Ebd., S. 196.

Zeit im Tal

Soeben in deutscher Erstübersetzung erschienen, führt uns das Buch *Immer nach Hause* in die Welt der Kesh. Diese könnten einst – lang, lang nach unserer Zeit – im nordkalifornischen Na-Tal ein gutes Leben geführt haben werden. Sie betrachten die Welt nicht als auszubeutende Ressource, sondern als großen Tanz aller Wesen. Das wirkt sich auch auf ihre Wahrnehmung von Zeit und Raum aus.

von Ursula K. Le Guin

Dies ist ein Auszug aus Ursula K. Le Guins Buch *Immer nach Hause*, deutsch von Matthias Fersterer, Karen Nölle und Helmut W. Pesch (Wittenberge, Carcosa, 2023). Im vorstehenden Beitrag »Der Beutel der Pandora« erzählt Matthias Fersterer, warum *Immer nach Hause* für ihn eine lebensverändernde Lektüre war.

»Seit wann leben deine Leute hier im Tal?«

»Schon immer.«

Doch ihr Blick ist fragend, ihrer Antwort ein wenig unsicher, denn die Frage ist seltsam. Niemand erwartet, auf die Fragen »Seit wann leben die Fische im Fluss? Seit wann wächst das Gras auf den Hügeln?« eine exakte Antwort, ein Datum, eine Jahreszahl zu bekommen ...

Vielleicht ja doch. Vielleicht würde ich es erwarten. Und aus gutem Grund. Immerhin leben die Fische erst in den Flüssen, seit die Fische im Lauf der Evolution entstanden sind. Die meisten Gräser, die auf den Hügeln wachsen, wachsen dort erst seit Anno Domini 1759, als die Spanier kamen, um in Kalifornien ihren Wildhafer zu säen.¹

Der Frau aus dem Tal ist diese Art der Geistesverfasstheit, die Möglichkeit, jene Fragen zu stellen und zu beantworten, auch nicht gänzlich unbekannt. Der Nutzen der Frage und der Wahrheitsgehalt der Antwort dürften ihr jedoch relativ und alles andere als selbstverständlich erscheinen. Würde ich sie weiter drängen, Daten und Epochen zu nennen, würde sie vielleicht erwidern: »Du redest immerzu von Anfängen und Enden – Quelle und Ozean, wo bleibt der Fluss?«

Wie Aristoteles sagte, hat eine Geschichte Anfang, Mitte und Ende, und bislang hat niemand das Gegenteil bewiesen; und das, was keinen Anfang und kein Ende hat, sondern nur Mitte ist, ist weder Geschichte noch Historie. Was aber ist es dann?

Für das Europa des siebzehnten Jahrhunderts hatte das Universum 4400 Jahre zuvor im Nahen Osten begonnen, für das Nordamerika des zwanzigsten Jahrhunderts hatte das Universum vor 24 000 000 000 Jahren irgendwo anders mit einem großen Knall UND ES WARD LICHT begonnen; und daraus folgt, dass sie beide enden werden; beim Jüngsten Gericht mit Trompeten oder in der dünnen,

¹ Die Redensart *sowing one's wild oats* wird im Englischen sprichwörtlich für verantwortungsloses Sexualverhalten von Männern gebraucht. Hier bezieht sie sich einerseits auf die Einführung und spätere Auswilderung der Kulturpflanze *Avena sativa* in Kalifornien als Futtermittel für die Reittiere der spanischen Kolonisatoren und andererseits auf das mehr als fragwürdige Gebaren ebenjener Kolonialherren. A.d.Ü.

dunklen, kalten Suppe der Entropie. Zu anderen Zeiten und an anderen Orten mag es völlig anders anfangen und enden; eine alternative Sichtweise ist etwa in der Weltgeschichte der Hindus nachzulesen. Sicher ist, dass das Talvolk diese Anfänge und Enden nicht teilt; es scheint aber auch keine eigenen zu haben. Nur die Mitte.

Sie haben aber doch bestimmt einen Schöpfungsmythos, einen Ursprungsmythos? Gewiss, den haben sie. »Wie kommt es, dass Menschenleute hier im Tal leben?«

»Oh, Yowayo«², sagt sie. Wir sitzen inmitten des fremden Getreides im Schatten der Steineichen auf dem kleinen Hang jenseits des Bachs, oberhalb des Scharniers von Sinshan. Zu unserer Rechten das Treiben der Ortschaft – keine übermäßige Geschäftigkeit; gelegentlich fällt eine Tür ins Schloss, schlägt ein Hammer, erklingt eine Stimme; aber es ist sehr ruhig in der Sommersonne. Zu unserer Linken, wo der Hain und die Wiese mit den fünf Dächern der Heyimas sind, bewegt sich niemand, außer dem Sinshan-Bussard, der hoch über unseren Köpfen sein melancholisches Ki-jir! Ki-jir! ruft.

»Weißt du, Yowayo ging umher und sah dieses Ding auf dem Wasser, auf dem Meerwasser, weit draußen hinter Kap Hidai. Sie dachte: ›So was hab ich noch nie gesehen. Das gefällt mir nicht‹, und sie begann, es mit Steinen zu bewerfen, um es zu versenken, bevor es das Ufer erreichte. Doch es kam näher und näher, dieses Ding, das aus dem Westen auf dem Wasser angetrieben kam und in der Sonne gleißte. Yowayo klaubte weiter Steine und Dreckklumpen zusammen, schleuderte sie ihm entgegen und rief: ›Hau ab! Weg mit dir!‹ Aber es tauchte gleich hinter der Brandung wieder auf. Yowayo konnte nun erkennen, dass es Leute waren, Menschenleute, die sich an der Hand hielten und auf dem Wasser tanzten. Sie waren auf dem Wasser, wie Wasserläufer. Sie sangen: ›Hey! Wir kommen!‹ Yowayo warf weiter mit Dreck und Steinen, und sie fingen sie, schluckten sie hinunter und sangen weiter.

Sie begannen unterzugehen, sanken durch die Haut des Wassers, aber da waren sie inzwischen durch die Brandung und über die Sandbank gekommen, zur Mündung der Na, wo das Wasser flach ist, und wateten die Mündung hinauf. Fünf Menschen, einer für jeden Mündungsarm. Yowayo wurde bange. Sie war wütend. Sie lief zum Nordostmassiv hinauf und setzte die Wälder in Brand; sie lief um den Berg herum und zum Klarsee hinauf und brachte dort einen der Vulkane zum Ausbruch, so dass die Luft vor Asche schwarz war; sie lief wieder hinunter zum Südwestmassiv und setzte das Land in

² So heißt die Große Kojotin in der Sprache der Kesh. A. d. Ü.

Brand, lief mit loderndem Schweif weiter hinunter und traf bei Sulfurt in der Talmitte auf die flussaufwärts kommenden Menschenleute. Sie wateten im Flussbett. Vor ihnen waren Brand und Feuer, Rauch und Asche, Hitze und Dunkel, ein schrecklicher Wind voller Glut und Gasen. Alles brannte. Sie wateten immer weiter durchs Flussbett, durchs Wasser, langsam, flussaufwärts. Sie sangen:

*»Hey, Yowayo, wir kommen!
Du hast uns gerufen, herbeigesungen,
Yowayo, wir kommen!«*

Da sagte Yowayo: »Es hat keinen Zweck, mit diesen Leuten zu streiten. Ich habe sie mit Dreck und Steinen gefüttert, jetzt gehören sie hierher. Gleich werden sie aus dem Fluss ans Ufer steigen. Ich trolle mich.« Sie ließ den Schwanz hängen, trottete hinauf zum Südwestmassiv, zur Bärenflussschlucht, zum Sinshan. Dorthin ging sie.

Als die Feuer erloschen, stiegen die Leute aus dem Fluss. Sie lebten lange von Stein, Asche, Dreck, Knochen und Holzkohle. Dann begannen die Wälder wieder zu wachsen, und sie begannen zu sammeln und zu pflanzen, und die Tiere kamen wieder, und sie begannen zusammenzuleben. So kamen die Menschenleute hierher. Yowayo war's.«

Hinter den Bergkämmen oberhalb des heiligen Platzes liegt zur Linken, langgestreckt, massiv und gelassen, der Sinshan, während die späte Sonne eine tiefe Schattenfalte auf seine Steilhänge wirft.

Lasst uns Dorne nicht fragen, ob sie ihre Geschichte glaubt. Ich bin mir nicht sicher, was das Wort »glauben« in ihrer Sprache – oder auch in meiner – bedeutet. Am besten danken wir ihr schlicht, dass sie sie erzählt hat.

»Das ist eine Serpentin-Geschichte«, sagt sie. »Sie wird in den Heyimas erzählt. Die Blautonleute haben auch ein Lied, in dem sie erzählt wird, das singen sie, wenn sie flussaufwärts von der Salzreise zurückkehren. Es gibt auch eine gute Lehm-Geschichte.

Sie handelt von Leuten, die aus den Vulkanen regnen. Du könntest Rotpflaume bitten, sie dir zu erzählen«.

Also tun wir das. Es dauert eine Weile, bis wir Rotpflaume, die nicht zu Hause in ihrer Wohnung im Fünf-Herde-Haus ist, finden. »Ich glaube, Großmutter ist im Heyima«, sagt ihre Enkelin, wobei ihr – und unser – Wort »glaube« in diesem Zusammenhang Ungewissheit oder einen Unwillen, sich präziser auszudrücken, anzeigt. Sie schlägt vor, dass wir es am Abend erneut versuchen. Als wir wiederkommen,

sitzt die Alte auf dem Balkon und schält Bohnen. »Gestern Abend war ich betrunken«, sagt sie mit leuchtendem Blick und einem inwendigen, wohligen Lächeln, das sie nicht mit uns teilt. Sie ist klein, rundlich, von feinen Runzeln gezeichnet, respekteinflößend. Als wir dazu kommen, sie nach der Geschichte zu fragen, scheint sie auch die nicht mit uns teilen zu wollen. »Diesen alten Plunder wollt ihr nicht hören«, sagt sie.

Doch, das wollen wir wirklich.

Sie ist sichtlich enttäuscht, hat mehr von uns erwartet.

»Diese Geschichte können alle erzählen«, sagt sie.

Die Betonung liegt auf dem Wort »erzählen«, im Sinn von »wiedergeben, vortragen«.

Die langbeinige, gutmütige Dorne, die sich stets für uns verantwortlich fühlt, erwidert halb ehrerbietig, halb besänftigend: »Aber sie wollen, dass du sie erzählst, Rotpflaume«. In diesem Gebrauch hat »erzählen« die Bedeutung von »sagen, sprechen« mit einem Anklang von »fabulieren« oder »erfinden«. Aber Dornes Betonung liegt auf »du«.

Bekommen wir nun also einen Mythos von Rotpflaume zu hören oder eine überlieferte Geschichte oder eine, die sie sich selbst ausgedacht hat, oder eine Mischung aus all diesen Möglichkeiten? Wir können es nicht sicher wissen. Offenkundig ist sie ziemlich eitel, und vielleicht schmeichelt Dorne ihr auch nur; aber wenn die Geschichte wirklich ihre ist – durch Erfindung oder Überlieferung –, dann ist es keine kleine Gefälligkeit, sie mit uns zu teilen. Etwas beklommen packe ich das Aufnahmegerät aus, will ihr signalisieren, dass ich es nicht ohne ihre Erlaubnis einschalten werde; doch sobald sie es sieht, verändert sich ihr Gebaren. »Ach«, sagt sie, »ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Ich kann nicht laut sprechen, davon tut mir der Schädel weh. Du musst deine Maschine näherrücken. Ich war schon lange nicht mehr so betrunken. Stock sagt, ich hätte so laut gesungen, dass er mich oberirdisch hören konnte. Deshalb bin ich wohl auch so heiser. Nun gut, du wolltest, dass ich erzähle, wo die Leute hergekommen sind. Läuft der Apparat? Die Geschichte handelt von den Leuten, die aus dem Berg herauskamen, als er ausbrach. Hast du das Wandmosaik in Chukulmas gesehen, das große Bild in dem Haus, das Vulkanhaus genannt wird?

Darauf ist zu sehen, wie es aussah, als der Vulkan ausbrach.«

Rotpflaumes Stiefsohn unterbricht. »Aber das ist nicht derselbe Ausbruch – dieses Bild zeigt den Ausbruch von vor hundert, von vor vierhundert Jahren ...«

Er spricht wohl unseretwegen, weil er denkt, Fremde könnten dem Gesagten nicht folgen, aber die Alte ist gekränkt. »Natürlich ist es nicht derselbe Ausbruch wie in der Geschichte! Warum bringst du alles so durcheinander? Dummkopf! Vielleicht haben diese Leute von außerhalb des Tals schon mal einen Vulkanausbruch erlebt und wissen, wie das aussieht, aber niemand von denen, die jetzt hier leben, hat schon mal in der Gegend einen Vulkan ausbrechen sehen, und ich lebe schon länger hier als ihr alle zusammen ... In Chukulmas gibt es also ein Bild, falls ihr es euch ansehen wollt. Es ist sehr eindrucksvoll. Für das Feuer haben sie rotes Glas verwendet. Also, es war einmal eine Zeit, es war einmal ein Ort, irgendwann, irgendwo, in den Vier Häusern, heya, heya

heya, heya

heya, heya

heya, heya, es war einmal keine Zeit, es war einmal kein Ort. Alles war leer, und Leere war alles. Da war nichts, nichts war da – es war nicht. Leer und dünn, nicht hell, nicht dunkel, nichts bewegte sich, nichts dachte. Keine Formen, keine Richtungen. Das Meer war mit dem Traum vermischt, Tod und Ewigkeit waren ein und dasselbe, glatt, unbewegt, still, das Wasser war mit dem Ufersand und der Luft vermischt, so dass es keine Ränder, keine Oberflächen, kein Innen gab. Alles war inmitten von allem, und nichts war irgendetwas. Kein Fluss floss. Die sterblichen Seelen waren mit dem Meer und der Luft und dem Erdreich vermenget, vermischt, und sie langweilten sich, so ganz ohne Veränderung und ohne Bewegung und ohne Denken. Sie langweilten sich, all die ungezählte Zeit über, all die ortlose, nichtige Nichtzeit über. Da war Langeweile, Unrast. Sie bewegten sich, bewegten sich rastlos, sie siebten die Sandkörner, die Staubpartikel, die Seelenteilchen, die Aschekrumen. Sie fingen an, sich ein klein wenig aneinander zu reiben, hin und her zu ruckeln, ein wenig zu fallen, ein wenig zu tanzen, zarte Geräusche zu machen, ganz leise, leiser noch, als wenn ihr Zeigefinger und Daumen aneinander reibt, noch leiser als das, aber sie hörten das feine, zarte Geräusch, das sie dabei machten, und sie machten es lauter. Das war das Allererste, das Geräusch, das erste Gemachte. Diese Musik machten sie, diese sterblichen Seelen. Sie machten die Schallwellen, die Intervalle, die Töne; den Rhythmus, das Metrum, den Takt. Der Sand sang, der Staub sang, die Asche sang, hier begann unsere Musik. Das ist die Musik. Sie singt die Welt noch heute, so heißt es, wenn ihr zu lauschen wisst, wenn ihr sie hören könnt. Unsere Musik begann also mit dem singenden Staub, noch heute spielen unsere Musiker diesen Ton, damit die

Musik beginne und ende, und das ist auch der Ton, den ihr hört, bevor ihr die Trommel berührt. Aber es gab immer noch Unrast und Wollen. Also wurde die Musik lauter und bewegter, sie veränderte sich, der Ton veränderte sich, damit Melodien und Akkorde entstanden, das Metrum veränderte sich aus sich selbst heraus, so dass sich Dinge aus der Musik aufzubauen begannen, Kristalle, Tropfen und andere Konturen und Formen. Die Dinge fingen an, auseinanderzudriften und sich in sich selbst zusammenzuziehen; nun gab es Kanten und Begegnungen; es gab außen und innen; es gab Scharniere und Geschiedenes. Es gab Dinge und Räume zwischen Dingen, und das Meer mit Wellen und Brandung, die Wolken bewegten sich mit dem Wind durch die Luft, die Berge und Täler auf dem Land, Felsgebilde und verschiedene Erdarten, sie alle kamen ins Sein, verwirklichten sich. Aber die Seelen im Sand und Staub waren immer noch rastlos, manche mehr als andere. Die Kojotenseele war in manchen dieser Sandkörner, in manchen dieser Staubpartikel. Die Kojotenseele wollte mehr Arten von Musik, Akkorde mit mehr Stimmen, Disharmonien, verrückte Rhythmen, sie wollte, dass mehr passiert. Die Kojotenseele begann, sich zu rühren, hin und her zu ruckeln. Sie ließ den Staub und Sand liegen und begann, sich selbst zusammenzuklauben, aus allem und von überall her, etwas von allen Stränden und Ebenen und Wüsten. Indem sie sich zusammenklaubte, hinterließ sie Lücken, Löcher in der Welt, leere Stellen. Wo nichts mehr war, entstand Dunkelheit. Also kam Licht, um die Löcher zu füllen: Sterne, Sonne, Mond, Planeten entstanden. Leuchten begann. Helligkeit entstand. Dort, wo Yowayo Dinge zerpfückt hatte, kamen die Regenbögen, um die Lücken zu überbrücken. Über diese Brücken kamen die Vierhausleute gelaufen. Leuchtend kamen sie in die Erdwelt, und da stand Yowayo mit hängendem Schwanz und hängendem Kopf, zitternd sah sie sich um. Jetzt spielte Musik durcheinander, laut und viel zu viel davon, alles zitterte, wackelte, rumpelte, Erdbeben überall, wo Yowayo Sachen herausgelöst und Lücken und Dunkelheit hinterlassen hatte. »Hey! Yowayo!«, riefen die Leute der Vier Häuser, wie sie so auf den Regenbögen standen und von oben hinuntersahen, hinunterriefen. Aber Yowayo wusste nicht, wie sie antworten sollte. Sie konnte nicht sprechen. In der Erdwelt hatte noch niemand gesprochen. Es gab keine Sprache, nur Musik. Also sang Yowayo die Kojotenmusik. Sie legte den Kopf in den Nacken, schaute hoch in die Luft, den Leuten entgegen, und heulte. Die Leute auf dem Regenbogen lachten sie aus. Sie sagten, »Yowayo, wir bringen dir das Sprechen schon noch bei.« Und sie versuchten ihr Glück. Eine Regenbogengestalt sagte ein Wort, und das

Pandora, die als »Archäologin der Zukunft« durch Ursula K. Le Guins Buch führt und unschwer als Alter Ego der Autorin zu erkennen ist, blickt in südlicher Richtung ins Na-Tal.



Wort flog aus ihrem Mund, eine Eule; das nächste Wort war ein Eichelhäher, das nächste eine Wachtel, das nächste Wort ein Bussard. Eine der Gestalten sprach Puma. Eine andere sprach Hirsch. Eine sprach ein Wort, das in großen Sätzen heraussprang, ein Hase, das nächste Wort kam herausgehoppelt, ein Strauchkaninchen. Eine sprach die Eichen. Sie sprachen die Erle, die Madrone, die Diggerkiefer. Sie sprachen den Wildhafer und die Weintrauben. Sie sprachen, und ihre Worte waren alle Leute der Erde, Bären und Grünalgen und Kondore und Läuse. Sie sprachen Gras, sie sagten Libellen. Yowayo versuchte, wie sie zu sprechen, doch es gelang ihr nicht; heraus kam nur ein Heulen. Wie sie ihr Maul auch formte, nichts als heulender Gesang kam heraus. Die Himmelsleute lachten, die Erdleute lachten. Yowayo schämte sich. Sie ließ den Kopf hängen und lief zum Berg. Wir sagen, dass sie zum Ama Kulkun rannte, weil es unsere Geschichte ist, aber ihr wisst schon, dass es ebenso gut der Kulkun Eraian oder ein anderer Berg sein könnte, von dem wir noch nie gehört haben, ein



PATRICK H. WYNNE

Berg aus jener Zeit und jener Gegend, so dass er ein Berg in den Vier Häusern ist. Also rannte sie zum Berg des Achten Hauses, dem Wildnis-Haus. Voller Scham und Wut ging sie ins Innere des Bergs. Es war ihr Heyima. Es war das Heyima, das heilige Haus der Wildnis. Dort, im Inneren, im Dunkeln, fraß Yowayo ihre Wut und trank ihre Scham, fraß das Feuer in der Erde, trank die kochenden Schwefelquellen. Kraft ihres Willens ging sie dort ganz tief in sich und schuf dort in der Dunkelheit den Kojoten. Dort, in ihrer Gebärmutter, schuf sie ihn. Dort, im Inneren des Bergs, gebar sie ihn. Bei seiner Geburt, während er herauskam, rief er: ›Kojote spricht! Kojote sagt dieses Wort!‹ Nachdem Kojote geboren worden war, säugte sie ihn mit ihrer Milch, und als er ausgewachsen war, kamen sie aus dem Berg heraus, und paarten sich im Chaparral am Hang. Die anderen Leute sahen es, und so begannen alle, sich zu paaren. An diesem Tag feierten sie ein großes Fest. Das war der erste Mondtanz, und sie tanzten ihn auf der ganzen Erde. Dort aber, im Inneren des Bergs, im Wildnis-Heyima, wo Yowayo

*Es wirkt, als wäre die Chronologie für ihn
eine zutiefst künstliche, beinahe willkürliche
Anordnung von Ereignissen –
ein Alphabet anstelle eines Satzes.*

einundvierzigste); in der Pflanzhütte hingegen gilt die Frühlingstag- undnachtgleiche als Beginn des neuen Jahres; und im Alltagsgebrauch und in der Dichtung fängt das Jahr dann an, wenn das neue Gras zu wachsen beginnt und die Hügel grün werden, also irgendwann im November oder Dezember. Die Leute wissen selten, welcher Tag des Jahres gerade ist (sie werden einfach von 1 bis 365 durchgezählt), es sei denn, sie sind mit der Organisation einer rituellen Tätigkeit befasst, die in Tagen gezählt wird, doch dann ist es wahrscheinlicher, dass sie die Tage von Vollmond zu Vollmond zählen. Die großen Jahreskreisfeste werden durch Sonnenkalender und Mondkalender bestimmt; für alle anderen Aktivitäten wie etwa Treffen von Räten, Hütten oder Künsten wird für gewöhnlich vereinbart, sich vier oder fünf oder neun Tage nach dem nächsten Vollmond wieder zu treffen oder eben dann, wenn jemand um ein Treffen bittet. Dennoch existieren Jahre, Zyklen von Jahren und Zyklen von Zyklen, und auf dieser Grundlage können wir, hier in der Börse, nun doch sicherlich anfangen, das Tal in der Geschichte zu verorten. Klauber ist derzeit als Einziger in der Börse, ein Mann von sechzig, dessen lebenslange Leidenschaft es ist, Daten über bestimmte Tätigkeiten der Menschen im Na-Tal zusammenzutragen. Nun, da wir endlich jemand historisch Denkenden treffen, werden wir vorankommen! Doch es gibt Probleme. Klauber zeigt uns bereitwillig die Programme, die er zur Gewinnung von Daten – von überwältigenden Datenmengen – gearbeitet hat, und bietet sogar an, Papier zu besorgen, falls wir sie uns alle ausdrucken lassen wollen, um sie zu Hause zu lesen; doch seine Herangehensweise an das Material ist nicht historisch. Sein Prinzip, nach dem er die gewonnenen Informationen ordnet, ist nicht einmal chronologisch. Es wirkt, als wäre die Chronologie für ihn eine zutiefst künstliche, beinahe willkürliche Anordnung von Ereignissen – ein Alphabet anstelle eines Satzes.

Aber die Speicherbanken sind doch bestimmt chronologisch geordnet?

Ja, das ist ein mögliches System der Klassifizierung von Daten; aber es gibt so viele jeweils aufeinander verweisende Systeme, dass man seine Suche sehr gekonnt eingrenzen muss, um zu verhindern, dass eine Anfrage nach chronologisch geordneten Daten – und seien es ganz alltägliche Kulturtechniken wie eine Erklärung der Etymologie des Worts *ganais* oder Methoden zur Auslaugung von Gerbsäure aus Eicheln – zu mehreren hundert Seiten fast ausschließlich statistischen Materials führt. Wo steckt in all den Daten die Information? Klauber hat sein ganzes Leben damit zugebracht herauszufinden, wie er das herausfinden kann.

Sein Hauptinteresse gilt der heimischen Architektur. Er ist Mitglied der Holzkunst. Es scheint, als habe er selbst nicht viel gebaut; sein Interesse ist intellektueller, fast abstrakter Natur, eine Begeisterung für die formale Bedeutung und die Erscheinungsweisen bestimmter architektonischer Elemente und Proportionen. Diese sucht er aus den über von Bits im Speichergedächtnis heraus.

Auf seinem Bildschirm ruft er für uns die wunderschöne computergenerierte Skizze eines Hauses auf. Der Bildschirm zeigt nicht Lichtpunkte auf grünlich-gelbem Grund, sondern scharfe schwarze Konturen auf mattem Weiß, so wie eine außergewöhnlich kunstvoll gedruckte Papierseite, und misst etwa einen Quadratmeter; bei Bedarf könnte der Plan auch farbig angezeigt werden. Das Bild dreht sich, bis er es im gewünschten Winkel anhält. Er hofft, dass wir eine bestimmte Proportion erkennen, das mathematische Schema eines bestimmten Gebäudes, das er als Ideal empfindet. Wir bräuchten eine Menge Übung, um das sehen zu können, aber wir erkennen, dass dieses Haus schön ist, und schmeicheln ihm, indem wir es sagen; und auch dass es ganz anders ist als alle Häuser, die wir im Tal gesehen haben. Nach einer Weile fragen wir also: »Wann wurde dieses Haus gebaut?«

»Oh, vor langer Zeit.«

»Vor fünfhundert Jahren?«

»Oh, weit mehr, denke ich – aber ich habe die Länge der Zeit nicht abgerufen ...« Er wird nervös, deutet unsere Enttäuschung als Missbilligung. Er denkt, dass wir denken: Typisch Mann! »Um diese Information zu erhalten, müsste ich das Ganze umprogrammieren, das ist natürlich kein Problem, es würde aber eine Weile dauern. Ich bin einfach nicht ...« – auf die Idee gekommen, dass das Datum von Interesse sein könnte. Wir beruhigen ihn, so gut wir können. »Hier«,

sagt er, »diesen Datensatz habe ich wohl chronologisch abgerufen«, und öffnet, Zuspruch heischend, auf seinem Bildschirm eine weitere Serie von Plänen und Aufrissen: ein entzückender kleiner Tempel. »Ein oberirdisches Heyima«, erklärt er. »Das ist, Moment mal, hier, ja«, und über den Bildschirm laufen Zahlenkolonnen, schneller, als das ungeübte Augen folgen kann, »von vor zweitausend sechshundert und zwei Jahren, in Rekwit, glaube ich, ja, also dort, wo Rekwit jetzt, in dieser Zeit, liegt, meine ich natürlich«.

»Aber Rekwit ist nicht im Tal.«

»Nein. Irgendwo auf der anderen Seite der Binnensee.« Geografie interessiert ihn also auch nicht. »Und hier hat mir der Speicher etwas ganz ähnliches ausgegeben.« Ein weiterer kleiner Tempel oder sonstiger Bau. »Das steht an einem Ort namens Bab, auf dem alten Südkontinent, Moment mal, tja, vor ungefähr vierhundert Jahren oder zweitausendzweihundert Jahre nach dem Gebäude in Rekwit. Erkennt ihr dieselbe Drei-zu-zwei-Proportion?« Und schon sucht er weiter, und wir müssen ihn eine Weile seinem Steckenpferd überlassen; seine Erleichterung und Genugtuung darüber, dass er uns gegeben hat, was wir wollten, ein Datum, sind ansteckend.

Irgendwann kann ich mich wieder meinem eigenen Steckenpferd zuwenden und frage vorsichtig: »Wie würde man Daten über primitive Lebensformen hier im Tal abfragen?« Klauber kratzt sich am Kinn. »Na ja, ich denke, in den Zeiten primitiven Lebens gab es kein Na-Tal, oder? Dieser Kontinent war noch nicht hier ...«

Immer wieder stoße ich auf dieses Fundament des Taldenkens, das »Allgemeinwissen« der Leute, das vielleicht ihre wahre Mythologie ist: unhinterfragte, unbegründete (wenn auch durchaus hinterfragbare und begründbare) traditionelle Überlieferung: die Grundzüge dessen, was wir als historische Geologie samt Plattentektonik, als Evolutionstheorie, Astronomie (ohne faktische Untermauerung durch Teleskope, die Blicke auf die äußeren Planeten ermöglichen) bezeichnen würden, zuzüglich gewisser Elemente der klassischen Physik in Verbindung mit Elementen einer uns unbekannten Physik.

Nach einer Weile wechselseitigen Erklärens und Scherzens einigen wir uns darauf, dass das, was ich meinte, »primitives menschliches Leben« ist. Aber diese Wortzusammenstellung erweist sich weder für Klauber noch für den Computer als ergiebig. Als wir um Unterstützung bei der Informationsbeschaffung zu primitivem menschlichen Leben im Na-Tal bitten, meldet die Börse nach kurzer Rücksprache mit sich selbst, dass sie über derlei Information nicht verfüge.

»Frage nach Information zu primitivem menschlichen Leben an einem beliebigen Ort.«

Daraufhin beginnen Klauber und die Börse sich nun gegenseitig Fragen zu stellen und Ergebnisse zu präsentieren, und schon bald erscheinen diese (er bleibt im grafischen Modus, da wir kein TOK verstehen) auf dem Bildschirm: kleine zersplitterte Hominidenzähne, Knochen, Karten von Afrika mit eingezeichneten Punkten, Karten von Asien mit gestrichelten Linien ... Aber das ist die Alte Welt. Was ist mit dieser? O schöne neue Welt, die keine Wesen trägt!³

»Sie kamen über eine Landbrücke«, beharre ich, »von dem anderen Kontinent –

»Aus dem Westen.« Klauber nickt. Aber spricht er von denselben Leuten wie ich?

Die Leute, die auf Yowayo trafen?

Diese Mythologie, dieses unhinterfragte tribale Wissen, das Plattentektonik und Bakteriologie enthält, muss doch auch beinhalten, wonach ich suche! »Wo liegen die Anfänge eurer Lebensweise hier, die Anfänge der neun Ortschaften? Wann wurde Wakwaha gegründet – wie lange ist das her? Welche Leute lebten zuvor hier?«

»Alle Leute«, sagt Klauber, nun wieder verwirrt. Er ist ein unsicherer Mensch, der das Leben als schwierig empfindet und sich schnell zurückzieht; er hat den Großteil seines Lebens hier allein mit beziehungsloser Kommunikation verbracht.

»Ich meine Menschenleute.« Es fällt mir sehr schwer, immer im Kopf zu behalten, dass »Leute« in dieser Sprache Tiere, Pflanzen, Träume, Felsen usw. umfasst. »Welche Menschenleute lebten hier vor deinen Leuten?«

»Einfach unsere Leute ... so wie du ...«

»Aber mit anderen Lebensweisen – Fremde – wie ich.« Ich weiß nicht, wie ich »Kultur« treffender in seine Sprache übersetzen könnte, und das Wort »Zivilisation« geht hier selbstredend gar nicht.

»Ach, die Sitten ändern sich ständig. Sie bleiben nie gleich, selbst wenn es sehr gute, sehr schöne Sitten sind, so wie das Haus vorhin, weißt du? Die Leute haben aufgehört, so zu bauen, aber vielleicht wird irgendwann irgendwann irgendwo wieder einmal ...«

Es ist hoffnungslos. Er nimmt Zeit nicht als etwas Gerichtetes, geschweige denn als etwas Fortschreitendes wahr, sondern als eine Landschaft, in der man sich in jede beliebige Richtung oder auch nirgendwohin bewegen kann. Er verräumlicht die Zeit; sie ist kein Pfeil, kein Fluss, sondern ein Haus, das Haus, das er bewohnt. Man kann

³ Vgl. Shakespeare, *Der Sturm* (V., 1, 182): *O brave new world, That has such people in 't!*; hier in Abwandlung der Übersetzung von Frank Günther (1996). A. d. Ü.

darin von Zimmer zu Zimmer und wieder zurück gehen; um nach draußen zu gelangen, muss man lediglich die Tür öffnen.

Wir bedanken uns bei Klauber und steigen die steilen Stufen des terrassierten Steigs von Wakwaha hinab, vorbei am Scharnier, den Quellen der Na, und betreten den Tanzplatz. Die Dächer der fünf Heyimas von Wakwaha messen am höchsten Punkt der verzierten Stufenpyramide, am vierseitigen Dach, das auf der fünfseitigen unterirdischen Kammer ruht, dreißig oder vierzig Fuß. Hinter dem Tanzplatz befindet sich, inmitten eines Hains aus prächtigen jungen Madronenbäumen, die langgestreckte, niedrige, aus Lehmziegeln erbaute und mit Dachschindeln gedeckte Bibliothek der Madronenhütte von Wakwaha. Die Archivarin begrüßt uns.

»Wenn ihr keine Historie habt«, frage ich sie, »wie soll ich dann eure Geschichte erzählen?«

»Nimmst du eine Leiter, um einen Berg zu besteigen?«, erwidert sie.

Ich schmolle.

»Hör zu«, sagt die Archivarin – das sagen sie immerzu, diese Leute, sehr sanft, nicht als Befehl, sondern als Einladung –, »hör zu, du wirst finden oder erfinden, was du brauchst, wenn du es brauchst. Aber überlege es dir gut; gib acht; sei auf der Hut: Was ist Geschichte?«

»Ein großer Historiker bei meinen Leuten sagte einmal: die Wissenschaft vom Menschen in der Zeit.«

Schweigen.

»Ihr seid nicht *der* Mensch, und ihr lebt nicht in der Zeit«, sage ich verbittert. »Ihr lebt in der Traumzeit.«

»Immer schon«, sagt die Archivarin von Wakwaha. »Die gesamte Zivilisation über haben wir in der Traumzeit gelebt.« Und ihre Stimme ist nicht verbittert, sondern voll von Schmerz. Bitterem Schmerz.

Nach einer Weile sagt sie: »Erzähl vom Kondor. Lass Erzählstein ihre Geschichte erzählen. Näher sind wir der Historie zu meinen Lebzeiten nicht gekommen, und ich hoffe, dass wir ihr auch nicht mehr näher kommen werden.«

Ursula K. Le Guins Buch *Immer nach Hause*, ist soeben in deutscher Erstübersetzung im Verlag Carcosa erschienen. Als weiterführende Lektüre empfehlen wir die in Neuübersetzung von Karen Nölle bei Fischer TOR erschienenen Romane *Freie Geister* (2017), *Erdsee* (2018) *Grenzwelten* (enthält *Das Wort für Welt ist Wald* und *Die Überlieferung*, 2022) und *Die linke Hand der Dunkelheit* (2023) und in der Übersetzung von Matthias Fersterer den bei thinkOya erschienenen Essayband *Am Anfang war der Beutel*; sowie die Oya-Ausgaben 49, 53 und 59, die Texte von und zu Ursula K. Le Guin enthalten.

Es ist genug

Unbeholfen schwinge ich die Sense auf unserer hohen Wiese am Rand des Gartens. Ratsch, wusch, Atemzug, Ratsch, wusch, Atemzug: Immer im Rhythmus lasse ich die lange Metallklinge durch das noch vom Morgentau feuchte Gras gleiten. Die meisten kniehohen Grashalme knicken eher um, als geschnitten zu werden, ich mühe mich Schritt für Schritt ab an der schier endlosen Wiese. Mit jedem Stück, das die Sonne höher in den Himmel steigt, wird es heißer.

Es ist ungewohnt, so eine große Schneide in den Händen zu halten, das Wachstum mit bestimmter Bewegung zu beenden – als Mensch, dem als Kind Puppen statt Schwerter in die Hände gegeben wurden und dem es schwerfällt, Nein zu sagen, ohne sich dafür zu entschuldigen. Es ist genau dieses Nein, das nun die Sensenklinge in die Welt spricht: Genug. Die Schnitterin, die traditionell zu dieser Zeit im Jahr gefeiert wird, spricht ihr Nein mit unmissverständlicher Klarheit, und das bringt Verbundenheit. Wenn der Tod zum Kreis des Lebens gehört, so wie das Nein zum Ja und die Nacht zum Tag, dann ist ein Schnitt kein Ende, sondern nur eine Windung im Kreis. Ich stelle mir vor, wie die Schnitterin hinter mir steht, meine Arme beim Schneiden führt, mit zärtlicher Bestimmtheit. Käme sie nicht in ihrem schwarzen Gewand zu uns, manchmal begleitet vom Gevatter Tod, würde uns alles über den Kopf wachsen, nichts wäre je fertig oder könnte geerntet werden, es gäbe nichts zu feiern, die Welt wäre übersatt und leer zugleich durch ein entgrenztes Immer-weiter-So.

Die Schnitte werden leichter, Halme liegen in kleinen Büscheln abgetrennt auf der stoppeligen Wiese und warten darauf, Nahrung für neues Leben zu werden. Die Schnitterin hinter mir nickt zufrieden, später im Jahr wird sie all die Seelen der verstorbenen Wesen in ihrem großen Totenzug einsammeln und in ihren immergrünen Garten bringen. Das Gefühl der Sense in meinen Händen begleitet mich noch lange, und ich erinnere mich daran, wenn es eine Entscheidung zu fällen gilt, wenn die radikale Degrowth-Kraft der Schnitterin gefragt ist, wenn ich ein überdrehtes Kind beruhige und in den Schlaf begleite, wenn der Rausch des Tuns droht, in Wahn zu münden. Immer dann steht sie hinter mir. *Luisa Kleine*



Veredelungswerke statt Klärwerke

Ein Reallabor in Eberswalde forscht an der Sanitär- und Nährstoffwende. Wie unser Klo Gang dazu beitragen kann, überholte Strukturen loszulassen und Humus aufzubauen.

von Tabea Heiligenstädt

¹ Wassertoiletten wurden eingeführt, weil Menschen vor 150 Jahren dachten, Krankheiten würden durch »Miasmen«, schlechte Gerüche, verbreitet. Siehe dazu auch das Gespräch »Die Geschichte der Überraschungen ist nicht zu Ende« zwischen Joachim Radkau und Andrea Vetter, Oya 24/2014, S. 22f.

² Siehe Ariane Krause u.a., »Ressourcen aus der Schüssel sind der Schlüssel«, Diskussionspapier zur Sanitär- und Nährstoffwende, (Berlin, Hamburg und Zürich, 2021). Zugänglich online auf naehrstoffwende.org

³ Zahlreiche Bilder und Geschichten von Schmuck- und Prachtstücken aus der wunderbaren Welt der Trockentoiletten sind in Oya 43/2017 mit dem Thema »Auf den Boden kommen« zu finden.

⁴ Der Beitrag »Wohin mit unserem Mist?«, erzählt von der Geschichte der Wassertoilette bis hin zur Vision der Kompoststadt, Oya 43/2017, S. 22–27.

Während das Land vertrocknet und im Sommer nach Wasser lechzt, spülen wir unsere Scheiße noch immer mit Trinkwasser aus den Wasserklosetts, um dieses Gemisch dann mit einem unglaublich hohen Energieaufwand wieder zu reinigen und die Reststoffe zu verbrennen oder – inklusive enthaltener Schadstoffe – auf Äckern auszubringen.¹ Klingt das nicht absurd?

Dabei gibt es schon längst eine ganz einfache Lösung, um die heiligen Nährstoffe wieder zurück in den Nahrungskreislauf zu bringen, den Wasser- und Energieverbrauch zu reduzieren, Schadstoffe besser zu eliminieren – und am Ende edlen Mineraldünger und Kompost zu produzieren: die Trockentoilette. Durch den Wechsel von klassischen Spültoiletten zu Wasserspar- oder Trockentoiletten könnten – je nach Spültechnik und -verhalten – pro Person und Jahr zwischen 15 000 und 30 000 Liter Trinkwasser eingespart werden; pro Spülgang sind das durchschnittlich 14 Liter und deutschlandweit jährlich etwa eine Milliarde Kubikmeter Wasser.² Viele saßen bereits auf solch einem Trockenklo, thronend in der Höhe, überdacht von Bäumen oder eingebaut ins Haus.³ Die Systeme funktionieren jeweils etwas unterschiedlich, mal werden Urin und Fäzes gemischt und mal getrennt gesammelt, direkt vor Ort im Häuschen oder an einem entfernteren Platz kompostiert, je nach Bedarf und Möglichkeiten.⁴

Hier, auf dem Gelände unserer Gemeinschaft, gestaltet sich die Nutzung von Komposttoiletten noch schwierig, da wir keine Möglichkeiten zur Kompostierung haben – einerseits mangels Platz, andererseits wegen der fehlenden rechtlichen Grundlage. Wir pinkeln auf Stroh, was eine tolle Sache ist, da Sträucher und Bäume sich damit wegen des guten Kohlenstoff-Stickstoff-Verhältnisses hervorragend

düngen lassen und weil es nicht stinkt. Wenn es an der Zeit ist, das Stroh zu wechseln, weil es gestättigt ist, zeigt sich dies am Geruch. Das System hat sich gut bewährt, auch bei Gartenpartys – für Sitzpinkelnde haben wir das Stroh zwischen zwei erhöhte Steinklötze gelegt.

Wir forschen fortwährend, wie die Kompostierung bei uns noch besser gelingen könnte. Ich besuchte deswegen auch das Ökodorf Sieben Linden, um mir eine der wenigen legalen Kompostierungsanlagen für Fäkalien anzuschauen. Die Menschen dort sammeln in ihren Häusern die Fäkalien, um sie dann in einer Tonne mit Schubkarren zur zentralen Sammelstelle am Rand des Dorfs zu bringen. Der Kot aus den Sammelkammern wird dann zusammen mit Stroh (Kohlenstoffquelle) und Grasschnitt (Stickstoffquelle) als Kompost aufgesetzt, ganz ähnlich wie auch beim Gartenkompost. Während der etwa einmonatigen Rotte in den Kompostierkammern wird regelmäßig geprüft, ob die hygienisch notwendigen 65 Grad Celsius erreicht werden. Unterhalb der Kammern befindet sich ein Sickerauffangbecken. Danach werden die Haufen noch einmal in einer Miete, einem länglichen Komposthaufen, kompostiert. Nach drei Jahren dürfen die verdauten Lebensmittel dann für den Anbau von Sträuchern und Bäumen genutzt werden. Der Urin aus dem Auffangbecken wird in Sieben Linden zusammen mit Grauwasser in der Pflanzenkläranlage vor Ort geklärt. Vor allem durch die Nutzung der Trockentoiletten ist der Wasserverbrauch der Menschen im Ökodorf um etwa die Hälfte niedriger als der Durchschnitt.

In Nischen gibt es also bereits vieles, doch wie können Trockentrenntoiletten zu einem für viel mehr Menschen nutzbaren System werden – nicht nur in Ökodörfern und Hausprojekten, sondern auch in ganz »normalen« Dörfern und Städten?

Kommunale Recyclingwerke für Nährstoffe aufbauen

Auf der Suche nach einer Antwort stieß ich auf Europas erste skalierbare Anlage für Trockentoiletten mit Humusregal und Urinaufbereitung. Sie ist derzeit eine Forschungsanlage mit einer Genehmigung für zwei Jahre und steht in dieser Form seit Oktober 2023 in Eberswalde. Ich rief Ariane Krause an, um mehr darüber zu erfahren. Sie ist promovierte Wirtschaftsingenieurin und Koordinatorin des Forschungsprojekts »zirkulierBAR«⁵, das die Forschungsanlage betreibt und sich für die Anerkennung und Verbreitung von Recyclingdüngern aus Trockentoiletten einsetzt. Das Forschungsprojekt versteht sich als »Reallabor« und im Mittelpunkt steht die Frage, wie die

⁵ Weitere Informationen über das Forschungsprojekt finden sich bei zirkulierbar.de

Zusammenarbeit innerhalb von und zwischen Kommunen gestärkt werden kann, um die Kreislaufführung von Stoffen, Materialien oder Produkten – konkret Urin und Fäzes, Humus und Dünger – zu verbessern. Das hat nicht nur eine technische, sondern auch eine wirtschaftliche Seite: Wie kann so kompostiert und aufbereitet werden, dass ein kommunales Kompostier- und Veredelungswerk, das Abfälle aus Trockentrenntoiletten zu Dünger verarbeitet, innerhalb der derzeit gegebenen Strukturen wirtschaftlich arbeiten kann?

Das Forschungsprojekt zirkulierBAR – »BAR« steht dabei für den brandenburgischen Landkreis Barnim, der einer der Kooperationspartner ist – wird drei Jahre lang vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Zehn Einrichtungen arbeiten dabei zusammen – vom Leibniz-Institut für Gemüse- und Zierpflanzenbau (IGZ) über die Fachhochschule Eberswalde, die Kreiswerke Barnim bis hin zum Praxispartner Finizio. Die »Finizio – Future sanitation« GmbH ist ein junges Unternehmen, das seit 2018 Trockentrenntoiletten herstellt und vermietet, vor allem für Festivals und andere kurzfristige Nutzungen, aber auch für den öffentlichen Raum und private Haushalte. Bereits seit 2019 kompostiert Finizio den dabei anfallenden Kot in einer Recyclinganlage auf dem Gelände der Kreiswerke Barnim in Eberswalde. 2023 hat das Forschungsprojekt dort nun zusätzlich eine Urinaufbereitungsanlage sowie ein Humusregal installiert; zudem wird an der Prüfung und Optimierung des so entstehenden Humus und Düngers gearbeitet.

Juristische Strukturen verhindern Wandel

In Deutschland erschweren oder verhindern bislang zahlreiche rechtliche Rahmenbedingungen die Nutzung von Trockentrenntoiletten. Da sind etwa der Zwang zum Abwasseranschluss und die damit anfallenden Gebühren zu nennen, denn irgendwer muss ja die teure Errichtung und Instandhaltung der Kanalisation bezahlen. Auch erlaubt die Bioabfall- und Düngemittelverordnung derzeit die Kompostierung von Fäkalien nur, wenn sie Teil des Abwassers sind. Arianes Forschungsprojekt hat es sich zum Ziel gesetzt, zur Veränderung der rechtlichen Rahmenbedingungen beizutragen und somit eine legale Nutzung von Trockentoiletten in Deutschland zu ermöglichen. Denn wer im eigenen Garten Kot kompostiert, handelt einerseits nicht legal und kann andererseits nicht unbedingt die hygienischen Rahmenbedingungen (Rotte bei angestrebten 70 Grad Celsius) einhalten, um sicherzustellen, dass auch alle Keime aus der Komposterde verschwunden sind.



TORSTEN STAPEL



Der Hygienisierungscontainer, eine barrierearme Trockentrenn-toilette von Finizio und die Urinaufbereitungsanlage (oben). Die zirkulierBAR-Forschungsanlage wurde am 16. Oktober 2023 durch Delegierte aus Politik, Praxis und Forschung eingeweiht.

Projektkoordinatorin Ariane Krause hält eine Hand voll Zukunft: Humusdünger aus Inhalten aus Trockentoiletten (HIT) versorgt Pflanzen mit Nährstoffen und bindet CO₂ im Boden.

THILO SCHOCH





FINIZIO - FUTURE SANITATION

Die Mieten müssen fast täglich gewendet werden, um den für eine Humifizierung optimalen Sauerstoffgehalt und Temperaturbereich zu gewährleisten.

Ein Teil der zirkulierBAR-Forschungsanlage ist dieses teilautomatisierte und skalierbare Humusregal zur Verwertung der festen Inhalte aus Trockentoiletten. Außen informieren Banner über Nährstoffkreisläufe und den Humifizierungsprozess.

Im Inneren des Humusregals sind ein Schaufelgreifer und eine Wendemaschine verbaut, die sich auf Schienen durch das Regal bewegen.

Derzeit existiert gar keine Verordnung für getrennt gesammelte Fäzes oder Urin. Würden wasserlos gesammelte Fäkalien dem Abfallrecht zugeordnet und in die Bioabfallverordnung aufgenommen, griffe damit für sie auch das Kreislaufwirtschaftsgesetz. In diesem gilt grundsätzlich der Vorrang der stofflichen Verwertung – also Recycling – gegenüber der energetischen Verwertung, sprich Verbrennung. Um Dünger aus menschlichen Fäkalien auch landwirtschaftlich nutzen zu dürfen, müssten diese in der Positivliste der Düngemittelverordnung stehen. Bereits heute werden laut statistischem Bundesamt über 15 Prozent der anfallenden Klärschlämme in der Landwirtschaft ausgebracht – Fäkalien dürfen derzeit also nur dann als Dünger genutzt werden, wenn sie zuvor mit Trinkwasser, Chemikalien, Reifenabrieb und ähnlichem vermischt worden sind und anschließend mit hohem energetischen Aufwand der Stickstoff und einige Schadmittel herausgefiltert wurden.⁶ Das ist absurd! Zudem gibt es keine verbindlichen Anforderungen an Kläranlagen für organischen Dünger aus tierischen Fäkalien, obwohl diese ja oft massenweise Antibiotika enthalten. Die Motivation für die Nutzung der Klärschlämme als Dünger sind die geringen Entsorgungskosten sowie das Recycling von Phosphor. Bei Stickstoff sieht man offenbar keinen Bedarf für eine Recycling-Strategie, denn dieser kann ja mittels des Haber-Bosch-Verfahrens unter hohem energetischen Aufwand aus der Luft gewonnen



TORSTEN STAPEL

werden. Allerdings ist dieser Prozess sowohl stofflich als auch energetisch von Erdgas abhängig, so dass im Zug der Erdgas-Krise auch Stickstoffwerke von der Schließung bedroht waren und die Frage der Versorgungssicherheit mit Düngemitteln im Raum stand.

Ariane erklärt: »Würden auch unverdünnt und unvermischt gesammelter Urin und Fäzes in das Abfall- und Düngerecht mit aufgenommen, könnten auch viel einfacher logistische Entsorgungsmöglichkeiten gefunden werden, da die vielen interessierten Unternehmen dann einen rechtlich sicheren Handlungsraum hätten! Es gibt ja bereits total viel Infrastruktur. Man könnte zum Beispiel das Biotonnensystem nutzen.« Wäre es erlaubt, könnte mensch also einfach den Inhalt der Trenntoilette über eine extra Kacke-Tonne ins offizielle Recyclingsystem geben! Dort gibt es bereits die Logistik, um eine hygienisch einwandfreie Kompostierung von 70 Grad Celsius zu gewährleisten.

Als Schritt hin zur rechtlichen Anerkennung für die Nutzung menschlicher Fäkalien kann die Anerkennung einer Norm durch das Deutsche Institut für Normung im Jahr 2020 gesehen werden, an der Ariane maßgeblich beteiligt war.⁷ Die DIN SPEC 91421 regelt die Qualitätssicherung von Recyclingprodukten aus Trockentoiletten zur Anwendung im Gartenbau. Dadurch können die Herstellung der Recyclingdünger standardisiert und Vorschläge zur Anpassung von dünge- und abfallrechtlichen Regelungen erarbeitet werden.

⁶ Siehe den Artikel »Schlamm-lawine« von Lara Mallien, Oya 43/2017, S. 32f.

⁷ Die DIN Spec geht vor allem auf die Arbeit des Netzwerks für Nachhaltige Sanitärsysteme (NetSan e.V.) zurück, das 2018 gegründet wurde, und Menschen aus Wissenschaft, Praxis, Bildung und Kunst zusammen bringt, die sich für die Sanitär-wende einsetzen. netsan.org

Auch für Urin hat Ariane Vorschläge: »Wir könnten auch ›Urinodukte‹, also kleinere Rohre nur für Urin, in die Kanalisation integrieren. Je nach Standortbedingung sind einfach verschiedene Lösungen erforderlich. In Paris gibt es einen neu errichteten Stadtteil, wo die bisherige Kläranlage schlichtweg nicht genügend Kapazitäten für den Zuwachs hatte. Dort wurden dann Urinodukte gebaut, die den Urin seperat auffangen, um ihn zu verarbeiten. Die Fäzes kann die bestehende Abwasseranlage aufnehmen.«

Dass die Kanalisation nun mal eben da ist, muss also kein Grund sein, sie zu behalten. Neue Anlagen werden immer noch nicht zeitgemäß berechnet, wodurch Mehrkosten entstünden, meint Ariane. Sie berichtet von einer Tagung, auf der sie als einzige Frau vortragend war. Die anderen Teilnehmer waren teilweise trotz Ruhestands eingeladen worden; im Großen und Ganzen planen sie noch immer mit dem Wissen von vor 50 Jahren Kanalisationssysteme. Dabei werden etwa noch immer die Regen-Durchschnittswerte zur Berechnung genutzt, obwohl mittlerweile bekannt ist, dass die Kanalisation bei Spitzen und Tälern, die durch den Klimawandel häufiger werden, nicht funktioniert. Zudem trägt die bestehende Kanalisation – einhergehend mit der Versiegelung – maßgeblich zur Austrocknung des Landes bei.⁸ Deshalb meint Ariane, dass »ab sofort jeder Meter Kanalisation, der erneuert und repariert wird, die bereits spürbare Trockenheit berücksichtigen sollte und neue Technologien für Trocken- und Trenntoiletten-Systeme dabei mitbedacht werden müssen.«

⁸ Siehe »Aufbäumen gegen die Dürre« von Stefan Schwarzer und Ute Scheub, Oya 66/2021, S. 44.

Getrennt oder zusammen?

Welche Systeme und Veredelungsmöglichkeiten gibt es bereits für menschliche Ausscheidungen? Grundsätzlich können die festen und flüssigen Ausscheidungen gemischt oder getrennt gesammelt werden. In beiden Varianten werden sie mit saugendem, kohlenstoffhaltigem Material wie Sägespänen oder Stroh gemischt, um Gerüche zu unterbinden und die Kompostierung zu ermöglichen.

Der Vorteil bei gemischten Systemen liegt meiner Erfahrung nach darin, dass kein Urinabscheider-Trichter durch Sägespäne verstopfen kann und es keiner zusätzlichen Logistikstruktur, etwa zum

*Ich finde Kacke in Kompostklos weniger eklig
als die Vorstellung des üblichen Kloakengemischs.
Kompostierung ist ein Lebendigkeitsprozess.*

Entleeren der Urinkanister, bedarf. Für das Verstopfungsproblem hat Finizio den »PeePot« entwickelt, bei dem Urin im vorderen Bereich der Schüssel an einem Edelstahlbogen abgeleitet wird – ziemlich schick, aber auch noch ziemlich teuer. Die Nachteile des Gemischtsystems liegen im dafür benötigten größeren Fassungsvermögen des Auffangbehälters beziehungsweise in der Notwendigkeit, diesen häufiger zu leeren. In gemischten Systemen können Schadstoffen – wie etwa die in manchen Medikamenten enthaltenen Hormone – nicht mit Hilfe von Aktivkohle aus dem Urin gefiltert werden. Im Garten spielt dies jedoch keine Rolle, sofern bei der Einnahme von Medikamenten alternativ ein Wasserklo genutzt werden kann. Doch auch wenn die Wassertoilette so sauber erscheint: Auch in einem Klärwerk werden die Hormone, etwa aus Verhütungspräparaten, in den meisten Anlagen nicht gefiltert und – schmerzhaft, aber wahr – landen in Fließgewässern oder im Grundwasser. »Runtergespült und alles weg«, das ist eine Philosophie des Wegschauens, des Abspaltens und des Ekels vor dem Menschsein, des Denkens in Kurzlebigkeit, des Nicht-wahrhaben-Wollens. Ich finde Kacke in Kompostklos weniger eklig als die Vorstellung des üblichen Kloakengemischs. Durch die Vermischung mit Spänen riechen die Fäkalien bereits annähernd nach Erde. Kompostierung ist ein Lebendigkeitsprozess, bei dem viele Lebewesen mithelfen, die erst hier ihre Lebensmöglichkeit erhalten.

In Trennsystemen wird der Urin separat aufgefangen. In einigen Systemen wird dieser Teil der Ausscheidungen in Pflanzenkläranlagen geschleust oder mit Kanistern aufgefangen. In der Forschungsanlage in Eberswalde gibt es eine Urinaufbereitungsanlage, in der ein flüssiger Stickstoffdünger hergestellt wird. Dieser mineralische Recyclingdünger ist hinsichtlich Zusammensetzung und Wirkung mit energieaufwändig produzierten synthetischen Mineraldüngern vergleichbar. In der Schweiz ist das Düngemittel »Aurin« bereits seit 2018 für essbare Pflanzen zugelassen, seit 2019 auch in Liechtenstein und seit 2023 in Österreich. Aus tausend Litern Urin werden so hundert Liter Mineraldünger hergestellt – wobei alle für das Pflanzenwachstum wichtigen Nährstoffe recycelt sind! Durch einen biologischen Prozess, »Nitrifizierung« genannt, wird der Stickstoff aus dem Urin stabilisiert, geht somit nicht in die Luft und stinkt auch nicht. Anschließend werden Hormone und Medikamente mit Aktivkohle herausgefiltert. Der stabilisierte und gefilterte Urin wird schließlich noch erhitzt, um mögliche Krankheitserreger abzutöten. Urin ist zwar im frischen Zustand meist steril, es kann aber zu Verschmutzungen mit Fäkalpartikeln in der Toilette, den Leitungen oder Behältern kommen. Bei der

⁹ Wie im Artikel »Düngeproduzent Mensch« von Frank Hofmann beschrieben, Oya 66/2021, S. 88–91. Praktische Anleitungen zum Düngen mit Urin sind im »Düngemagazin« online zu finden: urban-cycles.de

Hitzebehandlung wird Wasser verdampft, und es entstehen destilliertes Wasser und konzentrierter Mineraldünger.

Da ich mit einem Garten lebe, kann ich auch einfach in eine Gießkanne pinkeln und den Urin, stark mit Wasser verdünnt, direkt ausbringen.⁹ Die Zucchinipflanzen, die ich mit dem »flüssigen Gold« gedüngt habe, schenkten mir noch bis zum ersten Frost dicke, fette Früchte – deutlich mehr als die anderen im Vergleichsbeet. Allerdings sollte man nicht mehr als einen Liter reinen Urin pro Quadratmeter und Jahr ausbringen.

Nährstoff- und Sanitärwende

Vor über hundert Jahren war es möglich, ganze Gesellschaften davon zu überzeugen, riesige Infrastrukturen für die flächendeckende Einführung von Wasserklosetts aufzubauen. Geht es nicht auch andersherum? Stolz fünf Prozent des weltweiten Energieverbrauchs gehen auf das Konto der Herstellung von Düngemitteln sowie der Reinigung des Abwassers! Der Energiebedarf für die geplante Klärschlammaufbereitung – das heißt der Transport von Schlamm, das Trocknen, Verbrennen und Extrahieren des Phosphors aus der Asche – sind dabei noch nicht mit eingerechnet.

Je nach Nährstoff und Rechnung ließen sich weltweit etwa zehn bis 25 Prozent der industriell hergestellten Mineraldünger durch Dünger aus verdauten Lebensmitteln ersetzen; dies hängt von zahlreichen Faktoren ab: Welche Lebensmittel bauen wir wie an? Werden weiterhin so viele Nutztiere gehalten wie bisher?

Im derzeitigen Abwassersystem kommt eine Melange von Chemikalien aus Dusch- und Spülwasser, Medikamenten, Reifenabrieb sowie Fäkalien zusammen und muss im Klärwerk wieder aufwändig getrennt werden. Die hohe Verdünnung durch das viele Spül- und Regenwasser macht die Behandlung mühsamer und ineffizienter. Eine vierte Reinigungsstufe, die in Klärwerken Mikroplastik, PFAS¹⁰ oder Medikamente herausfiltert, lohnt sich nur in sehr großen Anlagen. Laut statistischem Bundesamt gibt es in Deutschland fast 9000 kommunale Kläranlagen, über 90 Prozent davon haben ein Einzugsgebiet mit weniger als 50 000 Menschen; allerdings werden in den etwas mehr als 500 sehr großen Kläranlagen fast die Hälfte aller Abwässer geklärt. Die problematischen Stoffe sind damit sowohl im gereinigten Wasser – das in die Flüsse entlassen wird – vorhanden, als auch im Klärschlamm, der auf Felder ausgebracht oder verbrannt wird. Die Verbrennung eines Substrats mit bis zu 95 Prozent Wassergehalt, also einer nassen Masse – das klingt nach hohem

¹⁰ PFAS sind eine Gruppe von industriell hergestellten Chemikalien, die in Fabriken und im Haushalt eingesetzt werden und sehr stabil sind. Sie gelangen vor allem über das Trinkwasser in menschliche Körper. In Tierversuchen hatten einige der PFAS krebserregende und fortpflanzungshemmende Eigenschaften.

Energieaufwand für die Trocknung! Bei der Verbrennung verbleiben Schadstoffe, die entweder in die Luft freigesetzt oder deponiert werden müssen. Die wertvollen Nährstoffe von den Schadstoffen zu trennen ist in Kläranlagen also extrem schwierig. Allein für die Klärstufen »Nitrifikation« und »Denitrifikation« – das heißt für die Entfernung von Stickstoff aus dem Abwasser – werden 10 bis 16 Prozent des kommunalen Energiebedarfs in Deutschland benötigt. Trotz des hohen Aufwands stammen immer noch etwa 20 Prozent der Stickstoff- und 30 Prozent der Phosphat-Einträge in den Oberflächengewässern aus kommunalen Kläranlagen und urbanen Kanalisationssystemen.¹¹

Ariane erzählt mir, dass viele Kommunen Interesse an den Trockentoiletten haben, weil insbesondere in den Städten in heißen Sommern Wasserknappheit herrscht. Sie berichtet, dass bei den Führungen, die sie im Pilotprojekt in Eberswalde gibt, viele Teilnehmende – meist Gruppen von Menschen, die politische Gremien vertreten, Gärten besitzen oder einfach nur neugierig sind – nach fünf Minuten überzeugt seien. Es gibt also Hoffnung auf eine Nährstoff- und Sanitärwende, das zeigt das Reallabor zirkulierBAR – und dafür bräuchte es noch viel mehr solcher Reallabore. Es macht auf überzeugende Weise anschlussfähige Möglichkeiten des Wasser- und Energiesparens, des effizienten Beseitigens von Schadstoffen sowie zur Herstellung von agrarisch wichtigen Mineralstoffen sichtbar. Trockentoiletten werden seit einigen Jahren nicht nur im Privaten, sondern auch auf Festen und Festivals und bei Toiletten im öffentlichen Raum immer präsenter – jetzt ist es an der Zeit, dass Unternehmen und Kommunen mit Veredelungswerken nachziehen. Ariane weiß, dass viele Menschen sich darüber freuen, mit ihrem Gang auf die Toilette sogar einen wertvollen Beitrag geben zu können. Ich persönlich liebe besonders die Kompostklos in den Gärten, denn dort begleiten mich die Vögel beim tagtäglichen Moment des meditativen Lolassens.

¹¹ Siehe Diskussionspapier »Ressourcen aus der Schüssel sind der Schlüssel«.

Weitere Informationen zum Thema Nährstoffwende finden sich in dem Dokumentarfilm *Holy Shit* von Rubén Abreu (ThurnFilm, 2023) und dem begleitenden Buch von Annette Jensen, *Holy Shit. Der Wert unserer Hinterlassenschaften* (Freiburg, Orange Press, 2023); sowie in dem Buch von Renaud de Looze, *Urin – Flüssiges Gold für den Garten. Düngen mit Urin und Kompost*, deutsch von Heinz Ladener (Rastede, Ökobuch-Verlag, 2022). Klogeschichte(n) zur Komposttoilette gibt es in Kapitel 5 von Andrea Vettors Buch *Konviviale Technik. Empirische Technikethik für eine Postwachstumsgesellschaft* (Bielefeld, Transcript, 2023), S. 209–229, zu lesen, das unter transcript-verlag.de auch als kostenfreier Download verfügbar ist.

Wie sich Transformation gestalten lässt

Was ist überhaupt das Problem? Was lässt sich wodurch verändern? Welche Veränderungsstrategien haben sich bewährt? – Ein Wegweiser von der Ohnmacht in die Handlungsmacht.

von Andrea Vetter

Viele Menschen sehen die Notwendigkeit, dass sich Wirtschaft und Gesellschaft verändern müssen, um unsere Lebensgrundlagen für die nächsten Generationen zu erhalten. Die sozial-ökologische Transformation ist in aller Munde, doch häufig ist sehr nebulös, wofür sie genau steht. Vielen Menschen erscheinen die dafür notwendigen strukturellen Veränderungen so gewaltig und deren Realisierung so unwahrscheinlich, dass sie sich ohnmächtig fühlen. Manchmal geht es mir selbst auch noch so, obwohl – oder gerade weil? – ich mich seit fünfzehn Jahren mit genau dieser Frage beschäftige: Wie lassen sich Wirtschaft und Gesellschaft so verändern, dass ein gutes Leben¹ für alle Menschen und alle anderen Wesen jetzt und künftig prinzipiell möglich wäre? Seit Jahren lehre ich an Hochschulen, aber auch in Vorträgen und Workshops der politischen Erwachsenenbildung, wie und wo jeder Mensch mit diesen Veränderungen beginnen kann. Aus diesen Seminaren, den vielen Fragen, Anliegen und Gedanken der Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, ist ein Transformationsmodell entstanden, das Menschen, die praktische Projekte der Veränderung angehen, dabei unterstützen kann, ihren Fokus auszurichten: Welches Problem möchte ich angehen? Auf welcher Ebene? Mit welchen Mitteln und welchen Strategien? Dieses Transformationsmodell ist ein Handwerkszeug, das dabei unterstützen soll, sich zu fokussieren und mit anderen Leuten, Orten, Projekten und Bewegungen zu verbinden – indem Menschen sich besser darüber klar werden, wo sie selbst stehen.

¹ Was genau ich hier mit »gutem Leben« meine, ist nachzulesen in »Dreiklang des guten Lebens« auf S. 226 in diesem Almanach.

Was ist überhaupt das Problem? – Vier Kritikformen

Wenn wir über Transformation – also Wandel oder Veränderung – nachdenken, dann ist es gut, zu wissen, warum sich denn überhaupt etwas verändern sollte. Kann nicht einfach alles bleiben, wie es ist? Doch offensichtlich ist vieles auf der Welt, so wie es ist, nicht gut. Aber was genau ist eigentlich das Problem? Viele Menschen – manche schon vor Hunderten von Jahren, manche hier und jetzt, manche ganz woanders – beschrieben aus ihrer je eigenen Perspektive die Probleme auf dieser Welt auf verschiedene Arten und Weisen. Ich finde es hilfreich, diese Problembeschreibungen in vier »Kritikformen« zu sortieren.

1. Kritikform: Ökologische Kritik

Die »ökologische Kritik« beschäftigt sich mit der Zerstörung der Lebensgrundlagen aller Wesen und der Verschränkung verschiedener ökologischer Krisen. Die bekannteste ist sicherlich die Klimakrise: die Tatsache, dass sich die mittlere Temperatur auf der Erde fortwährend erwärmt, weil Menschen – zum allergrößten Teil in den Industrieländern – fossile Stoffe verbrennen und dadurch der Anteil an CO₂ in der Atmosphäre ansteigt.² Dadurch verändern sich Klimazonen auf unvorhersehbare Weise, Extremwetterereignisse nehmen zu, viele Pflanzen und Tiere können an ihren angestammten Orten nicht mehr leben, weil es dort zu nass, zu heiß oder zu trocken wird. Manche Gebiete auf der Erde könnten bald schon auch für Menschen unbewohnbar werden. Neben der Erderwärmung gibt es auch andere ökologische Krisen, die sich beispielsweise mit dem Konzept der »planetaren Grenzen« beschreiben lassen: etwa der Verlust an fruchtbarem Ackerboden, die Übersäuerung der Meere oder der rapide Verlust der Artenvielfalt von Tieren und Pflanzen.³ Die ökologische Kritik ist weltweit bei vielen Menschen, die politische Entscheidungsmacht haben, als wichtiges Problem anerkannt, und es gibt zahlreiche Versuche, diese Probleme zu lösen.⁴ Umstritten ist dabei, ob es innerhalb einer kapitalistischen, auf Wachstum ausgerichteten Marktwirtschaft überhaupt möglich sein kann, die Klimakrise zu bewältigen.⁵ Fakt ist, dass es bislang nicht gelingt: Trotz aller Lösungsversuche haben sich fast alle ökologischen Krisen in den vergangenen Jahrzehnten massiv verschlimmert.⁶ In welche Richtung können wir uns orientieren, um der Zerstörung Einhalt zu gebieten? Die Umkehrung von Zerstörung wäre Fürsorge – die aktive Sorge für den Erhalt des Lebendigen.

² Dies beschreiben Tausende von wissenschaftlich arbeitenden Menschen regelmäßig in den Sachstandsberichten des Weltklimarats (IPCC).

³ Katherine Richardson u.a., »Earth Beyond Six of Nine Planetary Boundaries«, in: Science Advances, Bd. 9, Ausgabe 37, 2023.

⁴ Dies betrifft alle politischen Ebenen: von kommunalen Klimaschutzmanagern über Energiewendeplanungen regionaler Planungsgemeinschaften, Nachhaltigkeits- und Klimaschutzkonzepte der Landesregierungen, nationale Kreislaufwirtschaftsstrategien bis hin zum »europäischen Grünen Deal« und den bislang 29 internationalen Klimaschutzgipfeln (COP).

⁵ Viele Menschen – darunter etliche, die wissenschaftlich dazu arbeiten – denken, dass das nicht möglich ist, und wir daher eine grundlegend andere – postkapitalistische – Wirtschaftsweise aufbauen müssen. Mehr dazu: Matthias Schmelzer und Andrea Vetter, *Degrowth/Postwachstum zur Einführung* (Hamburg, Junius, 2019). Sowie Oya 28/2014, »Entwachsen!«

⁶ Siehe auch Planetare Grenzen und IPCC; eine Ausnahme bilden Naturschutzmaßnahmen, die einige Probleme in Europa mindern konnten wie die Sauberkeit von Flüssen, das Waldsterben oder die Renaturierung von Mooren.

⁷ Der »World Inequality Report« (Weltungleichheitsbericht) von 2018 ist online hier zu finden: wir2018.wid.world

⁸ Dies ist wiederum direkt mit der ökologischen Kritik ver-schränkt: Das reichste Prozent der Menschheit verursacht so viele Treibhausgase wie die ärmeren zwei Drittel der Weltbevölkerung. Mehr dazu wie auch zum Thema »Hunger« bei der NGO Oxfam: oxfam.de

⁹ Die derzeit prominenteste internationale Vereinbarung dazu sind die »Sustainable Development Goals«, die die Reduzierung von Ungleichheit weltweit anstreben. Auch viele Institutionen auf nationalstaatlicher Ebene, die von sozialistischen, sozialdemokratischen oder gewerkschaftlichen Bewegungen hart erkämpft worden sind, haben das Ziel, materielle Ungleichheit zu verringern – dazu gehören die Krankenversicherung, die Arbeitslosenversicherung, die Altersrente und die Tarifbindung.

¹⁰ Die Sozialkritik war und ist der Hauptantrieb für sozialistische Bewegungen weltweit. Innerhalb sozialistischer Staaten war die materielle Ungleichheit auch tatsächlich viel geringer als innerhalb kapitalistischer Staaten.

¹¹ Dass Erschöpfung strukturelle und nicht individuelle Ursachen hat, zeigt die Soziologin Stefanie Graefe sehr schön: *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit.* (Bielefeld, Transcript, 2019).

2. Kritikform: Sozialkritik

Eine ganz andere Kritikform ist die »Sozialkritik«, die sich mit materieller Ungleichheit beschäftigt. Es gibt auf diesem Planeten so viel Geld wie noch nie, doch auch die Schere zwischen armen und reichen Menschen ist so groß wie noch nie.⁷ Während in den vergangenen Jahrzehnten das Einkommen der meisten Menschen weltweit weniger wert wurde, ist das reichste 1 Prozent überproportional immer reicher geworden.⁸ Es gibt Menschen, die so unfassbar reich sind, dass sie zu ihrem Vergnügen ins Weltall fliegen können, während gleichzeitig etwa ein Viertel aller derzeit auf der Erde lebenden Menschen hungert – und das liegt nicht daran, dass es nicht genug Lebensmittel auf der Welt gäbe, sondern dass der Zugang zu Land und Geld so ungleich verteilt ist, sowohl innerhalb einzelner Länder wie auch global. Auch die Ungleichheit wurde und wird weltweit von vielen Menschen als Problem erkannt. Daher gibt es auf vielen politischen Ebenen zahlreiche Versuche, sie zu mildern.⁹ Auch hier ist unklar, ob das innerhalb eines kapitalistischen Wirtschaftssystems überhaupt gelingen kann.¹⁰ Die Umkehrung von materieller Ungleichheit wäre gerechte Verteilung.

3. Kritikform: Kulturkritik

Ein weiteres Problem, das die »Kulturkritik« – manchmal auch »Künstlerkritik« – genannt, beschreibt, ist das der Entfremdung. Damit ist das Gefühl gemeint, morgens aufstehen, und zu denken: »Irgendwie bin ich hier im falschen Film! Alles ist super stressig, ich hab nicht mal Zeit, meinem Kind ordentlich guten Morgen zu sagen, ich kann überhaupt nicht das arbeiten, worauf ich Lust habe, sondern muss schon wieder einen sinnlosen Antrag schreiben«, oder »Warum zur Hölle muss ich acht Stunden pro Tag den immergleichen Handgriff tun? Es macht mich wahnsinnig!« oder auch »Alles, was ich tue, ist doch sinnlos! Niemand interessiert sich dafür, und es trägt auch nichts zu einem guten Leben bei.« Diese Gefühle von Fremdheit im eigenen Leben, die eng mit unserer industriellen und zergliederten Arbeits- und Produktionsweise verknüpft sind, machen viele Menschen unglücklich und treiben sie in psychosomatische Erkrankungen wie Burnouts.¹¹ Das zeigt, dass Menschen nicht unendlich beschleunigbar sind, und betrifft gleichermaßen wohlhabende Menschen, die »Karriere« gemacht haben, wie auch solche mit nur sehr geringen materiellen Möglichkeiten. Das Problem der Entfremdung hat damit zu tun, wie viel Selbstbestimmung ich über die eigene Tätigkeit und meine eigenen Lebensumstände überhaupt habe, und

auf welche Art ich mit den mich umgebenden Dingen und Wesen in Resonanz treten kann.¹² Die Kulturkritik ist besonders anfällig dafür, von nationalistischen oder religiösen Heilsversprechen instrumentalisiert zu werden. Gerade deshalb ist es für einen Wandel hin zu einem guten Leben für alle besonders wichtig, sie mit den anderen Kritikformen – insbesondere der Herrschafts- und Sozialkritik – aktiv zusammen zu denken. Das Gegenteil von »Entfremdung« wäre »Einbettung« – in soziale oder räumliche Strukturen und in ein sinnvolles Tätigsein.

4. Kritikform: Herrschaftskritik

Ein weiteres zentrales Problem ist das der Herrschaft von Menschen über andere Menschen wie auch andere Lebewesen. Damit beschäftigt sich die »Herrschaftskritik«. »Herrschaft« bedeutet, dass manche Menschen strukturell mehr Macht haben als andere – nicht weil sie kompetenter oder erfahrener oder einfühlsamer wären, sondern schlichtweg, weil sie in teilweise seit hunderten oder tausenden von Jahren etablierten Herrschaftsstrukturen wie Rassismus, Sexismus oder Ableismus¹³ »oben« stehen – weil sie als *weiße* Person, als Mann oder als gesunder Mensch angeborene Privilegien auf Kosten anderer haben. Menschen, die sehr viele solcher Privilegien auf sich vereinen, – zum Beispiel gesunde weiße Männer aus bildungsbürgerlichen Familien – haben häufig das Gefühl, ein Anrecht auf einen gut bezahlten Beruf und auf die Arbeitszeit, Aufmerksamkeit und Anerkennung aller anderen Menschen zu haben – die Philosophin Eva von Redecker bezeichnet das als »Phantombesitz«.¹⁴ Natürlich sind Rassismus, Sexismus und Ableismus nicht die einzigen Diskriminierungskategorien, sondern es gibt viele weitere in kapitalistischen Gesellschaften, da diese grundsätzlich geteilt sind in Menschen, die die Möglichkeit haben, andere auszubeuten, und Menschen, die zu den Ausgebeuteten gehören.¹⁵ Diese Kategorien sind alle miteinander verflochten und verstärken sich gegenseitig.¹⁶ Um die Legitimität von Herrschaftskritik werden aktuell viele öffentliche Debatten geführt – einerseits äußern sich viele von Diskriminierung betroffene Menschen deutlicher als früher, andererseits organisiert sich Widerstand von Menschen, die um ihre Privilegien fürchten.¹⁷ Etliche Menschen haben darüber geschrieben, dass das Patriarchat an der Wurzel von Herrschaftskritik steht, und erst eine Überwindung von seit 5000 Jahren existierenden patriarchalen Strukturen zu einer herrschaftsfreieren Gesellschaft führen kann.¹⁸ Die Umkehr von »Herrschaft« wären »Selbstbestimmung« und »Solidarität«.

¹² Der Soziologe Hartmut Rosa schrieb darüber in *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, (Berlin, Suhrkamp, 2019).

¹³ »Ableismus«, von englisch *able* (»fähig, gesund«), bedeutet, einen Menschen aufgrund einer (wahrgenommenen) Behinderung oder Erkrankung zu diskriminieren.

¹⁴ Eva von Redecker, *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen* (Frankfurt a. M., Fischer Verlag, 2020).

¹⁵ Oya-Rätin Friederike Habermann hat dazu geschrieben: *Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation* (Baden-Baden, Nomos, 2008).

¹⁶ In Fachdebatten wird dafür der Begriff der »Intersektionalität« genutzt. Entwickelt wurde dieser von: Kimberlé Crenshaw, »Das Zusammenwirken von Race und Gender ins Zentrum rücken«, in: Natasha A. Kelly (Hrsg.), *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte* (Münster, Unrast, 2019) S. 143–184.

¹⁷ Zentrale Debattenlinien, die sich in einem Schlingern von politischen Vorgaben zeigen, sind beispielsweise die Einführung von *gender budgeting* bei öffentlichen Haushaltsausgaben einerseits und das in einigen Bundesländern erlassene Verbot von geschlechtergerechten Schreibweisen für öffentliche Behörden andererseits.

¹⁸ Maria Mies: *Patriarchat und Kapital*. (München, bge-verlag, 2015).

Was ist das Problem?

Das Problem-Eck zeigt vier Formen der Gesellschaftskritik, ihren jeweils zentralen Problem-Begriff und mögliche Auswege.



Übung

Denke dir ein konkretes gesellschaftliches Problem, das dich betrifft: zum Beispiel das Fehlen eines funktionierenden öffentlichen Nahverkehrs in deinem Dorf, die Schulunlust deines Kindes, das Verschwinden des Teichrohrsängers vom See in deiner Nachbarschaft oder dass deine Rente nicht ausreicht. Schreibe in ein oder zwei Sätzen das Problem in die Mitte des Problem-Ecks (siehe Grafik). Überlege nun, wie sich das Problem jeweils aus der Perspektive einer der Kritikformen darstellt. Wie ließe es sich etwa aus der Perspektive der ökologischen Kritik oder der Herrschaftskritik formulieren?

Was lässt sich wodurch verändern? – Vier Transformationsebenen

Wie aber kann nun eine Veränderung der Verhältnisse hin zu mehr Fürsorge, gerechter Verteilung, Einbettung und Selbstbestimmung geschehen? Dafür ist es sinnvoll, einen Blick darauf zu werfen, aus welchen Strukturen diese Verhältnisse bestehen, und wie und mit welchen Werkzeugen diese Strukturen verändert werden können.¹⁹ Ich finde es dazu hilfreich, mir vorzustellen, dass Gesellschaften aus vier verschiedenen »Transformationsebenen« bestünden. Alle diese strukturellen Ebenen sind tendenziell recht stabil und weisen hohe Pfadabhängigkeiten²⁰ auf.

1. Transformationsebene: materielle Strukturen

Eine Ebene, über die wir häufig diskutieren, wenn es um sozialökologische Transformation geht, ist die Ebene der »materiellen Strukturen«. Was ist damit gemeint? Damit bezeichne ich alles, das noch da wäre, wenn es – so das Gedankenexperiment – plötzlich keine Menschen mehr gäbe. Sieh dich um an dem Ort, an dem du gerade sitzt und diesen Text liest; stelle dir vor, du wärst verschwunden und nur die Dinge um dich herum wären noch da: vielleicht ein Tisch und ein Stuhl, Heizkörper, Stromkabel, Hauswände, alles noch da. Oder vielleicht sitzt du auch gerade im Garten oder an einem Strand – ohne dich bliebe immer noch die Bank, die Wiese, der Apfelbaum, das Meer. Manche dieser materiellen Strukturen, wie das Meer oder die Muscheln, sind unabhängig von unserem Zutun da; etliche, wie die Heizkörper und Stromkabel, sind menschengemacht; einige, wie der Apfelbaum oder der englische Rasen, sind zwar von Menschen veredelt, gepflanzt und gehegt worden, aber von selbst gewachsen. Diese menschengemachten oder menschengehetzten Strukturen können wir verändern – etwa indem wir die Heizung des Hauses von einer Ölheizung zu einem Holzofen oder einer Wärmepumpe umbauen oder indem wir Solarpanele auf dem Dach installieren. Wir können einen Acker statt mit Pestiziden und Kunstdünger mit Methoden des biologischen Landbaus bestellen. Materielle Strukturen lassen sich im Wesentlichen durch materielle Werkzeuge verändern: einen Hammer, einen Bagger, eine Schaufel oder ein Kabel. Um ein Dach zu dämmen, muss ich die Dämmung physisch auf einen Dachboden schaffen. Wer solche materiellen Strukturen umbauen will, benötigt zudem bestimmtes technisches oder handwerkliches Wissen, etwa über die Konstruktion und Funktion von Wärmepumpen oder über das Wesen von Dämmstoffen und Dachbelägen.

¹⁹ Natürlich ließe sich an dieser Stelle auch über konkrete gesellschaftliche Utopien für ein ganzes Land oder gar die Welt sprechen – eine Postwachstumsgesellschaft, den Kommunismus, den Ökosozialismus, den demokratischen Konföderalismus, den grünen Kapitalismus oder ganz andere. Doch hier geht es nicht darum, sich auf ein Gesellschaftssystem zu einigen, das eines fernen Tages gut für alle wäre, sondern den Umkehrungen der jeweiligen Kritikformen näher zu kommen. Diese stellen nämlich Werte dar, auf die sich viele Menschen einfach einigen könnten – egal welches »System« sie am Ende für richtig halten: Fürsorge, gerechte Verteilung, Einbettung, Selbstbestimmung.

²⁰ Eine Pfadabhängigkeit bedeutet, dass ein einmal eingeschlagener Pfad die darauf folgenden Entscheidungen massiv beeinflusst. Wenn sich beispielsweise eine Kommune einmal für wassergespülte Toiletten mit einer Mischkanalisation statt eines Trockentoiletten-Systems entschieden hat, ist das in der Folge nur sehr schwer zu verändern. Siehe auch »Veredelungswerke statt Klärwerke« auf S. 190 in diesem Almanach.

2. Transformationsebene: juristische Strukturen

Bei den Versuchen, andere materielle Infrastrukturen zu bauen, zeigt sich häufig, dass es gar nicht an den materiellen Strukturen selbst liegt, warum sich etwa der klimaschädliche Braunkohletagebau nicht sofort beenden lässt, sondern dass »juristische Strukturen« eine Veränderung be- oder verhindern. Was sind juristische Strukturen? Im Gegensatz zu den materiellen sind die juristischen Strukturen zunächst unsichtbar. Ihre materielle Existenz beschränkt sich auf Buchstaben- und Zahlenfolgen auf Papier oder Bildschirmen. Juristische Strukturen sind Vereinbarungen, die Menschen miteinander getroffen haben und deren Gültigkeit von einer übergeordneten Organisation – wie einem Staat oder einer Kirche – garantiert und überwacht und deren Nichteinhaltung gegebenenfalls auch bestraft wird. Das reicht von einer Erklärung auf dem Standesamt, dass ein Mensch das eigene Leben nun zusammen mit einer anderen Person führen wolle; über deutsche DIN oder internationale ISO-Normen; bis hin zu Verträgen zwischen Ländern, dass sie etwa im Rahmen der Europäischen Union miteinander wirtschaften oder sich auf eine internationale Klimarahmenkonvention einigen wollen. Juristische Strukturen lassen sich in der Regel nur über einen durch wiederum juristische Strukturen exakt definierten Weg mit juristischen Mitteln selbst verändern. In einer funktionierenden Demokratie haben Menschen hierbei zahlreiche Mitwirkungsmöglichkeiten, indem sie wählen oder sich wählen lassen – von der kommunalen Gemeindevertretung, über den Kreistag, das Landesparlament und den Bundestag bis hin zum EU-Parlament.²¹

²¹ Auch wenn viele Menschen sich mehr und direktere Mitsprache auf allen diesen Ebenen wünschen, sollten wir nicht geringschätzen, welche Möglichkeiten der Beteiligung Menschen der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte hier bereits für uns erkämpft haben.

3. Transformationsebene: soziokulturelle Strukturen

Während die beiden Ebenen der materiellen und der juristischen Strukturen häufig diskutiert werden, wenn Veränderung erreicht werden soll, finden die »soziokulturellen Strukturen« oft nicht die erforderliche Aufmerksamkeit. Was sind soziokulturelle Strukturen? Sie bezeichnen Normalitäten, Selbstverständlichkeiten oder Abmachungen im Zusammenleben von Menschen, die im Gegensatz zu juristischen Strukturen nicht ausdrücklich als Verträge festgeschrieben sind und deren Einhaltung auch nicht von einer übergeordneten Institution überwacht wird. Zum Beispiel können zwei Menschen in einer Partnerschaft zusammenleben, auch ohne vor dem Gesetz verheiratet zu sein – dennoch folgen sie in ihrer Partnerschaft bestimmten Konventionen, die ihnen und ihrem sozialen Umfeld als »normal« gelten. Diese Normalitäten können erheblich voneinander abweichen:

Während etwa in manchen Gesellschaften oder Milieus monogame heterosexuelle Beziehungen der Standard sind, führen in anderen Regionen oder Subkulturen Menschen selbstverständlich polygame, polyamore oder queer-platonische Beziehungen miteinander. Solche Vorstellungen von »Normalität« kann ich nicht alleine verändern, selbst wenn ich persönlich dazu eine eindeutige Meinung haben mag. Dieser *common sense* verändert sich auch nicht durch festgelegte Vertragswerke – es gibt keine öffentliche Kommission zur Veränderung meiner Moralvorstellungen –, sondern die Veränderung von soziokulturellen Strukturen ergibt sich dadurch, dass einige wenige Menschen beginnen, anders miteinander zu leben und andere Beziehungen miteinander zu führen, bis irgendwann auch in einer größeren Gruppe andere »Normalitäten« selbstverständlich werden. Die Werkzeuge zur Veränderung soziokultureller Strukturen sind also Gruppen – das können (Wahl-)Familien sein, Nachbarschaften oder auch verstreute, aber beispielsweise digital eng verbundene Netzwerke –, die in ihrem Alltag bestimmte andere Konventionen als die Mehrheitsgesellschaft pflegen. Das kann sich auf alle Bereiche des Lebens beziehen, wie etwa Begrüßungsrituale, Feste, Sitzordnungen, Essgewohnheiten, Liebesbeziehungen, geteilte Konten, den Umgang mit Kindern, Wohnformen usw.

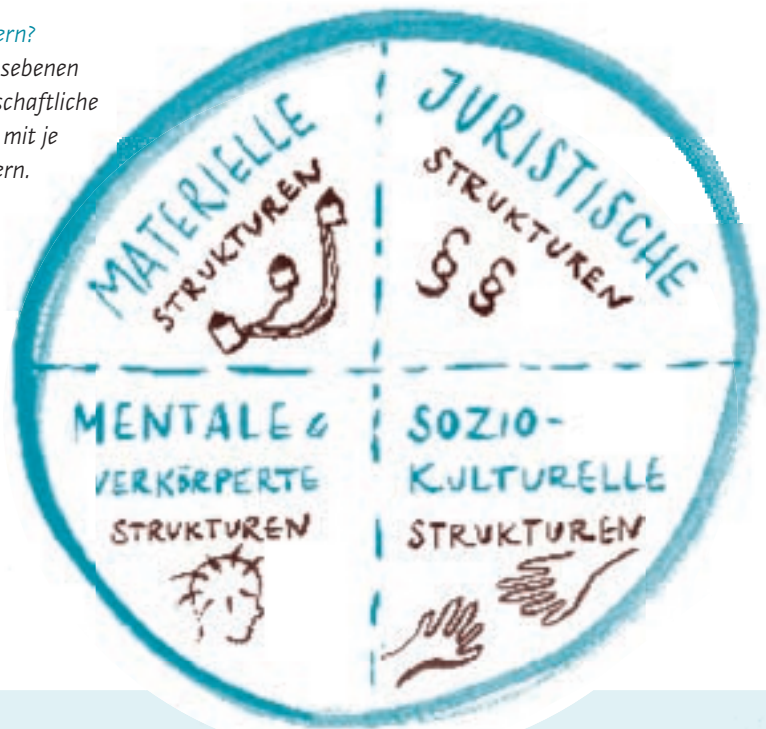
4. Transformationsebene: mentale und verkörperte Strukturen

Eng mit der Veränderung des »Normalen« verbunden sind die »mentalen und verkörperten Strukturen«, wie Glaubenssätze, Überzeugungsmuster oder körperliche Routinen. Im Gegensatz zu soziokulturellen Strukturen sind mentale Strukturen durch einen einzelnen Menschen veränderbar – durch Wissen, Geschichten, Erfahrungen oder therapeutische Arbeit. Häufig ist die Veränderung dieser individuellen Strukturen dennoch nicht nur eine Frage der Information und auch kein reiner Willensakt. Wer sich beispielsweise entscheidet, künftig eine Komposttoilette anstatt eines Spülklosetts benutzen zu wollen, wird möglicherweise feststellen, dass der Körper erst einmal Übung braucht, um im ungewohnten Setting loslassen zu können. Denn viele mentale und verkörperte Strukturen wurden uns in der Kindheit antrainiert und sind auf unbewussten Ebenen gespeichert. Ein Werkzeug für die Veränderung mentaler Strukturen kann alles sein, was auf den Geist eines Menschen einwirkt: Bücher, Filme, Vorträge, Ausstellungen, Musik, Gespräche usw. Ein Werkzeug für die Veränderung verkörperter Strukturen kann alles sein, was auf den Körper eines Menschen einwirkt: gymnastische Übungen, Tanz, Klänge,

Berührungspraktiken Erfahrungen des Gehaltenseins oder auch des Ausgeliefertseins. Häufig sind Körper und Geist sehr eng verbunden, wie insbesondere aus der Traumaforschung und aus verschiedenen therapeutischen Richtungen – etwa der Gestalttherapie – bekannt ist.

Was lässt sich womit verändern?

Der Kreis der Transformationsebenen zeigt vier verschiedene gesellschaftliche Strukturen. Diese lassen sich mit je anderen Werkzeugen verändern.



OVA-ONLINE.DE

Übung

Nimm dir nun dein Problem-Eck noch einmal vor und entscheide dich für die Perspektive des Problems, die dir am relevantesten erscheint. Schau nun mit dem Transformationsebenen-Kreis auf dieses Problem. Welche Veränderungsmöglichkeiten fallen dir ein, wenn du dich mit je einer der Strukturen beschäftigst? Schreibe sie auf. Welche drei konkreten Schritte würden in der jeweiligen Struktur zu einer Veränderung führen? Welche Werkzeuge benötigst du dafür?

Welche Veränderungsstrategien haben sich bewährt? –

Vier Transformationsstrategien

Bislang ging es darum, welche Strukturen wir mit welchen Werkzeugen verändern können. Quer dazu existieren Erfahrungen, welche »Transformationsstrategien« sich bei gesellschaftlichen Veränderungsprozessen bislang bewährt haben.²² Welche dieser Strategien ich für meinen persönlichen Beitrag zur sozialökologischen Transformation wähle, hat naheliegenderweise damit zu tun, wo meinen eigenen Talente, aber auch meine Ängste liegen.

1. Transformationsstrategie: Freiräume schaffen und erhalten

Die erste dieser Strategien besteht darin, Freiräume zu schaffen und zu erhalten. Freiräume können real existierende Orte sein oder auch Netzwerke zwischen versprengt lebenden Menschen. Ein Freiraum zeichnet sich dadurch aus, dass dort andere Logiken gelebt werden als in der ihn umgebenden Gesellschaft. Ein Beispiel kann ein Hausprojekt sein, ein Umsonstladen oder ein Solidarischer Landwirtschaftsbetrieb. Ein sehr großer, seit vielen Jahren funktionierender Freiraum ist die Genossenschaft »Cecosesola« in Venezuela, die 2022 den Right Livelihood Award (Alternativer Nobelpreis) erhalten hat: Dort wirtschaften hunderttausende Menschen gemeinschaftlich als Kooperative. Oft wird in Freiräumen versucht, juristische Strukturen zu dehnen, auszureizen oder umzudeuten und andere soziokulturelle Strukturen auszuprobieren.²³

²² Inspirationen zu diesen Transformationsstrategien finden sich bei Erik O. Wright, *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus* (Berlin, Suhrkamp, 2017), bei I.L.A. Kollektiv, *Die Welt auf den Kopf stellen. Strategien für radikale Transformation* (München, Oekom, 2022) sowie bei Nathan Barlow u.a. (Hrsg.), *Degrowth & Strategy: How to Bring About Social-Ecological Transformation* (Mayfly, 2022).

²³ Oya berichtet seit vierzehn Jahren vor allem von solchen Freiräumen in Form konkreter Orte und Netzwerke.

2. Transformationsstrategie: bestehende Institutionen verändern

Eine zweite Strategie besteht darin, bestehende Institutionen – etwa eine Gemeindeverwaltung, das Umweltbundesamt, die örtliche Grundschule oder die Firma, in der ich arbeite – zu verändern. Menschen können eine freie Schule an ihrem Ort gründen, das wäre eine Freiraumstrategie; oder aber beschließen, als Lehrkraft bei der bestehenden staatlichen Grundschule anzufangen, und diese von innen heraus zu verändern. Dies ist durchaus durch die Veränderung soziokultureller Strukturen möglich: Indem man etwa die Art und Weise verändert, wie Menschen einander als Lehrende und Lernende begegnen. Um das Schulsystem mit seinen Verordnungen als solches zu verändern, muss ich wiederum juristische Strukturen angreifen – die Schulgesetze verändern sich eben nicht an der örtlichen Grundschule, sondern im Bildungsministerium oder bei der Bundeskonferenz der Bildungsministerinnen.

3. Transformationsstrategie: Widerstand leisten

Die dritte Strategie besteht darin, mit den eigenen Körpern dort, wo Ausbeutung und Zerstörung am Werk sind, Widerstand zu leisten. Das kann darin bestehen, symbolische Aktionen zu machen: sich auf einer Straße festzukleben, vor einem Bundesministerium als Demonstrationzug aufzumarschieren oder bunte Riesenpuppen für ein öffentliches Straßentheater zu nutzen, um medienwirksame Bilder zu erzeugen. Es kann aber auch ganz konkret am Ort des Geschehens sein: den Bauplatz für ein geplantes Atomkraftwerk zu besetzen oder eine Fabrik zu bestreiken. Widerstand zu leisten kann bedeuten, juristischen Strukturen zuwider zu handeln – meist mit dem Ziel, Druck auf diejenigen Menschen in Machtpositionen, die juristische Strukturen verändern können, auszuüben. Es kann aber auch bedeuten, vor Ort mit der eigenen Anwesenheit den Bau konkreter materieller Strukturen – einer Pipeline, einer Straße, eines Staudamms – zu be- oder verhindern.

4. Transformationsstrategie: Geschichten erzählen

Durch die vierte Transformationsstrategie wird Veränderung in die Welt gebracht, indem wir Geschichten erzählen – darüber, wer wir als Menschen überhaupt sind: ob wir Wesen sind, die grundsätzlich miteinander konkurrieren oder kooperieren. Je nachdem, welcher Geschichte davon, wie Menschen sind, ich folge, werde ich in meinem Alltag anders handeln. Das Geschichtenerzählen umfasst viele Formen: In wissenschaftlichen Artikeln wird eine Geschichte erzählt, ebenso wie in den Fernsehnachrichten, in einem YouTube-Kanal oder abends am Küchentisch. Auch literarische Erzählformen haben großen Einfluss darauf, was wir für vorstellbar oder unmöglich halten: Die meisten erfolgreichen Fantasy- und Science-Fiction-Geschichten führen die gängigen Mechanismen von Konkurrenz- und Ressourcenkämpfen weiter fort, selbst wenn sie in ferner Zukunft oder an weit entlegene Orten im Weltraum spielen – offenbar, weil die Schreibenden sich zwar ganz andere materielle Strukturen, technische Geräte meist, vorstellen können, aber sehr un kreativ sind, was ihr Vorstellungsvermögen anderer juristischer oder soziokultureller Strukturen betrifft. Ein Beispiel dafür, dass es auch anders geht, liefert etwa das erzählerische Werk von Ursula K. Le Guin. Ihre Geschichten erweitern unsere Vorstellungskraft, indem sie alternative Organisationsformen aufzeigen, etwa in den Romanen »Freie Geister« oder »Immer nach Hause«.²⁴

²⁴ Ursula K. Le Guin, *Freie Geister*, deutsch von Karen Nölle (Frankfurt a. M., Fischer Tor, 2017); *Immer nach Hause*, deutsch von Matthias Fersterer, Karen Nölle und Helmut W. Pesch (Berlin, Carcosa, 2023), siehe dazu auch »Der Beutel der Pandora« auf S. 170 in diesem Almanach.

Welche Veränderungsstrategien haben sich bewährt?

Die Strategie-Blume stellt vier Transformationsstrategien vor.



Übung

Suche dir nun aus dem Kreis der Transformationsebenen das Viertel aus, bei dem es dir am realistischsten erscheint, dass du es bearbeiten kannst. Schreibe die drei Vorschläge zur Veränderung der Struktur, die du gefunden hast, in die Mitte der Strategie-Blume. Überlege nun, wie diese Schritte im Detail aussähen, wenn du jeweils eine der Transformationsstrategien dafür nutzen würdest. Vielleicht würde es mit der einen Strategie ganz leicht gelingen, mit der anderen gar nicht. Entscheide dich am Ende für das Blütenblatt, das dir beim Nachdenken am meisten Freude gemacht hat. Und jetzt geh los, suche dir Mitstreitende und fange an, dein Problem zu verändern! Denn diese Veränderungsstrategien sind kollektive Strategien – hoffen lässt sich alleine, doch verändern nur gemeinsam.

Schwalbenabschiedsfest

Den Sommer über begleiten die Schwalben mit ihrem kunstvollen Flug das Treiben auf den Äckern und in den Gärten, bis sie sich just um Mariä Geburt sammeln und gemeinsam gen Süden in ihr Winterquartier fliegen. Von einem Tag auf den anderen sind sie dann auf und davon.

Diese Beobachtung schenkte unserer kleinen Hofgemeinschaft zwischen Wendland, Elbe und Heide vor einigen Jahren das Schwalbenabschiedsfest. Nachdem wir es einige Jahre nicht gefeiert hatten, wuchs in diesem Jahr schon im Frühsommer der Wunsch, den Schwalben wieder »Gute Reise« zu wünschen. Anfang September war es soweit. Wir hatten uns unter der großen Eiche in unserem Garten verabredet. Wieder buk eine Kekse, die die Kinder auf Tellerchen und Schalen zerbröselten, um sie den Schwalben als Stärkung für die weite Reise anzubieten. Natürlich blieb noch genug für uns. Wir liefen zu den nächstgelegenen Nestern am Feuerwehrhaus in der Dorfmitte, um nachzusehen, ob die Schwalben noch da waren. Als wir ankamen, war keine zu sehen. Waren sie bereits abgeflogen? Bestimmt würden sie unseren Abschiedsgruß noch hören, trösteten wir uns.

Zurück unter der Eiche, las ich aus Oscar Wildes Märchen »Der glückliche Prinz« von einem Schwalberich, der als einziger nicht mit in den Süden geflogen war, weil er sich in das allerschönste Schilfrohr verliebt hatte: »Er war der Schönen zu Beginn des Frühlings begegnet, als er am Fluss einem großen gelben Falter nachjagte, und ihre zarte Taille hatte ihn so betört, dass er innehielt, um mit ihr zu plaudern. ›Soll ich dich lieben?‹, fragte der Schwalberich, der gern gleich zur Sache kam, und das Schilfrohr neigte sich tief vor ihm. So umkreiste er die Schöne, streifte das Wasser mit seinen Schwingen und schlug kleine silberne Wellen. Dies war seine Brautwerbung, und sie dauerte den ganzen Sommer lang. ›Das ist eine lächerliche Verbindung‹, zwitscherten die anderen Schwalben; ›sie hat kein Geld und viel zu viel Verwandtschaft.‹ Und tatsächlich war der Fluss voller Schilfrohr. Dann, als der Herbst kam, flogen sie alle davon.« Der Schwalberich würde nie wieder den warmen Süden erreichen, doch zuvor half er noch einem Prinzen, der als eisernes Abbild das Menschenleid beobachtete, diesem jedoch selbst nichts entgegensetzen konnte, den Menschen Lebensfreude zu bringen ...

Am Ende wollten die Kinder wissen, wohin die Schwalben denn eigentlich flögen. Vom Nil und von Ägypten war die Rede. Ein Atlas war schnell zur Hand. Aber woher wissen sie, wann es Zeit ist, wieder in den Norden zu ziehen? Riechen sie das Meer? Wollen sie Kinder bekommen? Ich dachte bei mir: Einen Abschied zu feiern, ist ebenso schön, wie etwas oder jemanden willkommen zu heißen.

Einige Wochen darauf erzählte mir eine Frau aus dem Nachbardorf, dass sie bei sich die Schwalben gesehen hätte. Waren sie geblieben, weil ihre Schwestern sie vor dem Unwetter, das kürzlich über Libyen hinwegfegte war, gewarnt hatten?

Anja Marwege



Weben ist ein intensiver Prozess

Die Vernetzungsinitiative »Global Tapestry of Alternatives« hat es sich zum Ziel gesetzt, voneinander zu lernen, wie herrschaftsfreie Alternativen zum Kapitalismus gelebt werden können.

von Friederike Habermann

Dies ist ein Kommentar von Friederike Habermann zum nachfolgenden Beitrag »Gewebt aus Alternativen« von Ashish Kothari.

¹ Siehe dazu das ausführliche biografische Gespräch mit Friederike Habermann »Für das Leben streiten« in Oya 71/2022, S. 54–57.

² Ashish Kothari, Ariel Salleh, Arturo Escobar, Federico Demaria und Alberto Acosta (Hrsg.), *Pluriversum. Ein Lexikon des Guten Lebens für alle* (Neu-Ulm, AG SPAK, 2023). Kostenfrei verfügbar auf: agspak.de/pluriversum/

³ Siehe Friederike Habermann, »Jetzt anders wirtschaften!«, Oya 71/2022, S. 12.

Eine transnationale Vernetzung radikaler Alternativen – davon träumte ich, seit »meine« weltweite Vernetzung von Basisbewegungen »Peoples' Global Action« ihren Zusammenhalt verloren hatte.¹ Ende der 1990er Jahre hatten wir mit dieser Vernetzung die Proteste gegen die Weltwirtschaftsgipfel begonnen. Wir waren gegen Kapitalismus und gegen jedes Herrschaftsverhältnis überhaupt, wobei wir Sexismus, Rassismus und das indische Kastensystem explizit benannten. Wir waren auch für Vielfalt, dezentrale Organisation und direkte Aktion. Aber über mögliche Alternativen haben wir uns nicht ausgetauscht. Was uns einte, war ein gemeinsames »Nein«.

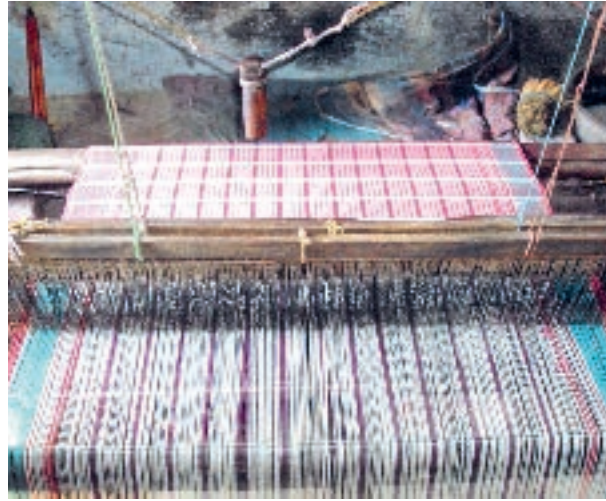
Die vielen Formen des »Ja« jenseits des Kapitalismus – die möglichen Alternativen – zu versammeln, ist das Anliegen der Initiative »Global Tapestry of Alternatives« (GTA). *Tapestry* ist das englische Wort für »Wandteppich«. Dieser symbolisiert – um es mit dem Titel des im Umfeld der GTA entstandenen, kürzlich in deutscher Übersetzung erschienenen Buchs zu beschreiben – das *Pluriversum*² an bereits gelebten Alternativen, soweit das im Hier und Jetzt geht, oder so, wie sie in einer Welt nach dem Kapitalismus gelebt werden könnten.

Entsprechend dem Bild heißen jene nationalen oder lokalen Bewegungen, welche die GTA am meisten tragen, *weavers*, also »Webende« oder »Webstellen«. Bewegungen, die sich der GTA einfach anschließen mögen, gelten als *endorser*, Unterstützende. Als »Netzwerk Oekonomischer Wandel – Network Economic Transformation« (NOW NET),³ die wir dafür eintreten, den Markt abzubauen und stattdessen Demokratie auszubauen und damit bereits Commons aufzubauen, sind wir mit der GTA in Kontakt getreten, um eine Webstelle für den deutschsprachigen Raum zu werden. Unter dem Dach von NOW NET sind vor allem das Commons-Institut und die »Bundeskoordination Internationalismus« unter anderem auch daran interessiert, diese Verbindungen zu knüpfen.

Doch Weben ist ein intensiver Prozess; immer wieder scheiterten wir daran, uns die dafür benötigte Zeit zu nehmen. Und als es dann hieß, vier von uns sollten nach Kenia fliegen, fand sich keine Person, die das mit ihrem eigenen Klimabewusstsein vereinbaren wollte. So saugen auch wir die Berichte aus Kenia mit großem Interesse auf – und versuchen, in Kontakt zu bleiben. Eine gute persönliche Grundlage dafür konnten wir bereits im Juni legen: Ashish Kothari aus Indien, Begründer der GTA sowie der »Radical Ecological Democracy«, besuchte anlässlich eines Aufenthalts als Gastprofessor an der Universität Kassel einige unserer Projekte; unter anderem die nordhessische Fuchsmühlen-Gemeinschaft.

Als ich nun die Bilder aus Kenia sah, wuchs in mir eine Vision: »Peoples' Global Action« war Mitte der 1990er Jahre als Reaktion auf den zapatistischen Aufruf, unsere Widerständigkeiten global zu vernetzen, entstanden. 25 Jahre später kamen 170 Menschen aus den zapatistischen Dörfern zu einer »Reise für das Leben« nach Europa – und wurden hier von einem »Netz der Rebellion« empfangen.⁴ Fast alle Menschen aus diesem europäischen Netzwerk sind auch in ihren Alltagen damit beschäftigt, das gute Leben für alle einzüben – übrigens ebenso wie ganz viele der ehemals Aktiven von »Peoples' Global Action«.

Das also wäre meine Vision, mein Wunsch: Dass diese Vernetzungen sich zu einem Gewebe für das Lebendige verbinden! Oder, wie die Zapatistas in einem aktuellen Comunicado schreiben: »Der zapatistische Aufruf, falls eine*r uns drängt, es kurz und knapp zu knapp zu definieren, lautet somit: »gutes Samenkorn zu sein.«⁵ Das ist es doch, was auch die GTA will! Und es ist, was bei »Oya findet statt« geschieht. Lasst uns ein gemeinsames Netz für das Lebendige weben, das uns gegenseitig inspiriert; und das uns auch dann hält, wenn wir uns – wie die Zapatistas – verteidigen müssen. Lasst uns das Leben sein, das rebelliert, und zugleich ein Samen ist.



Die »Webstellen« der Global Tapestry of Alternatives verbinden Initiativen des guten Lebens in aller Welt.

⁴ Siehe Friederike Habermann, »Drückerkaffee für die Kaffeebauern aus dem Urwald«, Oya 66/2021, S. 64–67.

⁵ Zitate aus: Subcomandante Insurgente Moisés, »Zwölfter Teil, Fragmente«, April 2023. Die Comunicados der zapatistischen Bewegung sind in deutscher Übersetzung nachlesen auf: ya-basta-netz.org

Gewebt aus Alternativen

Der internationale Zusammenfluss aus emanzipatorischen Initiativen und Netzwerken »Global Tapestry of Alternatives« traf sich im vergangenen Sommer erstmals zu einer leibhaftigen Vollversammlung in Kenia.

von Ashish Kothari

Im vorstehenden Kommentar »Weben ist ein intensiver Prozess« erzählte Oya-Rätin Friederike Habermann, warum ihr die »Global Tapestry of Alternatives« sehr am Herzen liegt, sie sich aber dennoch nicht dazu überwinden konnte, in ein Flugzeug nach Kenia zu steigen.

Vor sieben Jahren wurde bei einer internationalen Zusammenkunft von Menschen, die sich durch Tat- oder Visionskraft für eine Welt jenseits des Wachstums einsetzen – so dass die Erde von den Verheerungen des zerstörerischen Industriekapitalismus gesunden könne –, ein verrückter Traum geäußert. Der Traum: radikale Alternativen zum Industrialismus in aller Welt zu vernetzen; die Zusammenkunft: die Internationale Degrowth-Konferenz in Budapest 2016. Sieben Jahre darauf, Anfang August 2023, landete dieser Traum in der üppigen Landschaft des Kirinyaga (von den britischen Kolonisatoren, die das heute als Kenia bezeichnete Gebiet besetzt hielten, auch Mount Kenia genannt) auf festem Grund. Wie passend – denn sollten wir Menschen uns tatsächlich aufmachen, um die Beziehung zu unserer Heimatplanetin zu heilen, könnte es wohl kaum einen besser geeigneten Ausgangspunkt dafür geben als jenen Kontinent, auf dem unsere evolutionäre Reise einst begann.

Vom 8. bis 13. August 2023 fand die erste persönliche Vollversammlung der »Global Tapestry of Alternatives« (GTA) in der »Bantu Mountain Lodge« nahe der zentralkenianischen Kleinstadt Nanyuki statt. Über sechzig Menschen – Delegierte von indigenen Völkern und anderen ortsgebundenen Gemeinschaften, Bürgerbewegungen, zivilgesellschaftlichen Organisationen, aktivistischen und akademischen Netzwerken – aus mehr als zwanzig Ländern und Regionen kamen zusammen, um über die globalen Krisen zu beratschlagen, um widerständige Strategien wie konstruktive Alternativen miteinander zu teilen und gemeinsam Möglichkeiten weltweiter Vernetzung zu erarbeiten. Neben Dialog und Diskussion boten die sechs gemeinsamen Tage auch Raum für geselliges Beisammensein und festliche Runden mit Gesang und Kunst, rituellen Praktiken und köstlichem Essen. Die Landschaft erinnerte uns unentwegt daran, dass die Erde nicht allein für uns Menschen da ist – auch Anubispaviane, Weißkehlmeerkatzen, Mantelaffen und sagenhaft schöne Vögel beehrten das Treffen mir ihrer Anwesenheit.

Wie alles anfang

Obwohl bereits 2016 ausgeheckt (damals noch als »Global Alternatives Confluence«), wurde GTA erst 2019 offiziell ins Leben gerufen. In den drei Jahren dazwischen wurde die Idee mit verschiedenen globalen und regionalen Netzwerken aus Bürgerbewegungen diskutiert. In dieser Zeit bildete sich auch eine kleine ehrenamtliche Arbeitsgruppe, um den Prozess zu halten. Auch wenn ich derjenige war, der die Idee erstmals in Budapest formuliert hatte (inspiriert durch das landesweite Vernetzungsprogramm »Vikalp Sangam«, das wir 2014 in der indischen Himalaya-Region begonnen hatten), hatten damals auch viele andere in aller Welt ganz ähnliche Gedanken. Insbesondere möchte ich dabei Gustavo Esteva erwähnen, der als einer der weltweit führenden Kritiker des Konzepts »Entwicklung« nicht nur dessen zerstörerisches Potenzial benannte, sondern auch radikale Alternativen dazu visionierte und praktizierte. Da Gustavo seinen irdischen Leib bereits 2022 abgelegt hatte, war die Versammlung in besonderem Maß seinem Andenken gewidmet. Als ich Gustavo 2018 von der Idee geschrieben hatte, antwortete er mit prompter Begeisterung, dass er gemeinsam mit Arturo Escobar (einem weiteren wichtigen Vertreter des Pluriversums an radikalen Auswegen) und Anderen in Mexiko und Kolumbien gerade ganz ähnlichen Ideen nachginge.

Offiziell wurde die die GTA im Sommer 2019 nach drei oder vier Vorbereitungstreffen bei internationalen Kongressen ins Leben gerufen. Kurz darauf vereitelte die Corona-Pandemie (mit den jeweiligen Regierungsmaßnahmen) Pläne für ein persönliches Treffen, so dass sich unsere Ideen in den folgenden drei Jahren nur online durch Webinare, Dialoge und E-Mails weiter verdichten konnten. Dazu gehörte nicht nur, dass wir weitere Unterstützende ins Boot holten und ein (überwiegend ehrenamtlich tätiges) Kernteam mit der Prozessbegleitung betrauten, sondern auch, dass einige Webstellen auf regionaler wie nationaler Ebene damit begannen, Netzwerke aus regional verankerten Initiativen über Themen, Landschaften und Kulturen hinweg miteinander zu verweben. Erst im Sommer 2022 konnte sich ein Teil des Kernteams anlässlich des Weltsozialforums in Mexiko-Stadt physisch treffen und Gesprächsrunden vor Ort mit Partnerorganisationen organisieren. Das war jedoch nur ein kleiner Teil der Mitglieder der GTA. Im August 2021 hatte sich zwar eine aus allen Mitgliedern bestehende GTA-Vollversammlung gebildet, die sich alle drei Monate traf, jedoch nur online.

Die Aufregung war also beträchtlich, als wir nun die erste leibhaftige Zusammenkunft der GTA in Kenia planten. Uns war nur zu

gut bewusst, welchen ökologischen Fußabdruck mehr als sechzig Reisende aus allen Ecken und Winkeln der Welt nach Kenia verursachen würden, aber wir spürten auch, dass eine Präsenzveranstaltung durch nichts ersetzt werden kann. Wir wussten, wie herausfordernd es sein kann, Vertrauen, Verständnis und zwischenmenschliche Verbindung im virtuellen Räumen aufzubauen – und die sechs gemeinsamen Tage in Kenia bekräftigten diese Erfahrung.

Visionen und Aktivitäten der GTA

Langfristig wollen wir dazu beitragen, eine kritische Masse an lokaler wie globaler Solidarität zu bilden, die sowohl Bürgerinitiativen vor Ort unterstützen als auch Veränderung im größeren Maßstab auf nationaler, transnationaler und globaler Ebene beeinflussen soll. Die GTA übt nicht nur scharfe Kritik an den gegenwärtigen ausbeuterischen, nicht-nachhaltigen Strukturen des Patriarchats, Kapitalismus, Etatismus, Rassismus und Anthropozentrismus, sondern treibt auch Alternativen voran, durch die sich menschliche Bedürfnisse und Bestrebungen unter voller Berücksichtigung des Wohlergehens aller Wesen und der Regenerationsfähigkeit der Erde erfüllen lassen.

Durch ihre verschiedenen Ziele und Aktivitäten unterstützt die GTA wechselseitiges Lernen, indem Dialoge über verschiedene Weltansichten, Seinsweisen und Erkenntniswege hinweg geführt werden; und sie stärkt die Zusammenarbeit zwischen zivilgesellschaftlichen Gruppen und Bürgerinitiativen, um deren Handlungsspielräume auszuweiten und zu vertiefen. Die GTA bietet bei Bedarf auch Unterstützung an, etwa, wenn Gemeinschaften und Initiativen staatlichen, marktwirtschaftlichen oder sonstigen Bedrohungen ausgesetzt sind. Sie regt dazu an, ganz neue Netzwerke und Plattformen zu weben und alternative Zukünfte – eingedenk des existierenden Pluriversums aus Initiativen in aller Welt – kollektiv zu visionieren.

Die GTA verwebt nicht nur ihre Mitglieder miteinander, sondern schafft auch weitere globale Netzwerke. Dazu zählen »Adelante«, eine Dachorganisation von derzeit acht globalen Netzwerken und Plattformen (neben der GTA sind dies die Organisationen »Global Dialogue Process«, »Global Green New Deal«, »Global Working Group Beyond Development«, »Grassroots to Global«, »Multiconvergence«, »Progressive International« und »Towards a New World Social Forum«), die Synergien zwischen Aktivitäten schaffen, mehr kultur- und fächerübergreifendes Lernen ermöglichen und ein gemeinsames Manifest zu globalen Krisen und radikalen Alternativen erarbeiten will; oder die »Post-Development Academic-Activist Global Group« (PeDAGoG),

Wie lassen sich menschliche Bedürfnisse und Bestrebungen unter voller Berücksichtigung des Wohlergehens aller Wesen und der Regenerationsfähigkeit der Erde erfüllen?

ein Forum für Menschen, die im universitären Umfeld Aktionsforschung betreiben und dort Kurse und Ansätze, die Alternativen zum etablierten Universitätssystem darstellen, verbreiten.

Die Versammlung

Der Zusammenkunft in Kenia waren viele Monate der Planung vorangegangen. Dabei brütete das Kernteam nicht nur über Programm, Logistik und Mittelbeschaffung für die Reisekosten einiger dutzend Menschen, sondern holte auch Anregungen vom größeren Mitgliederkreis der GTA ein. Die Vorbereitungsarbeit zahlte sich aus, da zumindest manche der Teilnehmenden Ziele und Struktur des Treffens bereits vorab vollständig durchdrungen und auch eigene Beiträge in Form von Präsentationen, Plakaten, zeremoniellen Handlungen, Geschenken und traditionellen Gerichten im Gepäck hatten. Viele brachten Banner und andere Textilstücke mit, so dass vor Ort ein lebendiger Bildteppich gewebt werden konnte, um die wachsende Solidarität zwischen den Mitgliedern der GTA zu versinnbildlichen.

Wer, wie ich, kein Talent für Handarbeit hat, wurde zum Lernen, Mitmachen und Ablegen von Geschlechterstereotypen ermutigt. Die mexikanische Sektion, vertreten durch die Webstelle »Crianza Mutua«, lud die Teilnehmenden zum gemeinsamen Kochen des köstlichen traditionellen Gerichts *maíz y mole* (Mais und Tunke) ein, ergänzt durch einen schmackhaften *kheer* (Reispudding) als Dessert, gezaubert von der indischen Webstelle »Vikalp Sangam«. Letztere brachte auch herzhaftes Knabbereien aus dem westlichen Indien, Freundschaftsbänder, geknüpft von Frauen aus dem Himalaya, und weitere gute Gaben mit.

Mitglieder der kolumbianischen Webstelle »Crianzas Mutuas«, viele mit afrikanischer Abstammung, feierten ihre emotionale



»Heimkehr« durch zeremonielle Gaben und ein bewegendes Gebet an die Erde, den Kosmos und alle Wesen. Die Abgesandten einer über viele südostasiatische Länder verteilt liegenden Webstelle – dem »Movement for Alternatives and Solidarity in South-East Asia« – brachten ihre eigenen visuellen und handwerklichen Gaben und eine Vielzahl an Sprachen (zusätzlich zu den Hauptverkehrssprachen Englisch und Spanisch) mit, die in den Ohren der Teilnehmenden wie Musik klangen.

Am ersten Tag setzte die Eröffnung den Ton für den ganzheitlichen Charakter der Zusammenkunft, bei der auch das Natursein der Menschen immer wieder deutlich wurde. Älteste aus zwei örtlichen Gemeinschaften, den Kikuyu und den Tharaka, sprachen unter einem heiligen Feigenbaum ein Gebet an die Götter, die Erde und – als deren Teil – den Kirinyaga und gaben der Zusammenkunft ihren Segen. Als wir hörten, dass es sich um einen jener Bäume handelte, unter



PRIVAT

Wegweisende Vielfalt: Die Teilnehmenden der ersten persönlichen Vollversammlung der »Global Tapestry of Alternatives« wirken vor der Bantu Mountain Lodge einen lebendigen Wandteppich. Der Autor ist in zweiter Reihe mittig zu sehen.

dem auch schon die Aufständischen des Mau-Mau-Kriegs¹ um Segen für den Kampf gegen die britische Kolonialherrschaft gebeten hatten, fühlten wir uns am richtigen Ort – die GTA spricht sich nämlich ausdrücklich gegen jegliche kolonialistische und neo-kolonialistische Vereinnahmung aus.

Zwei Besuche bei lokalen Initiativen boten die Gelegenheit, sich mit den beiden vorgenannten indigenen Gemeinschaften sowie den Maasai² zu verbinden. Dadurch sowie durch unsere Begegnungen mit der überwiegend aus Gemeinschaften vor Ort stammenden Belegschaft der »Bantu Mountain Lodge« versuchte die Versammlung, dem bei vielen internationalen Veranstaltungen vorherrschenden Muster »Einfliegen – lokale Ressourcen verbrauchen – wieder abfliegen« etwas entgegenzusetzen. Ermöglicht wurde dies auch durch die gastgebende Organisation vor Ort, die »Society for Alternative Learning and Transformation«, deren Mitglieder selbst aus lokalen

¹ »Mau-Mau-Krieg« bezeichnet den Kampf einer Unabhängigkeitsbewegung gegen die britische Kolonialmacht in Kenia (1952 – 1960). Der Name ist eine britische Zuschreibung, die auf Kikuyu als »Land durch Freiheit« übersetzt werden kann. Die Aufständischen selbst nannten sich »Land and Freedom Army«.

² Für eine Maasai-Perspektive siehe das Gespräch »Die Herde ist das Herz« zwischen Singo Leiyo und Matthias Fersterer, Oya 63/2021, S. 38f.

Gemeinschaften stammen und zu Themen rund um Subsistenz, Naturverbundensein und Selbstbestimmung vor Ort arbeiten, um so Traditionen wiederzubeleben, die uns Menschen mit und als Natur miteinander verbinden.

Die Lodge und ihre warmherzigen, stets zuvorkommend lächelnden Mitarbeitenden zeigten uns, was afrikanische Gastfreundschaft bedeutet, und hielten uns mit Essen aus überwiegend regionalen Zutaten (viel frisches Gemüse und Obst) gut bei Kräften. Wie hätten wir auch nicht tagtäglich glücklich erwachen können, wenn morgens vor unserem Fenster dutzende Vogelarten sangen und sich nur wenige Schritte entfernt Familien von Stummelaffen an Früchten, Blättern und Blumen gütlich taten, während Baboon-Weibchen mit Jungaffen auf dem Rücken über den Rasen trotteten?

Themenstränge verweben

In dieser entspannten Atmosphäre, die uns auf vielen körperlichen Ebenen an unsere tiefe Verbundenheit mit uns selbst und dem Rest der Natur erinnerte, führten wir intensive Gespräche zu vielfältigen Themen. Ein Gesprächsfaden waren die Visionen und Ziele, die Arbeitsweisen und Aktivitäten der GTA. Alle Teilnehmenden bekräftigten, auf eine horizontale, nicht-hierarchische Weise Alternativen in aller Welt miteinander verweben zu wollen, forderten jedoch auch das Kernteam und alle Beteiligten dazu heraus, dies auf eine noch klarere, transparentere Weise zu tun.

Dies führte zu einem weiteren wichtigen Themenstrang: Webtechniken zu finden, so dass alle Initiativen und Netzwerke ihre Eigenheit bewahren und doch gemeinsame Fäden finden, die auf Grundlage von Solidarität, Vertrauen und Verständnis miteinander verknüpft werden können. Alle erkannten die beträchtliche Herausforderung, dies über hunderte verschiedene kulturelle Kontexte (mit verschiedenen Sprachen sowie unterschiedlichen Wissens-, Beratungs-, Traum- und Handlungsweisen) hinweg zu tun. Eine Entscheidung war somit, ein »Wörterbuch« mit den diversen Begriffen und Konzepten zu erstellen, um das gegenseitige und gemeinsame Verständnis zu nähren, wobei vorhandenes Material, wie etwa das soeben in deutscher Übersetzung erschienene *Pluriversum. Ein Lexikon des guten Lebens für alle*,³ als eine Grundlage dienen sollte.

Die Teilnehmenden bekundeten auch ihre Absicht, an einem »Werkzeugkasten fürs Weben« zu arbeiten, der es ermöglichen soll, aus den Prozessen zu lernen, die bereits über Kulturen, Themen und Landschaften hinweg Verbindungen schaffen, und somit weitere

³ Ashish Kothari, Ariel Salleh, Arturo Escobar, Federico Demaria und Alberto Acosta (Hrsg.), *Pluriversum. Ein Lexikon des Guten Lebens für alle* (Neu-Ulm, AG SPAK, 2023).

neue Webstellen anzuregen. Ein ganzer Tag, an dem die vier GTA-Webstellen von ihren Bemühungen, regional verankerte Initiativen miteinander zu verweben, erzählten, gab viel Inspiration für solch einen Werkzeugkasten. Wesentliche Perspektiven wurden auch von GTA-Unterstützenden beige-steuert, die auf ihre Weise ebenfalls Alternativen vernetzen.

Einen starken afrikanischen Tenor erhielt das Treffen durch das »African Biodiversity Network«, eine Plattform von Initiativen, die sich bemühen, afrikanische Lösungen auf afrikanische Probleme rund um Biodiversität und die Rechte örtlicher Gemeinschaften zu finden; durch die »WoMin African Alliance«, die Gruppen vernetzt, welche extraktivistischen Entwicklungsansätzen mit Alternativen begegnen, die sich an den mehrheitlichen Grundbedürfnissen afrikanischer Frauen orientieren; sowie die »African Food Sovereignty Alliance«, in der Gemeinschaften und zivilgesellschaftliche Gruppen zusammenfinden, die sich der Belange kleinbäuerlicher, die Artenvielfalt mehrender Landwirtschaftsinitiativen annehmen.

Bei der Versammlung wurden auch die Anliegen des »European Network for Community-led Initiatives on Climate Change and Sustainability« (ECOLISE) vorgetragen sowie jene des »ICCA Consortium«, eines internationalen Zusammenschlusses von indigenen Völkern und lokalen Gemeinschaften, die ihre Lebensräume zum Schutz der Artenvielfalt und einer nachhaltig subsistenten Lebensführung verteidigen. Nordamerikanische Gruppen wie »May First Movement Technology« sprachen von ihren Bemühungen, in einer zutiefst kapitalistischen Gesellschaft emanzipatorische Ansätze, unter anderem im Bereich der digitalen Commons, voranzutreiben.

All diese und weitere Gruppen betonten eine wesentliche Herausforderung: Wie kann sichergestellt werden, dass der GTA-Prozess weiterhin fest in regional verankerten Initiativen wurzelt und so das »Lokale« mit dem »Globalen« verweben kann (dies ist freilich kein Widerspruch, weil das Lokale immer auch das Globale ist – und umgekehrt)? Was folgt daraus etwa hinsichtlich einer angemessenen Vertretung solcher Initiativen bei globalen Zusammenkünften? Zudem tauschten wir uns darüber aus, wie sie die Möglichkeiten und Bedingungen radikaler Alternativen innerhalb von Demokratien in Beziehung zu nationalstaatlichen sowie selbstorganisierten Strukturen – in den Bereichen Bildung und Gesundheit, solidarische Ökonomie, Nahrungsmittelerzeugung und Landwirtschaft sowie Friedensarbeit und Konfliktbewältigung – einschätzen.

Voneinander lernen

Besonders relevant für letztere Themen war der eindrucksvolle Beitrag der kurdischen Freiheitsbewegung, vor allem über die revolutionäre Praktik in der (im syrischen Nationalstaat gelegenen) Region Rojava auf Grundlage des einzigartigen ökofeministischen Ansatzes der Jineoloji. Diese Perspektive wurde durch Mitglieder des »Zivil-diplomatischen Zentrums von Nord- und Ostsyrien« sowie der »Akademie der Demokratischen Moderne« eingebracht. Teilnehmende, die in dem gegenwärtig »Mexiko« genannten Teil der Welt Aktionsforschung mit den Zapatistas und anderen indigenen Völkern betreiben, trugen Verheißungen von Autonomie und Selbstorganisation jenseits nationalstaatlicher Systeme in die Versammlung. Im Großen und Ganzen wurden die Ideen und Prozesse der GTA mit großer Zustimmung aufgenommen, durch die Tatkraft und Visionen der teilnehmenden Graswurzelbewegungen, Gemeinschaften und Organisationen bekräftigt sowie um weitere Nuancen und Herausforderungen ergänzt. So erinnerte etwa eine improvisierte Frauenversammlung während einer ausgedehnten Mittagspause alle Anwesenden an die Notwendigkeit, jahrtausendealte patriarchale Muster und binäre Geschlechterkategorien zu überwinden.

Vieles an diesem Prozess ist in Entwicklung begriffen. Bislang gibt es nur wenige vergleichbare globale Prozesse. Wertvolles lässt sich sicher aus den Fehlern der konventionellen linkspolitischen Bewegung und ihren Versuchen, »progressive« internationale Plattformen zu schaffen, lernen. Zu diesen Lernerfahrungen zählt die Tendenz, Entscheidungskompetenzen bei denjenigen, die Prozesse initiiert haben, zu konzentrieren – manchmal war dieses Problem bereits in den Strukturen angelegt gewesen, manchmal hatte es sich erst im Lauf der Zeit eingeschlichen. Eine weitere Herausforderung ist es, beträchtliche (finanzielle und sonstige) Mittel nur aus solchen Quellen zu erschließen, die selbst nicht Teil der voranschreitenden Weltvernutzung sind, und diese Mittel klug und unbürokratisch zu verwalten.

Herausfordernd kann es zudem sein, ein Gleichgewicht zwischen dem gewaltigen Bedarf an ehrenamtlicher Mitarbeit und dem Einsatz jener Handvoll Menschen, die ihren Lebensunterhalt durch den Dienst an einem solchen Prozess bestreiten, zu finden. Das GTA-Kernteam findet es inzwischen schwierig, manche Initiativen – wie etwa »Adelante« und »PeDAGoG« – aufrechtzuerhalten. Diese und viele weitere Herausforderungen werden den GTA-Prozess während der kommenden Jahre begleiten. Die von den an der Zusammenkunft

Teilnehmenden eingebrachte Energie und Bereitschaft, sich diesen Themen klar und zugleich solidarisch zuzuwenden, stimmt mich hoffnungsvoll, dass es gelingen wird, mit diesen Herausforderungen umzugehen und daran kreativ zu wachsen.

Ein Motto, das sich wie ein musikalisches Thema durch die Zusammenkunft zog, war der Ruf der kurdischen Bewegung: *jin, jîyan, azaadi* (Frauen, Leben, Freiheit). Dieser und viele weitere revolutionäre Slogans, Gesänge, Gebete und Konzepte, die von den Anwesenden jeweils in ihrer eigenen Sprache angestimmt wurden, müssen den Teilnehmenden auch nach ihrer Rückkehr noch lange in den Ohren geklungen haben. Als wir einander »Auf bald!« (anstatt »Lebewohl«) wünschten, hatten viele von uns Tränen in den Augen, nahmen jedoch auch Hoffnung ob der vielen geteilten Geschichten und Pläne mit nach Hause – und die Gewissheit, dass wir nicht allein im Kampf um eine schöne, gerechte Welt sind.

Weiterführende Informationen zu den genannten Initiativen, Webstellen und Unterstützenden finden sich auf global-tapestryofalternatives.org, zum Autor auf ashishkothari.in und zu dem von diesem mitherausgegebenen Buch *Pluriversum*. Ein Lexikon des Guten Lebens für alle, inklusive eines kostenfreien Downloads, auf agspak.de/pluriversum/

Dreiklang des guten Lebens

Auftakt zu einer persönlichen Tiefenerkundung des guten Lebens für alle.

von Matthias Fersterer

Meine beiden Kinder, neun und fünf Jahre alt, fragten mich neulich: »Sind wir eigentlich arm oder reich?« Also fing ich an zu erklären, dass wir zwar eher arm an Geld wären, aber dennoch zu den reichsten Menschen auf dieser Erde gehörten, dass wir uns glücklich schätzen könnten, weil wir gutes Essen und ein Dach über dem Kopf hätten und zudem ganz reich an Dingen wären, die sich mit Geld nicht kaufen lassen: dass wir einander hätten und nicht nur mit vielen lieben Menschen zusammenlebten, sondern auch mit Sträuchern und Bäumen, mit Äckern und Wiesen, mit Schafen und Hühnern, mit Katzen und Kaninchen, mit Hirschen und Wildschweinen – und dass wir von unserem Fenster aus eine Schar Wildgansgössel beim morgendlichen Bad im See beobachten könnten! Nach kurzem Innehalten resümierte ich: »Wir haben es *gut*.«

Seit 2009 bin ich Teil einer Lebensgemeinschaft in Ostvorpommern, in der ich tagtäglich erfahre, dass »Gemeinschaft« von »gemein«¹ im ursprünglichen Wortsinn kommt: dass Menschen an einem konkreten Ort aus Zuneigung und Notwendigkeit heraus füreinander sorgen, sich einander zumuten, aneinander wachsen – miteinander leben, geboren werden und sterben. Seit fünfzehn Jahren befasse ich mich an diesem meinem Weltmittelpunkt mit letztlich nichts anderem als der Praxis und Theorie guten Lebens. Wenn ich nicht gerade für drei dutzend Menschen Brot – aus inzwischen zumindest teilweise selbst geerntetem Getreide – backe, Suppe koche, unsere Kinder in den Schlaf begleite oder unvermeidlicher Schnittstellenarbeit² nachgehe, dann trage ich mit Oya und anderen publizistischen Tätigkeiten zu Denk- und Diskursräumen bei, in denen die Möglichkeiten und Voraussetzungen guten Lebens erkundet werden.

¹ Die indogermanische Wortwurzel *mei* bezeichnet das, »was mehreren abwechselnd zukommt«: die Allmende. Somit ist »gemein« eine deutsche Entsprechung des lateinischen *communis* und des englischen *commons*. Die abwertende Nebenbedeutung »roh, niederträchtig« kam erst Ende des 17. Jahrhunderts parallel zur Eingehung der Allmende auf. Siehe Ivan Illich, *Vom Recht auf Gemeinheit* (Reinbek, Rowohlt, 1982).

² Mit »Schnittstellenarbeit« ist die Arbeit gemeint, die notwendig ist, um gemeinschaftliche Projekte kompatibel mit Strukturen staatlicher Bürokratie zu machen. Siehe Oya 68/2021, »Schnittstellen hüten«.

³ Siehe meinen Beitrag »Es bleiben diese Drei« zum Gedenkmosaik in diesem Almanach auf S. 36.

Dieser Essay, in dem ich einige Gedanken zu solchen Erkundungen erstmals aufschreibe, ist all jenen menschlichen und mehr-als-menschlichen Leuten gewidmet, mit denen ich hier in umfassender Gemeinschaft leb(t)e – insbesondere Lara Mallien (1973–2023). In einer denkwürdigen Begegnung mit Lara,³ mit der ich fast fünfzehn Jahre lang Alltag in der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft sowie Denk- und Schreiarbeit an Oya teilte, schenkte sie mir einen Dreiklang des guten Lebens. Diesen Dreiklang möchte ich nun weiterschenken.

³ Siehe meinen Beitrag »Es bleiben diese Drei« zum Gedenkmosaik in diesem Almanach auf S. 32.

Was bedeutet »gutes Leben für alle«?

In einem übergeordneten Sinn gibt es weder ein »gutes« noch ein »schlechtes« Leben, sondern nur Leben, das lebt – lebendige Körper in einer lebendigen Welt. Hier jedoch soll es um die Organisation menschlichen Zusammenlebens gehen, und dieses lässt sich sehr wohl destruktiv oder gedeihlich, autoritär oder vertrauensvoll, unangemessen oder angemessen gestalten – oder schlichtweg: gut.

»Gut« heißt dabei nicht »bequem« oder »sorgenfrei« und ist auch nicht auf ein Individuum und auf dessen persönliche positive Erwartungen beschränkt. Vielmehr ist damit »gut« im umfassenden Sinn gemeint. Deshalb ist in emanzipatorischen Bewegungen oft vom »guten Leben für alle« die Rede. Meinem Verständnis nach schließt »alle« dabei nicht nur alle Menschen ein – und zwar unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder anderen Merkmalen –, sondern wirklich *alle*, ob menschlich oder anderweitig: von unseren Darmbakterien über die Pflanzen bis hin zu den Tieren des Wassers, des Landes und der Luft; von all jenen, die im Lauf der Evolution vor uns existierten, und jenen, die vielleicht noch nach uns kommen mögen, über die verstorbenen und die noch ungeborenen Menschen bis hin zu Landschaften, Ökosystemen und der Erde als ganzer – schlichtweg: alle.

Dieses gute Leben steht in der Tradition von Ansätzen gedeihlichen Zusammenlebens, die auf Englisch als *right livelihood*⁴ und in der Philosophie des Andenraums auf Quechua als *sumak kawsay* oder, ins Spanische übersetzt, als *buen vivir*, oder *vivir bien*⁵ bezeichnet werden. Diese Konzepte sind freilich nicht von der einen auf die andere Lebenswirklichkeit übertragbar. Dennoch seien sie als Wegmarken auf der Suche nach Prinzipien und Haltungen, die gutes Leben hier und jetzt ermöglichen, erwähnt. Dabei ist wichtig zu verstehen, dass es keine Blaupause, kein Patentrezept für dieses gute Leben für alle gibt, sondern nur konkrete Orte, an denen im Zusammenspiel mit den dortigen Leuten und Bedingungen gutes Leben entstehen kann.⁶

⁴ Siehe etwa Geseko von Lüpke und Peter Erlenwein (Hrsg.), *Projekte der Hoffnung. Der Alternative Nobelpreis. Ausblicke auf eine andere Globalisierung*, (München, Oekom, 2010).

⁵ Mónica Chuji, Grimaldo Rengifo und Eduardo Gudynas, »Buen Vivir (Gutes Leben)«, in: Ashish Kothari, Ariel Salleh, Arturo Escobar, Federico Demaria und Alberto Acosta (Hrsg.), *Pluriversum. Ein Lexikon des Guten Lebens für alle* (Neu Ulm, AG SPAK, 2023), S. 129 ff.

⁶ In diesem Sinn ist das gute Leben für alle eine »konkrete Utopie«. Siehe dazu Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, 3 Bände (Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1976) sowie meinen Essay »Immer jetzt, immer hier«, in: Oya 59/2020, S. 24–26.

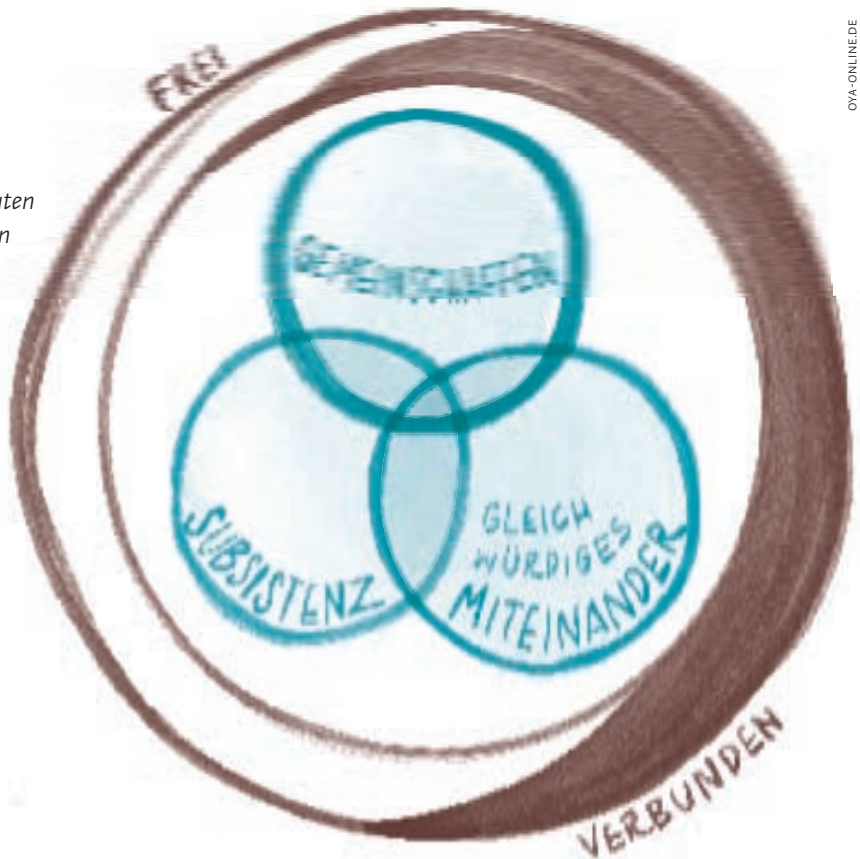
⁷ Siehe Andrea Vetter, »Wie sich Transformation gestalten lässt« auf S. 200 in diesem Almanach.

⁸ Miki Kashtan, »Vom Vermögen, Grenzen zu wahren und zu erweitern«, in: Oya 68/2022, S. 44 – 47.

⁹ Hier gilt es sprachlich genau zu sein: Wenn Orte des guten Lebens nicht-ausbeuterisch sind, dann kann dort – obwohl es durchaus zu Erschöpfung und Überforderung kommen kann – auch keine »Selbstausschöpfung« betrieben werden.

Oya trug früher den Untertitel »anders denken, anders leben«. Dabei lässt sich fragen »anders, aber wie?« Das gute Leben für alle ist eine Antwort darauf. Es ist Ziel der vielfältigen Transformationsstrategien, mit denen Menschen an vielen Orten mit vielfältigen Mitteln versuchen, die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern.⁷ Dabei gilt es, achtsam zu sein: Wenn patriarchale Strukturen per se bedeuten, Grenzen zu missachten⁸ – seien es unsere persönlichen Grenzen oder die planetaren –, wie können wir dann mit den hier und jetzt vorhandenen Kapazitäten auf gute, nicht erschöpfende Weise dauerhaft für das gute Leben wirken? Das bedeutet gerade nicht, sich in einer Komfortzone innerhalb der eigenen vermuteten Begrenzungen einzurichten. Das gute Leben kann nur verwirklicht werden, wenn Menschen über sich selbst hinauswachsen, ohne dabei jedoch »Raubbau« oder »Selbstausschöpfung«⁹ zu betreiben.

Der Dreiklang des guten Lebens, eingebettet in die Pole »frei« und »verbunden«.



Drei Aspekte klingen lassen

Das hier beschriebene gute Leben im umfassenden Sinn hat drei Aspekte: die »Commons« oder das »Gemeinschaffen«, die »Subsistenz« und das »gleichwürdige Miteinander«. Die drei Aspekte lassen sich als Dreiklang beschreiben, dessen Einzelklänge in den jeweils anderen mitschwingen. Diese drei »Töne« sind unverzichtbar für gutes Leben, könne ihr Potenzial aber letztlich nur im Zusammenklang entfalten. Sie überlappen und überlagern sich, sind – wie Fraktale – ineinander eingebettet und im jeweils anderen enthalten: In letzter Konsequenz, so meine These, gibt es kein Commons, das nicht auch subsistent und gleichwürdig, keine Subsistenz, die nicht auch gleichwürdig und commonisch, kein gleichwürdiges Miteinander, das nicht auch subsistent und commonisch wäre. Wenn diese Qualitäten hingegen nicht miteinander und ineinander klingen, dann verkehren sie sich in etwas Anderes.

An anderer Stelle habe ich die Begriffe »eigen, hiesig und gemein« als ähnlichen, wenn auch etwas anders gefärbten Dreiklang klingen lassen.¹⁰ Einen »Dreiklang« (englisch *triad*) haben auch Silke Helfrich und David Bollier mit ihrer »Triade des Commoning« beschrieben.¹¹

Was bedeutet »Gemeinschaffen«?

Das englische Wort *commoning* – auf Deutsch »Gemeinschaffen« – beschreibt eine bestimmte Art der Selbstorganisation nach Commons-Prinzipien. Die Verbform drückt aus, dass es dabei eben nicht um Dinge (»Gemeingüter«), sondern um Tätigkeiten und Beziehungen geht – erst diese bringen die »Commons« genannten Lebensquellen hervor. Die damit verbundenen Seins- und Lebensweisen werden in Oya als »commonisch« bezeichnet.¹² Diese sind nicht zentralistisch, sondern vielmittig (polyzentrisch) organisiert und hinterfragen den kapitalistischen Eigentumsbegriff in der Tiefe: Ich eigne mir nicht etwas an, sondern eigne mich etwas zu – sei es einer Landschaft, einer Lebensgemeinschaft oder einem sozialen Organismus wie Oya.

Hier und heute gibt es keine Rechtsform, die solches »beziehungshafte Haben« angemessen ausdrücken könnte. Dadurch entstehen Reibungspunkte, denen durch kontinuierliche und möglichst bewusste Schnittstellenarbeit begegnet werden kann. Ein entscheidendes Merkmal im Innenverhältnis commonischer Zusammenhänge sind gemeinsame Aushandlungsprozesse auf gleicher Augenhöhe – nicht nur mit anderen Menschen, sondern auch mit den mehr-als-menschlichen Beteiligten.¹³

¹⁰ Siehe meinen Essay »eigen, hiesig und gemein«, in: Oya 48/2018, S. 53–56.

¹¹ Siehe Silke Helfrich und David Bollier, *Frei, fair und lebendig. Die Macht der Commons* (Bielefeld, Transcript, 2019, S. 89 ff.).

¹² Siehe Johannes Heimrath, *Die Post-Kollaps-Gesellschaft. Wie wir mit viel weniger viel besser leben werden – und wie wir uns heute schon darauf vorbereiten können* (München, Scorpio, 2012).

¹³ Peter Linebaugh, *The Magna Carta Manifesto. Liberties and Commons for All*. (Berkeley, University of California Press, 2008, S. 45).

Commons ohne Subsistenz und ohne Selbstorganisation auf gleicher Augenhöhe sind gar keine Commons, sondern führen zur »Tragik der Allmende«, die letztlich die Tragik einer Allmende ist, die zu groß oder zu abstrakt ist, um sich an einem konkreten Platz verorten zu lassen und deren Commoners sich nicht in gemeinsamen Prozessen auf gleicher Augenhöhe immer wieder über Regeln des Pflegnutzens abstimmen.

Was bedeutet »Subsistenz«?

Die »Subsistenzperspektive« einzunehmen bedeutet, sich dem Lebensnotwendigen zuzuwenden und für unmittelbare, naheliegende Grundbedürfnisse zu sorgen. »Subsistenz« (von lateinisch *subsistentia*, »durch sich selbst«) bezeichnet die Arbeit am Erhalt unserer materiellen und immateriellen Lebensquellen. Subsistenzarbeit ist das Gegenteil von Lohnarbeit. Während letztere im Tausch gegen Geld getan wird, ist Subsistenz die Arbeit am Naheliegenden, am »Ganzen des Lebens«¹⁴, an den Grundlagen des Lebens.

Die Subsistenzarbeit ist jener an der Oberfläche kapitalistischer Verwertungslogik unsichtbar bleibende Kiel im Eisberg menschlichen Tuns, der die »Spitze« der kapitalistischen Lohnarbeit erst ermöglicht.¹⁵ Daraus ergeben sich zwingend Spannungen: Es ist herausfordernd, sich in unbezahlter Subsistenzarbeit um die Lebensgrundlagen zu kümmern – um junge und alte Menschen, um Tiere und Pflanzen, Äcker und Böden usw. – und dabei innerhalb einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu überleben. Was zuerst tun: Zeit mit den Kindern verbringen, kochen, backen, waschen, Oya machen oder in Außenbeziehungen Geld für die Gemeinschaft verdienen? – Als ich mich selbst wieder einmal in diesem altbekannten Zwiespalt gefangen fühlte, formulierte ich für mich einen paradoxen Rätselspruch zur Subsistenz: »Das, was mich von der Arbeit abhält, ist das, was mich am Leben hält.«

Die Subsistenz und das Gemeinschaften sind untrennbar miteinander verbunden. Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen – zwei Begründerinnen der modernen Subsistenzforschung – zufolge,

*Ein paradoxer Rätselspruch zur Subsistenz:
»Das, was mich von der Arbeit abhält,
ist das, was mich am Leben hält.«*

¹⁴ Siehe Brigitte Kratzwald, *Das Ganze des Lebens. Selbstorganisation zwischen Lust und Notwendigkeit* (Sulzbach, Ulrike Helmer Verlag, 2015).

¹⁵ Siehe Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen, *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive* (München, Frauenoffensive, 1997, S. 38).

ist das Gemeinschaffen sogar die »notwendige Folge einer Subsistenzorientierung.«¹⁶

Nicht nur das Gemeinschaffen, sondern auch das gleichwürdige Miteinander zwischen den menschlichen und mehr-als-menschlichen Beteiligten gehört zur Subsistenz. Wenn die beiden anderen Aspekte aus dem Dreiklang des guten Lebens vernachlässigt oder ausgeblendet werden, dann kann sich eine verkürzt verstandene Subsistenz schnell in Preppertum verkehren und in letzter Konsequenz zu lebensfeindlichen Strukturen wie Feudalismus oder Blut-und-Boden-Ideologien führen.¹⁷

Was bedeutet »gleichwürdiges Miteinander«?

»Gleichwürdiges« oder »egalitäres« Miteinander bezieht sich auf Selbstbestimmung und auf das immer neue Bemühen um Herrschaftsfreiheit oder »Anarchie« (von griechisch ἀ-, *a-*, »nicht«, und ἀρχεῖν, *árchein*, »herrschen«).¹⁸

Im Oya-Redaktionskreis, genau wie in der Gemeinschaft, in der ich lebe, und in den Gemeinschaften, an denen meine Kolleginnen aus dem Redaktionskreis wirken und leben, werden wichtige Anliegen im Kreis besprochen. Bei Bedarf können Entscheidungen auch allein, zu zweit oder zu dritt – auf Grundlage von langjährig geschenktem Vertrauen aller Beteiligten in einander – getroffen werden. In der Klein Jasedower Commonie treffen wir uns einmal wöchentlich zum »Palaver«, um gemeinsam zu besprechen, was anliegt – oft in Form von »Reigen« (jede spricht, wenn sie sich gerufen fühlt) oder in »Runden« (mit oder entgegen dem Sonnenlauf).

Ein weiteres Beispiel für gleichwürdiges Miteinander ist die gemeinsame Ökonomie¹⁹ in der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft: Alle geben einen bestimmten monatlichen Beitrag in die Haushaltskasse, aus der die laufenden Ausgaben für Grundbedürfnisse wie Wohnen, Essen und Heizen beglichen werden. Was aber ist mit denen, die kein oder nur ein geringes monetäres Einkommen erzielen, beispielsweise weil sie vor allem mit Subsistenzarbeit befasst sind?

Das lösen wir durch eine gemeinsame Einkommensökonomie: Alle, die sich freiwillig an dieser beteiligen, überweisen ihr gesamtes monatliches Einkommen auf ein gemeinsames Konto, den »Reintopf«. Von einem weiteren gemeinsamen Konto, dem »Raustopf« wird – je nach Möglichkeit und Bedarf – ein »Taschengeld« an alle Beteiligten überwiesen. So wird der Festigung struktureller Ungleichheit aufgrund von Geschlecht, Ausbildung oder Herkunft vorgebeugt.

¹⁶ Eine Kuh für Hillary, S. 166.

¹⁷ Siehe auch Luisa Kleine, Anja Marwege, Simon Sutterlützi und Andrea Vetter, »Der Acker ist nichts ohne die Welt drumherum!«, Oya 65/2021, S. 78–81.

¹⁸ Siehe David Graeber, »Sind sie Anarchist?«, übersetzt von Matthias Fersterer, Oya 22/2013, S. 60f.; sowie David Graeber und David Wengrow, *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit*, deutsch von Henning Dedekind, Helmut Dierlamm und Andreas Thomsen (Stuttgart, Klett Cotta, 2022).

¹⁹ Verschiedene Modelle gemeinsamer Ökonomien werden vorgestellt in: Helen Britt, Luisa Kleine, »Gemöks«, Oya 65/2021, S. 82–83.

Was bedeuten »frei« und »verbunden«?

Die hier beschriebenen Aspekte sind in den Dreiklang des guten Lebens eingebettet, worin aber ist der Dreiklang eingebettet? – In das Leben selbst. Dieses lässt sich als unendlich kreatives Wechselspiel von »Freiheit« und »Verbundenheit« beschreiben. In der eingangs abgebildeten Grafik vom »Dreiklang des guten Lebens« bilden die Pole »frei« und »verbunden« die Enden eines Spektrums. Dies sind jedoch keine binären, einander ausschließende, sondern komplementäre, einander ergänzende oder bedingende Qualitäten: Echte Verbundenheit ist nicht ohne Freiheit, echte Freiheit nicht ohne Verbundenheit zu haben.²⁰

Diese beiden grundlegenden Qualitäten menschlicher Existenz sind ebenso miteinander verschränkt wie die beiden Hälften des Taiji in der daoistischen Philosophie. Das Taiji, auch »Yin-Yang« genannt, ist ein Kreis, der durch eine Wellenlinie in zwei gleich große, hell und dunkel gefärbte Segmente unterteilt ist, in denen die jeweils andere Qualität samenhaft enthalten ist. Obwohl beide Seiten klar konturiert sind, ist die Grenze dazwischen fließend, so dass die eine Seite sich beständig in die andere umstülpt: Das dunkle Samenkorn wächst, bis von der hellen Seite nur noch ein kleines helles Samenkorn übrig ist, das dann wiederum zu wachsen beginnt, bis das Dunkle nur noch samenhaft erkennbar ist – und immer so weiter.²¹

Auf dem Weg zum guten Leben

Der Dreiklang aus Gemeinschaften, Subsistenz und gleichwürdigem Miteinander, eingebettet in die Pole Freiheit und Verbundenheit, kann sich dabei an verschiedenen Orten in völlig unterschiedlichen Ausprägungen manifestieren. Er ist ein Geschenk einer Freundin und Weggefährtin, das ich nun weitergeben möchte. Vielleicht inspiriert es manche, die wie ich auf den Weg zum guten Leben für alle sind. Und wer weiß, vielleicht begegnen wir uns dann unterwegs auch einmal irgendwann, irgendwo – bei der Arbeit an Oya, beim Kinderbegleiten oder bei einer Diskussionsrunde. Diesen Weg können wir nur gemeinsam gehen.

²⁰ Ina Praetorius nennt diese Komplementarität »Freiheit in Bezogenheit«, das I.L.A.-Kollektiv »solidarische Grenzen« und »Freiheit in Gemeinschaft«. Siehe Ina Praetorius (Hrsg.), *Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit* (Königstein, Ulrike Helmer Verlag, 2005); sowie I.L.A.-Kollektiv, *Das Gute Leben für Alle. Wege in die solidarische Lebensweise* (München, Oekom, 2019).

²¹ Siehe etwa Chung-ying Cheng, *New Dimensions of Confucian and Neo-Confucian Philosophy* (Albany und New York, State University of New York Press, 1991, S. 10).

Traktat vom guten Leben

Als Denkhilfe beim Schreiben dieses Essays diente mir als Strukturimpuls die Arbeit eines einflussreichen Philosophen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der, wie der österreichische Schriftsteller Wolf Haas einmal augenzwinkernd bemerkte, »einen mit so viel Klarheit umnebelt«.²² Möge die folgende Liste für diejenigen, die derlei Struktur mögen, Klarheit statt Nebel stiften. Alle anderen können sie getrost überblättern.

1. Das gute Leben ist ein Dreiklang.
 - 1.1 Dieser Dreiklang besteht aus Gemeinschaften, Subsistenz und gleichwürdigem Miteinander.
2. Gemeinschaften ist ein Teil des guten Lebens.
 - 2.1 Das gute Leben ist nichts ohne Gemeinschaften.
 - 2.2 Subsistenz und gleichwürdiges Miteinander sind Teile von Gemeinschaften.
 - 2.3 Gemeinschaften ist nichts ohne Subsistenz und gleichwürdiges Miteinander.
3. Subsistenz ist ein Teil des guten Lebens.
 - 3.1 Das gute Leben ist nichts ohne Subsistenz.
 - 3.2 Gemeinschaften und gleichwürdiges Miteinander sind Teile von Subsistenz.
 - 3.3 Subsistenz ist nichts ohne Gemeinschaften und gleichwürdiges Miteinander.
4. Gleichwürdiges Miteinander ist ein Teil des guten Lebens.
 - 4.1 Das gute Leben ist nichts ohne gleichwürdiges Miteinander.
 - 4.2 Gemeinschaften und Subsistenz sind Teile von gleichwürdigem Miteinander.
 - 4.3 Gleichwürdiges Miteinander ist nichts ohne Gemeinschaften und Subsistenz.
5. Daraus folgt: Das gute Leben ist ein Dreiklang.
 - 5.1 Fehlt ein Ton, so ist es kein Dreiklang, sondern etwas Anderes.
 - 5.2 Ist es kein Dreiklang, so ist es kein gutes Leben.

²² So beschrieb Wolf Haas in seinem Roman *Eigentum* (München, Hanser, 2023, S. 13), den Philosophen Ludwig Wittgenstein (1889–1951).

Erntedank

In der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft feiern wir seit vielen Jahren Erntedank. Seitdem wir 1997 angefangen haben, das damals halb leerstehende ostvorpommersche Dorf Klein Jasedow zu besiedeln, säen wir alljährlich Blumen und Gemüse, pflanzen Bäume, Sträucher und bestellen die Äcker. Die wachsenden Lebewesen beschenken uns im Herbst mit süßen Früchten, mit Blüten, Honig, köstlichem Gemüse und Nüssen – wahrhaftig ein Grund zum Danken!

An diesem Tag Ende September, Anfang Oktober bereiten wir gemeinsam ein wunderbares Erntedankbüfett. Dafür tun wir uns meist zu zweit oder zu dritt zusammen, um lauter Köstlichkeiten zuzubereiten. Nachmittags treffen wir uns auf dem »Adele-Acker« im Herzen des Dorfs und ernten das Gemüse für unsere Gerichte. (Der Acker hat seinen Namen nach einer alten Frau, die dort ihre Kartoffeln angebaut und uns aufs Herzlichste im Dorf begrüßt hatte.) Haben alle ihr Gemüse geerntet, tragen wir es in die Mitte des Steinkreises, den es seit dem Oya-Festival 2012 gibt, legen es zu einer schönen Gestalt und schmücken es mit Äpfeln, Birnen, Blumen und Nüssen. Dieses Jahr war das Licht hell und golden, so wie in vielen Jahren zuvor. Dort stehen wir im Kreis: die Kinder, die Jungen, die Alten, die Gäste. Im Jahr 2016 schoben wir meine 94-jährige Mutter noch im Rollstuhl hinein.

Zu Beginn ist meist eine Stille, ein Lauschen, ein Schauen. Ein dunkler, gesungener Klang entstand dieses Jahr, anschwellend, verklingend. Dann gibt es einen Raum, in den Dank gesprochen werden kann – an die Erde, die Sonne, das Licht, an alle, die den Garten hüten und pflegen. Die Worte fallen wie herabfallende Blätter in den Kreis, es spricht, wer sprechen will. Am Ende singen wir Herbstlieder, alte, neue, wehmütig getragene und helle, fröhliche – je nachdem, wer eines anstimmt.

Am späteren Nachmittag beginnt das wohl schönste Kochen des Jahres: Im Esszimmer und an den Tischen vor dem Gemeinschaftshaus tummeln sich Jung und Alt, alles ist voll von frischen Gemüsen und Früchten. Draußen raspeln drei Kinder fleißig Rote Bete, um daraus einen leckeren Kuchen zu backen. Die kleine Sellerie-Crew schneidet hauchdünne Scheiben für panierte Sellerieschnitzel, aus den übrigen Stückchen entsteht Ragout. Daneben schmurgelt Fenchel in Sahne- soße mit frischen Haselnüssen. Ich rühre in einem riesigen Topf meine Kürbissuppe, außerdem gibts Rote Bete mit Apfel und Ingwer, Salat mit Kapuzinerkresse, Maiskolben und viele weitere Köstlichkeiten aus Feldfrüchten. Wenn schließlich der lange Tisch mit Blumen und Kerzen geschmückt ist und wir uns um die bunten, duftenden Speisen versammeln, erklingt noch einmal ein herbstliches Lied, in diesem Jahr ein Geburtstagslied für Anke aus unserer Gemeinschaft.

Das Erntedankessen nährt jedes Jahr Leib und Seele, für manche von uns ist es das schönste Fest im Jahr. *Christine Simon*



Durchlässig zuhören

Auf die eigene innere Stimme wie auch auf das Gesagte und Nichtgesagte menschlicher wie mehr-als-menschlicher Gegenüber zu lauschen, kann dabei helfen, patriarchale Muster zu überwinden.

Bei einem Spaziergang durchs nordhessische Burbachtal hörte ich plötzlich das Rauschen des Schemmerbachs. Sofort umgab mich Lebendigkeit, die ich im Gedankenversunken-sein zuvor nicht wahrgenommen hatte. Unmittelbar fühlte ich mich verbunden mit dem strömenden Wasser, den kleinen und großen Steinen darin, dem Geruch des Herbsts und des Laubs.

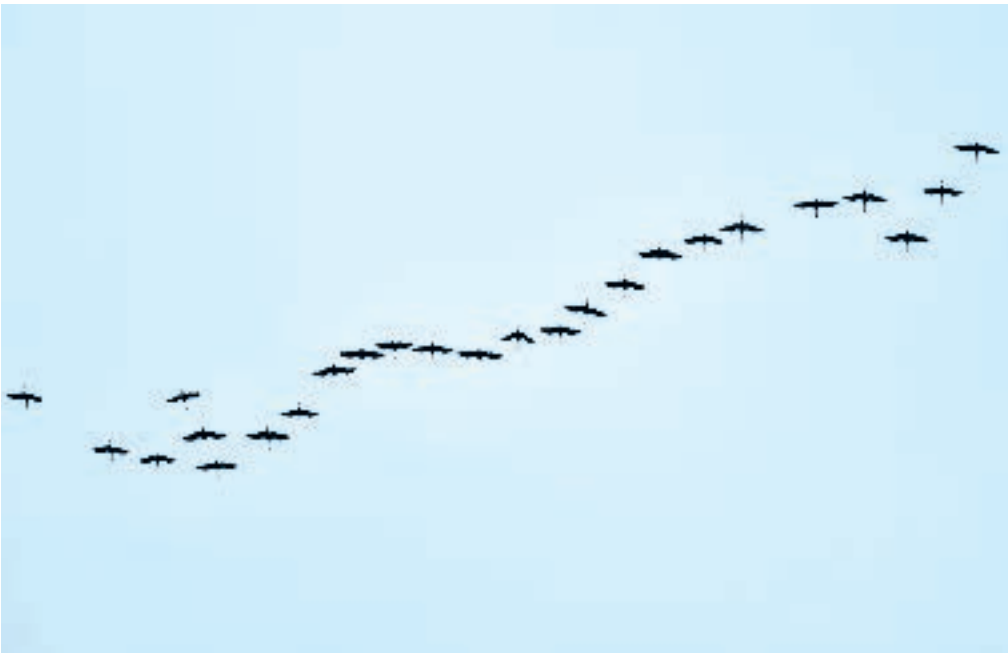
Durchlässiges Zuhören ist eine Erweiterung der Sinne und bedeutet, das wahrzunehmen, was sich neben Worten und Gedanken noch bewegt. Das hilft mir dabei, steife, sich immer wiederholende Gedankenmuster zu verflüssigen und in verbindende statt trennende Debatten einzubetten. So erlebe ich oft durch diese Art des Zuhörens, wie hinter harten Vorwürfen zarte Verletztheit durchscheint, die zuvor unhörbar war.

Präsenzes, empathisches Zuhören ist ein wichtiger Schlüssel für die Transformation insbesondere patriarchaler Muster. Zuhören bedeutet dann nicht, dass ich lieb nicke und nichts sage, während ich mich von einer monologisierenden Person »zutexten« lasse.

Wer kennt es nicht, das ewige Diskutieren, nach dem letztlich doch beide bei ihrer Meinung bleiben? Merkt eine Person hingegen, dass ihr mit offenem Herzen zugehört wird, ereignen sich oftmals magische Momente; dann wird es ganz still und ein Tor zu lebendiger Leere öffnet sich. Folglich werden viel weniger Worte des Erklärens

benötigt. Sobald wir eigene Gefühle und Bedürfnishintergründe identifizieren können, wirkt sich dies auf das Verständnis und die Verbundenheit aus, mit der ich der Person vor mir begegnen kann.

Hier setzt die Schleife des Verstehens ein, im Englischen »Loop of Understanding«, »Looping« oder »Loopen« genannt. Kennen gelernt habe ich diesen Ansatz bei dem Traumatherapeuten Daniel auf der Mauer. Dabei bilde ich mein Gegenüber beim Zuhören in mir ab, lasse seinen Ausdruck durch mich fließen und es wissen, was bei mir angekommen ist; und das nimmt das Gegenüber dann wiederum auf. Im besten Fall erzählst du also nicht einfach deine Geschichte weiter, sondern nimmst dich selbst durch mein Gesagtes neu wahr. Es geht weniger darum, Inhalte zu verfolgen, als vielmehr die damit einhergehenden Emotionen zu verdauen. Loopen dient auch dem bedingungslosen Selbstkontakt, sprich: Ich lausche auch immer wieder in mich selbst hinein, welche Anteile von dir in mir landen, welche nicht, und wann ich genug zugehört habe. Wenn du als erzählende Person merkst, dass du bei mir landest, dann entsteht ebenjene Magie. Oft genügt es schon, wenn sich die zuhörende Person entspannt und gar keine



Kraniche ziehen vorüber. Lauschend können wir uns mit ihnen und der Welt verbinden.

Antwort produzieren muss, sondern in sich nachklingen lässt, was sie gehört hat, und dies zum Ausdruck bringt.

Für mich ist genau dieser Selbstkontakt eine Herausforderung, denn beim Zuhören kann ich mich sehr gut im Anderen verlieren, wenn ich nicht auch zum Sprechen eingeladen werde. Wenn ich eine Frage stelle, dann heißt das nicht, dass ich gleich eine ganze Biografie hören möchte. Darf zwischen uns auch Stille sein, damit ich in mich hineinlauschen kann, was ich wirklich erzählen möchte? Wie geht es, ein ehrliches Beziehungsangebot zu machen, bei dem ich auch »Warte« sagen darf, um dann das Gespräch so zu gestalten, wie es mir guttut? Der passende Klang, so dass ich die Musik, die Worte erst ganz in mir landen lassen kann, bedarf des passenden Zwischenraums, in dem ich als Zuhörende auch meinen Raum habe. Beim Loopen heben wir wie vereinbart die Hand als Zeichen, dass die andere Person stoppen

möge. Das bedeutet, dass meine Kapazität zum Zuhören beinahe erschöpft ist und ich erstmal verdauen und hinhören will, was bei mir angekommen ist. Wenn ich dann sage »Das kommt nicht an«, ist auch das ein ehrliches Beziehungsangebot an die erzählende Person, nochmal genauer hinzuhören, was in ihr gerade präsent ist. Der springende Punkt ist, dass ein solches Signal eben nicht bedeutet, sie habe sich falsch ausgedrückt. Auf diese Weise erfahre ich lebendige Gespräche und manchmal auch Geschichten, über die wir gar nicht nicht genug lachen können.

Als Höhepunkt meines Spaziergangs hörte ich noch die Kraniche am Himmel plaudern – oder sangen sie? Und gibt es wohl welche, die eher die Geschichtenerzähler der Lüfte, und andere, die eher die stillen Zuhörenden sind? Sind die Leitvögel wohl eher Zuhörende oder Erzählende oder beides? Ohne die Stille der Landschaft hätte ich sie wohl kaum gehört. *Tabea Heiligenstadt*

Wir erzählen uns immerzu Geschichten

Der Religionswissenschaftler Kocku von Stuckrad erzählt im Gespräch, woher die Form des Almanachs kommt, wieso Menschen eine geschichtenerzählende Spezies sind und warum es wichtig ist, Schmerz anzunehmen.

¹ Ein möglicher Ursprung ist das iberoarabische *almanāh*, »Kalender«, ein anderer das arabische *al-minḥa*, »(Neujahrs-) Geschenk«.

² Kocku von Stuckrad, *Geschichte der Astrologie, Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (München, C.H. Beck, 2003). Ein erhellen-des Gespräch zur Frage »Mit Astrologie zur Selbsterkenntnis?« wurde am 1. Mai 2022 in der Reihe »Sternstunden Philosophie« des Schweizer Fernsehens SRF ausgestrahlt und ist online verfügbar.

Matthias Fersterer Es freut mich sehr, dass wir heute zu einem Gespräch zusammenkommen, Kocku! Deine Bücher begleiten mich bereits ein halbes Leben. In diesem Jahr geben wir erstmals einen Oya-Almanach heraus. Die Etymologie des Worts »Almanach« ist ungeklärt¹, auf jeden Fall bezeichnete es seit dem Mittelalter Jahrbücher astronomisch-astrologischen Inhalts. Diese Almanache gehören zu den ältesten Druckwerken überhaupt. Als Religionswissenschaftler hast du dich auch intensiv mit der Astrologie befasst und eine Kulturgeschichte der Astrologie² geschrieben. Erzähle uns doch ein bisschen mehr vom Almanach.

Kocku von Stuckrad Meine Arbeit ist der historisch-wissenschaftliche Blick auf die Astrologie. Ich bin selbst kein praktizierender Astrologe, habe aber großen Respekt vor dieser Kunst. Almanache hatten ursprünglich mit Himmelsphänomenen zu tun, Astrologie und Astronomie waren damals nicht getrennt. Im Hochmittelalter und in der frühen Neuzeit war es eine Aufgabe vieler damaliger Mathematik- oder Astronomieprofessoren, astrologische Prognosen zu schreiben und an die entsprechenden Herrscher zu senden. Nach der Erfindung des Buchdrucks fanden die Almanache weitere Verbreitung. Teilweise waren sie so etwas wie heutige Mondkalender: Zu jedem Tag wurde angegeben, was – in Konstellation zu den Planetenbewegungen – zu erwarten war. Das war entscheidend für die Landwirtschaft – einer der Gründe, warum die sogenannte *astrologia naturalis* akzeptiert war. Prognosen über das Leben des Fürsten waren nicht im Almanach zu finden, jedoch bestimmte Spannungen, etwa religiöse Konflikte, politische Großereignisse oder Katastrophen wie Dürren oder Fluten.

MF Unser Impuls ist es, einen Almanach im Sinn eines Jahrbuchs herauszugeben, in dem deutlich wird, wie wichtig es ist, sich räumlich und zeitlich einzubetten – an Orten des guten Lebens und in

den Jahreskreis. Dem ging die Frage voraus: Wie kann Oya subsistent werden? Wir halten es für wichtig, zeitgemäße Formen von Einbettung zu finden, auch wenn es da gerade in Deutschland oft Berührungssängste gibt. Das ist ein Baustein für die Transformation hin zu lebensdienlichen Gesellschaften.

KvS Die Astrologie hat eine eigene Geschichte als Deutungssystem von Wirklichkeit, aber dahinter steht auch ein ganz grundsätzliches Bedürfnis von Menschen, sich in kosmische Rhythmen zu integrieren: Wie sind die Rhythmen in mein Leben eingeschrieben, und wie kann ich mein Leben in diese Rhythmen einschreiben? In der Astrologie erfolgt das mittels komplizierter Berechnungen, im paganen Jahreskreis durch Jahreskreisfeste und Naturrituale. Darin steckt für mich auch ein Paradigmenwechsel hin zum Relationalen: Wir sind immer Teil von etwas Größerem. Ich denke, sich in diese größeren Zusammenhänge einzuschreiben, kann auch ein Weg der Heilung sein. Dazu gehört, dass wir Geschichten wiederbeleben, die Gegengeschichten zu hegemonialen, toxischen Erzählungen von Binarität und Dominanz erzählen.

Andrea Vetter An welche Wissensformen können wir dabei anknüpfen? Meine Erfahrung ist, dass Menschen sich oft einsam in ihren Wandeltätigkeiten fühlen, weil sie die Geschichte der Traditionen ganzheitlichen Denkens nicht kennen. Du hast diese Traditionen eingehend erforscht.³ Welche Konzepte gibt es in diesem Bereich, auf die wir uns heute positiv beziehen können?

KvS Da gibt es sowohl europäische als auch außereuropäische Traditionen. Oft wird übersehen, dass es innerhalb der europäischen Entwicklung Alternativen gegeben hat. Die hegemoniale europäische Philosophie von Immanuel Kant oder René Descartes, das dominante Narrativ, ist ein Zugang, der uns von der mehr-als-menschlichen Welt trennt. Doch diese dominanten philosophischen Konzepte blieben auch zu ihrer Entstehungszeit nicht unwidersprochen (und sind zum Teil in sich ambivalent), das zeigt sich etwa in der Tradition der Romantik oder bei Goethe – der seine Wissenschaft »zarte Empirie« nannte und damit meinte, sich mit dem Objekt identisch und damit auch verwundbar zu machen; und alle Traditionen, wie etwa bei Schelling, die versuchen, die *natura naturans* zu fokussieren. Da schließt auch die heutige Biosemiotik an. Vieles von dem, was gern

³ Kocku von Stuckrad, *Was ist Esoterik? Kleine Geschichte des geheimen Wissens* (München, C. H. Beck, 2004).

unter »Esoterik« verhandelt wird, gehört ebenfalls hier hinein. Das sind Ansätze, die versuchen, andere Formen von Welterkenntnis zu integrieren. Solche Ansätze sind nicht anti-rational, sondern sind sich bewusst, dass die Naturwissenschaften nur einen Ausschnitt, eine bestimmte Perspektive auf die Welt abbilden. Das Narrativ, dass die naturwissenschaftliche Methode die einzige korrekte Darstellung der Wirklichkeit liefert, ist nicht älter als hundert Jahre. Diese Polarisierung, beispielsweise von Astronomie und Astrologie oder von Chemie und Alchemie, gab es im 19. Jahrhundert so noch nicht, das sind relativ neue Entwicklungen. Sie sind Teil einer Radikalisierung, die im 20. Jahrhundert in Europa stattgefunden hat. Es gibt Alternativen, an die sich anknüpfen lässt.

AV Wie können wir damit umgehen, dass in der aktuellen gesellschaftlichen Debatte, gerade bei vielen Menschen, die sich für eine sozial-ökologische Transformation einsetzen, diese Wissensbestände der anderen Moderne – Romantik, Esoterik, Alchemie, ganzheitliche und organizistische Weltmodelle – per se nach rechts sortiert werden? Das geschieht ja auch nicht ganz zu unrecht, wenn wir uns die Geschichte anschauen: die Romantiker als Verbündete konservativer Ständegesellschaften, die antisemitische Ariosophie, die Indienstnahme von esoterischen Symbolen und Traditionen durch den Nationalsozialismus, die Querdenkerdemos, auf denen unwidersprochen Reichsfahnen wehen – wie gehen wir damit um?

KvS Das ist eine sehr deutsche Diskussion. Ich lehre in den Niederlanden, da gibt es diese Diskussion so nicht, ebenso wenig in anderen europäischen Ländern. Seit der Nachkriegszeit, seit der Kritik von Adorno und Horkheimer unter anderem an der Esoterik, ist das hier schwierig. Aber Adorno und Horkheimer waren keine Historiker im Feld der Esoterik. In Deutschland erscheinen Spiegel-Bestseller, die

*Es gibt Denkansätze, die nicht anti-rational sind,
sondern sich bewusst sind, dass naturwissenschaftliche
Perspektiven nur einen Ausschnitt der Welt abbilden.
Daran lässt sich anknüpfen.*

Esoterik verteufeln, ohne auch nur einmal die religionswissenschaftliche empirische Forschung dazu zur Kenntnis genommen zu haben. Das finde ich verkürzt. Sicher, wenn zwanzig bis dreißig Prozent der Menschen in Deutschland antisemitische Einstellungen haben, dann findet sich das auch unter esoterisch interessierten Menschen. Natürlich haben wir in Deutschland ein riesiges Antisemitismusproblem, aber das können wir nicht allein auf die Esoterik schieben. In einer solchen Einseitigkeit liegt auch eine Gefahr. Die Naturwissenschaft ist nur ein Teilausschnitt der Wirklichkeit, den wir damit sehr erfolgreich beschreiben können. Aber das heißt nicht, dass es nicht auch Elemente der Wirklichkeit gibt, die uns verborgen bleiben. Überschneidungen zu rechten Ideologien sehe ich beim Verweis auf verborgenes Wissen: Da gab und gibt es ein Einfallstor zu Verschwörungsnarrativen. Das große Feld des Wicca, der praktizierenden Hexen, des Paganismus, der schamanisch Praktizierenden, hat hingegen nichts mit verborgenem Wissen zu tun, sondern mit einer Einbettung in ein relationales Weltverständnis.

MF Wenn wir über relationales Denken sprechen, dann fallen mir Báyo Akómoláfés und Andreas Weber ein, die beide in diesem Almanach vertreten sind.⁴ Báyo schlägt dafür als neue Handlungstheorie den Begriff »Postaktivismus« vor. Auch mehr-als-menschliche Wesen und sogar sogenannte Objekte sind darin Handelnde.

KvS Gerade der Begriff »Handlungsvermögen«, oder englisch: *agency*, wirft diese Fragen auf: Was ist nicht-menschliche Handlungsvermögen, und wie lässt sie sich begründen? Seit Max Weber wird diese Diskussion auch in den Sozialwissenschaften geführt. Ein Verständnis von Handlung als »willentliche rationale Entscheidung« wurde relativ schnell wieder aufgegeben, denn *agency* hätten dann eigentlich nur wohlhabende weiße Männer gehabt. Andererseits kann auch die Zuschreibung von Agentialität auf nicht-menschliche Akteure, die dazu nichts sagen können, als kolonialer Akt begriffen werden. Eine Lösung bietet Karen Barad⁵ mit ihrem Konzept der *entangled agency* (verschränkte Handlungskompetenz) oder *relational agency* (relationales Handlungsvermögen) – dieses Handlungsvermögen *hat* man nicht, sondern es entsteht erst in der Beziehung und in der Begegnung. Insofern hat auch ein Glas Wein oder eine Kaffeetasse *agency*, und man kann die Biografie von Objekten schreiben, wie es in der

⁴ Siehe auch Báyo Akómoláfés Beitrag »Esst mich« und Andreas Webers Essay »Winteratem mit Krähenschwarm« in diesem Almanach auf S. 42 und S. 48.

⁵ Die feministische Denkerin und Physikerin Karen Barad zählt neben Donna Haraway zu den prägenden Figuren des »Neuen Materialismus« und ist die Doktormutter von Báyo Akómoláfé.

neueren Kunsttheorie geschieht. Dieses Verständnis von Agentialität passt auch gut in viele indigene und andere spirituelle Traditionen. Dann haben auch die Ahnen oder die Götter *agency* – wenn niemand mit ihnen interagiert, gibt es sie im Grunde nicht; wenn Menschen sie hingegen wichtig nehmen, dann werden sie zu Handelnden.

⁶ Neil Gaiman, *American Gods*, *Director's Cut*, deutsch von Hannes Riffel (Frankfurt a.M., Eichborn, 2015).

⁷ Der Begriff »Beutel« verweist auf Ursula K. Le Guins Essay »Die Tragetaschentheorie des Erzählens«, in: *Am Anfang war der Beutel, Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft* (Klein Jasedow, thinkOya, 2020).

⁸ Siehe auch Andrea Vetters Beitrag »Wie sich Transformation gestalten lässt« auf S. 200 in diesem Almanach.

MF Neil Gaiman hat darüber einmal einen Roman⁶ geschrieben: Die Götter existieren darin nur, wenn sie angebetet werden. Da sind wir dann ganz weit weg von der Vermessung der Welt, sondern eher bei einem Beutel⁷ voller Erzähltem, durch das wir einander davon berichten, wie wir die Welt wahrnehmen und miteinander in Beziehung treten.

Kvs Das Geschichtenerzählen ist unserer Art eingeschrieben, wir sind eine *story-telling species*.

MF Und einander andere Geschichten zu erzählen⁸ – keine Helden geschichten, sondern Beutelgeschichten – ist ein Element gesellschaftlicher Transformation.

Kvs Ja, und es ist wichtig, darüber zu reflektieren, dass auch die Wissenschaften Narrative nutzen. Auch radikale atheistische Philosophen wie Richard Dawkins machen sich ja Gedanken über existenzielle Fragen: Wozu sind wir hier? Wohinein sind wir geworfen? Das sind menschliche Grundfragen. Ein anderes Beispiel wäre das Welt raumteleskop Hubble – das macht ja keine Fotos, sondern überträgt Daten. Die Fotos, die dann viral gehen, kommen aus einer NASA-Abteilung, in der diese Daten in Fotos verwandelt und dann auf Basis romantischer Farbenlehre aufbereitet werden. Da gälte es, ein wenig bescheidener anzuerkennen, dass wir uns immerzu Geschichten erzählen.

AV Ich frage mich immer wieder, wie ich damit umgehen kann, dass es in Kunst und Wissenschaften einerseits diesen Paradigmenwechsel hin zu beziehungshaftem Handlungsvermögen gibt, und uns andererseits die täglichen Katastrophen, die auf Unverbundenheit, binären Mustern und patriarchalen Strukturen basieren, aus der Zeitung entgegenschauen. Wie gehst du damit um?

Kvs Das ist eine gute Frage ... Persönlich habe ich wenig Hoffnung. Und ich kenne auch nur wenige Leute, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und optimistisch in die Zukunft schauen. Zugleich ist es wohl auch eine Anmaßung zu behaupten: Es ist alles verloren. Aber



Der Religionswissenschaftler Kocku von Stuckrad beschäftigt sich mit einer Vielfalt an Erscheinungen.

mein Grundgefühl ist von Hoffnungslosigkeit und Wut geprägt. Und viele meiner Publikationen, auch meiner Lehrveranstaltungen, sind eine Auseinandersetzung mit meiner eigenen Verzweiflung über die Welt. Zugleich denke ich, um den Planeten müssen wir uns keine Sorgen machen, der kommt schon klar. Wenn wir als Menschen aber an dieser Entwicklung teilhaben wollen, dann müssen wir schnell umsteuern.

AV Das klingt jetzt ein wenig apokalyptisch. Aber du kennst dich ja auch gut aus mit der Geschichte der Apokalypse ...

KvS Ich denke, die früheren, tief in ein christliches Weltbild eingebundenen apokalyptischen Erwartungen waren ganz anders als heute. Gerade im Europa des 16. oder 17. Jahrhunderts lebten viele Menschen in Erwartung der herannahenden Apokalypse – Weltenbrand, Armageddon, Sintflut. Das hatte natürlich auch eine reale Grundlage: In Mitteleuropa sind damals im Dreißigjährigen Krieg große Teile der

⁹ Ein Beitrag von Kyle Powys White erscheint demnächst in der Essaysammlung *The Heart of the Wild, Essays on Nature, Conservation, and the Human Future*, herausgegeben von Ben A. Minteer und Jonathan B. Losos (Princeton, Princeton University Press, 2024).

Bevölkerung umgekommen. Diese Erwartungen waren zwar auf eine Katastrophe hin orientiert, aber vor allem auch auf das erwartete Heil.

Auf das Problem der Apokalyptik fallen mir auch indigene Antworten ein. So sagte etwa mein Kollege Kyle Powys White,⁹ aus der Potawatomi Nation und Professor für »Umwelt und Nachhaltigkeit« an der Michigan State University: »Apokalyptik – das ist euer Thema!« Seine Leute wüssten schon seit fünfhundert Jahren, was radikaler Wandel bedeute: Sie wurden vom Wald in die Wüste vertrieben, viele der Menschen sind gestorben. Was wir alle jetzt brauchen würden, sei nicht übertriebene Hektik, sondern die Ruhe, sich gemeinsam hinzusetzen und alles verfügbare Wissen einzubeziehen, auch das spirituelle.

Das ist ein guter Rat. Ich halte es deshalb für wichtig, jetzt nicht das Ende heraufzubeschwören, nicht zu behaupten, dass wir alle Antworten hätten.

AV Unsere Jahreskreisgeschichten in diesem Almanach sind so ein Versuch, Geschichten jenseits der Apokalyptik zu finden. Wir beobachten, dass immer mehr Menschen sich fragen, in welchen Formen sie sich mit der sie umgebenden mehr-als-menschlichen Welt verbinden können. Beobachtest du als empirischer Religionswissenschaftler auch eine Zunahme an Ritualen und Praktiken der Wiederverbindung mit der Erde? Und brauchen wir das für eine gesellschaftliche Transformation hin zu einem guten Leben für alle?

KvS Ja, ich denke, das hat zugenommen. Es ist zwar schwer zu messen, aber die These von der »Dark Green Religion« als einer der am schnellsten wachsenden religiösen Bewegungen weltweit halte ich schon für sehr überzeugend. Als »dunkelgrüne Religion« bezeichnet der Religionswissenschaftler und Ökologe Bron Taylor¹⁰ die Überzeugung, dass die nicht-menschliche natürliche Welt aus sich heraus wertvoll, heilig, und daher schützenswert sei. Das äußert sich nicht in Form klassischer Religionen, zeigt aber religionsähnliche Merkmale. Ein Beispiel wäre die Zunahme des Veganismus – über zehn Prozent der neuen Produkte in Deutschland sind heute vegan, das wäre noch vor ein paar Jahren undenkbar gewesen. Die Frage ist allerdings, ob sich diese wachsende Bewusstheit in einen Strukturwandel übersetzen lässt – da bin ich mir unsicher. Radikale Veränderungen werden als Anpassung auf Krisen stattfinden, nur die Ankündigung der Krisen reicht dafür vermutlich nicht.

¹⁰ Bron Taylor, *Dunkelgrüne Religion, Naturspiritualität und die Zukunft des Planeten*, deutsch von Kocku von Stuckrad (Paderborn, Wilhelm Fink, 2020).

MF Das passt zum Argument der Philosophin Corine Pelluchon, die Hoffnung von Optimismus abgrenzt: ¹¹ Hoffnung gibt es demnach nur, wenn Menschen tiefe Verzweiflung erlebt haben. Aber irgend etwas muss uns ja durch die Verzweiflung hindurch gehen lassen. Was ist dein Hoffnungsfunke?

KvS In dieser Unterscheidung kann ich mich durchaus wiederfinden. Menschen können sich ja durch Krisen innerhalb einer Lebensspanne auch radikal verändern – solche tiefgreifenden Krisen persönlich erfahren zu haben, kann durchaus ein Motor sein, neue Strukturen zu schaffen. Den Schmerz wirklich zuzulassen, kann auch Teil des Transformationsprozesses sein, das zeigt sich etwa bei Extinction Rebellion, wo Trauerrituale kultiviert werden. Das kann etwas sein, das uns weitermachen lässt. In Schweden gibt es beispielsweise eine Kirche, in der zum Volkstrauertag die Namen aller Spezies, die im vergangenen Jahr ausgestorben sind, vorgelesen werden. Solche persönlichen Erfahrungen brauchen wir, um uns zu verändern.

AV Darf ich dich fragen, wie deine persönlichen Erfahrungen mit der Verbindung zur mehr-als-menschlichen Welt aussehen?

KvS Ich ziehe viel aus meiner eigenen spirituellen Praxis, in der ich versuche, mit der nicht-menschlichen Welt zu kommunizieren. Ich nenne das »angewandte Ontologie«. Wenn ich die nicht-menschliche Welt als belebt und intelligent erfahre, dann gehe ich anders mit ihr um. Täglich kurz zu sitzen und Kontakt herzustellen, ist wichtig für mich. Ich gehe außerdem seit über vierzig Jahren in Nordschweden wandern. Das ist für mich ein Ankerpunkt, der mir Stärke und Halt gibt.

MF Hab herzlichen Dank für den inspirierten Austausch!

¹¹ Siehe den Essay »Hoffnung am Horizont« von Corine Pelluchon in diesem Almanach auf Seite 100 sowie die Einführung »Der rote Faden der Verletzlichkeit« von Grit Fröhlich auf Seite 98.

Wer mehr von Kocku von Stuckrad lesen möchte, sei an das gemeinsam mit Whitney A. Bauman verfasste Manifest »Zehn Thesen zu Wissenschaft, Gesellschaft und der Zukunft des Planeten« (counterpoint-knowledge.org) verwiesen, an die Studie *Die Seele im 20. Jahrhundert. Eine Kulturgeschichte* (Paderborn, Wilhelm Fink, 2019) sowie an das demnächst erscheinende Buch *Nach der Ausbeutung. Mensch und Erde neu denken in Wissenschaft, Kunst und Politik* (München, Europa Verlag, 2024).

Am Anfang des Endes

Der Nebel löst die gängige Ordnung auf. Tentakel kriechen gedankenversunken durch die Nacht. Durch alle Ritzen dringt Anderswelt. Hastige Schritte durch sich langsam füllende Pfützen. Das Horrorskop prophezeit, »zwischen Stunden- und Minutenzeiger zerquetscht« zu werden. Diverse Wesen können dies bezeugen. Die Qualle der Wahl gibt Drinks aus. Tickets sind am Plastikstrudel erhältlich. Der Eintritt ist frei. Das manische Lachen im Workshopformat löst eine chaotische Transformation aus. Gewohnheiten geraten ins Taumeln. Der Brauch des Verkleidens entstand, so heißt es, aus Furcht vor jenen, die aus der anderen Welt zu Besuch kommen. Je abstoßender die Verkleidung, desto größer die Chance, die der Unterwelt Zugeordneten zu verjagen. So richtig erschließt sich uns diese Strategie nicht. Sie wirft viele Fragen auf. Nach der Auswertung unserer kollektiven Erfahrungen entscheiden wir uns für utopische Gastfreundschaft. Eins gibt zu bedenken, dass wir uns aber nicht sicher sein könnten, mit welchen Repräsentanten der Vorzeit wir es nun genau zu tun haben werden. Kurzzeitig herrscht Verunsicherung. Wir beschließen, in Drag beizuwohnen, um im Zweifelsfall auf unsere geheimen Zauberkräfte zurückgreifen zu können. Wir holen auch ein Awareness-Team an Bord des sinkenden Schiffs und nehmen uns fest vor, am Ende dieses Spektakels alle, die keinen Körper haben, wieder ins Licht zu schicken. Die Dorfstraße ist voller als in jeder anderen Nacht. Clown-Sippen, Teenage-Vampires und vereinzelte Zombies ziehen durch das Wohngebiet, um Industriezucker zu erpressen. Wir holen auch sie an Bord. Schicken sie zum Teufel und in ein queeres Labyrinth. Unser aller öffentlicher Raum radikalisiert sich. Es gibt Suppe. Die erweiterte Nachbarschaft bildet eine spontane Versammlung. Unsere Masken trennen uns von den Attributen, mit denen wir uns sonst selbst und gegenseitig beschmieren. Durch das Aushebeln der Assoziationen, die uns normalerweise voneinander trennen, entsteht ein Verschenkfest rebellischer Clowns, das selbst die Bouffons sanft stimmt. Eine in diesem Moment gänzlich veränderte Situation. Etwas entspannt sich. *Muerbe u. Droege*



Beitragende

Die hier Genannten haben schreibend, erzählend, übersetzend oder gestaltend zu diesem Almanach beigetragen. Besonderer Dank gebührt den vielen Ungenannten, die diese Arbeit ermöglicht haben.

Báyò Akómoláfé (1983) arbeitet als Redner, Dozent und Autor zu Postaktivismus, Dekolonisierung und Geschichtenerzählen als Praktik gesellschaftlicher Transformation. Er lebt mit seiner Frau und den beiden Kindern zwischen Indien, Europa und den USA. bayoakomolafe.net

Veronika Bennholdt-Thomsen (1944) hat als Sozialanthropologin die Subsistenzforschung und den Ökofeminismus durch den von ihr mitbegründeten Bielefelder Ansatz und ihre Feldforschung im mexikanischen Chiapas (1982) und Juchitán (1994) sowie zur bäuerlichen Ökonomie wesentlich geprägt.

Matthias Fersterer (1980) hat Oya mitgegründet. Er lebt in einer Gemeinschaft teils verwandter, teils wahlverwandter Menschen in Ostvorpommern, wo er als Vater, Übersetzer, Verleger und Bäcker von Sauerteigbrot den Dreiklang des guten Lebens klingen lässt.

Isabelle Fremeaux (1973) ist radikale Dozentin, Prozessbegleiterin, Autorin, Organisatorin und desertierte aus der akademischen Welt. Das »Laboratory of Insurrectionary Imagination« hat sie mit Jay Jordan gegründet. Sie lebt im Zad in Notre-dame-des-Landes. labo.zone

Grit Fröhlich (1975) studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Sie arbeitet als Autorin und Übersetzerin, beispielsweise von Corine Pelluchon, ist Mitglied im Oya-Hütekreis und lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Nadine Gerner (1994) schreibt, lehrt und forscht zu Ökofeminismus. Zusammen mit Lina Hansen setzt sie sich für feministische Vergesellschaftung von Städten, Äckern und Küchen ein. Sie lebt in einem Hausprojekt in Berlin und ist Teil eines feministischen Kneipenkollektivs.

Marin Håskjold (1993) ist Künstlerin und Filmregisseurin. Ihre Identität ist ein wesentliches Thema ihrer Arbeit, deren Ausgangspunkte oftmals philosophische Fragen rund um Feminismus sowie verschiedene Betrachtungsweisen von »Natur« und Gender sind.

Friederike Habermann (1967) promovierte über den »Homo oeconomicus und das Andere« und forscht als freie Wissenschaftlerin zu Herrschaftsverhältnissen, Emanzipation und Widerstandsbewegungen. Sie ist Mithüterin des »Netzwerk Oekonomischer Wandel«. now-net.org

Lina Hansen (1992) schreibt, lehrt und forscht zu Ökofeminismus. Zusammen mit Nadine Gerner hat sie das Einführungsbuch *Ökofeminismus. Zwischen Theorie und Praxis* geschrieben, das 2024 bei Unrast erscheint. Sie ist aktiv in der »Feminism(s) and Degrowth Alliance«.

Tabea Heiligenstädt (1993) studierte Umwelt-ingenieurwissenschaften und forscht an commonischen Strukturen und Prozessen rund um die nordhessische Fuchsmühle, wo sie lebt. Sie pflanzt Waldgärten, mehrt blühende, essbare Landschaften und liebt das Improvisieren.

Erik Hofedank (1987) wird immer älter – genauso wie die ostdeutsche Gesellschaft. Er lebt in Cottbus, arbeitet in der deutsch-polnischen Grenzregion als Praxisforscher zum Thema »Altern« und interessiert sich für Plattenbauten (Grau ist eine warme Farbe).

Jay Jordan (1965) ist als nicht-binäre Person künstlerisch, aktivistisch und schreibend unterwegs. Jay ist in Teilzeit Sex Worker, sorgt in Vollzeit für Ärger und hütet mit Isabelle Fremeaux das Kunstkollektiv »Laboratory of Insurrectionary Imagination«. labo.zone

Rebecca Jurisch (1995) studierte Landschaftsökologie und ist derzeit in Ausbildung zur Begleitung von Kindern und Jugendlichen. Sie brennt für Begegnungsräume, in denen Wahrfähigkeit mit spielerischer Neugierde und Tiefe sichtbar werden kann.

Luisa Kleine (1996) lebt in einem gemeinschaftlichen Netzwerk rund um die Fuchsmühle in Nordhessen. Dort hegt sie einen Garten, engagiert sich für commonistische Versorgungsstrukturen im Landkeis, lernt das Töpfern und schreibt seit 2019 für Oya.

Nicola Knappe (1982) wirkt seit 2014 in unterschiedlichen Rollen am Klein Jasedower Kinderzirkuscamp mit. Als Diplom-Rhythmikerin und Geschichtenerzählerin gestaltet sie musikalische Erzählperformances und verbindet Volksmärchen und Legenden mit aktuellen Themen.

Ashish Kothari (1961) ist Mitbegründer der Umweltschutzorganisation »Kalpavriksh« und des internationalen Netzwerks »Global Tapestry of Alternatives«. Er hat über 30 Bücher (mit-)herausgegeben und (mit-)verfasst. Ashish lebt in Puna in Westindien. ashishkothari.in

Maria König (1986) lebt mit drei jugendlichen Kindern in Berlin und in einem nachbarschaftlichen Hausprojekt in Leipzig. Seit 2014 ist sie für Oya tätig. Derzeit forscht sie zu Ohnmacht, Würde und Verbundenheit von Leuten.

Hildegard Kurt (1958) ist Kulturwissenschaftlerin, Autorin und Künstlerin im Sinn der Sozialen Plastik. Sie hat das »und.Institut für Kunst, Kultur und Zukunftsfähigkeit« mitbegründet und gemeinsam mit Andreas Weber die Erdfest-Initiative ins Leben gerufen. hildegard-kurt.de

Kristin Langen (1993) mag es, durch Töne und Stimmen Bilder im Kopf entstehen zu lassen. Sie arbeitet als Rundfunk-Journalistin im Bereich Wirtschaft und Umwelt, ist im Netzwerk »Klimajournalismus« aktiv und lebt auf dem Land in Ostbrandenburg.

Ursula K. Le Guin (1929 – 2018) ist eine der einflussreichsten Autorinnen phantastischer Literatur, die auch kluge Essays und meisterliche Gedichte rund um das gute Leben schrieb. Ihr Hauptwerk *Immer nach Hause* ist soeben erstmals auf Deutsch erschienen. ursulaklequin.com

Farah Lenser (1953) ist Sozialwissenschaftlerin und als freie Journalistin und Lektorin in Berlin tätig. Ihre Themen umfassen die schönen Künste und die sperrigen Dinge, die sich dazwischen legen. farah-lenser.de

Lara Mallien (1973 – 2023) widmete ihr Leben dem Aufbau lebensdienlicher Strukturen, so auch in der in Klein Jasedow beheimateten Lebensgemeinschaft. Sie gehörte zum Gründungsteam von Oya und verantwortete von 2010 bis 2020 die Chefredaktion der Zeitschrift.

Dirte Marcher (1959) engagiert sich seit fast 40 Jahren in Krisen- und Kriegsgebieten weltweit für Menschen in Not. Als Körper- und Traumatherapeutin entwickelt sie spezielle Trainings – etwa für Kriegsopfer, kriminelle Jugendliche, Veteranen oder Feuerwehrleute.

Anja Marwege (1985) lebt in einem vielfältigen, dörflichen Netzwerk zwischen Elbe und Ilmenau. Sie ist Geschichtensammlerin und Mithüterin von Oya, sie kümmert sich um einen Acker und wirkt am Aufbau eines ländlichen Begegnungs- und Lernorts mit.

Robin Marwege (1985) hat als Umweltwissenschaftler einen Weg hin zu immer lokalerem Wirken beschritten und viele Projekte mit Bezug zu Bildung und Regionalentwicklung umgesetzt oder begleitet. Aktuell plant er einen Dorfladen als Versorgungs- und Treffpunkt. gutlebenostheide.de

Ulrike Meißner (1982) ist Ökologin und Permakultur-Designerin. Sie schreibt und redigiert, hält Kurse und Vorträge. Praktische Erfahrungen sammelt sie auf einem kleinen Hof im sächsischen Kettewitz.

Ines und Julia v. Muerbe u. Droege (1984 und 1979) sind KVD (Künstler*innenkollektiv vom Dienst) im HDW (Haus des Wandels). Findet sie in der Küche oder im Atelier oder im Garten. hausdeswandels.org

Gina Paysan (1997) hat Ökonomie und »Soziale Verantwortung« studiert, die letzten Jahre in Nordvorpommern auf dem Land gelebt und gearbeitet, ist aktiv im Commoning-Myzel und auf eigenen künstlerischen Pfaden unterwegs. kunstpolitiker.de

Corine Pelluchon (1967) ist Professorin für Philosophie und Autorin zahlreicher Bücher zu Fragen von Ethik und Moralphilosophie in Zeiten der Klimakrise. 2022 war sie Fellow an »The New Institute« in Hamburg. corine-pelluchon.fr

Max Prosa (1989) hat als Liedermacher gemeinsam mit Dota, Alin Coen, Clueso und Sarah Lesch musiziert und acht Soloalben herausgebracht, zuletzt »Wann könnt ihr endlich friedlich sein?« Er organisiert regelmäßige Singer-Songwriter-Zusammenkünfte. maxprosa.de

Marlena Sang (1974) lebt seit 2015 samt Sohn und Partner in einer Gemeinschaft im Nordosten der Republik. Als Grafikerin brachte sie Oya mit in die Welt, deren Inhalte sie immer wieder daran erinnern, wie in ihrem Umfeld das »gute Leben« möglicher werden kann.

Melanie Schembritzki (1985) lebt mit ihrer Familie in Leipzig. Als Brettchenweberin, Hulahooptänzerin und Straßenkünstlerin ist sie gestaltend in der Welt tätig. naturinsel-drachenmuehle.blogspot.com

Jochen Schilk (1974) hat bereits am Vorgängerprojekt von Oya mitgearbeitet. Er ist Autor eines Buchs über *die Wiederbegrünung der Welt*, mag Bäume, ist meist gut zu Kindern und Tieren und tut, was er kann. planetenpflege.de

Hans Ulrich Schwaar (1920 – 2014) Geboren im schweizerischen Sumiswald und gestorben im finnischen Äkäslompolo, trug er dazu bei, die Lebensweisen der Sàmi bekannter zu machen. Unter anderem übersetzte er Gedichte von Nils-Aslak Valkeapää. hansulrichschwaar.ch

Denise Sengül (1989) mag Rituale und Zahlen. Sie verbrachte die eine Hälfte ihres Lebens im süddeutschen Dorf, die andere in großen Großstädten. Seit anderthalb Jahren wohnt sie im Haus des Wandels, dort kocht und verwaltet, lacht und putzt, kramt und programmiert sie.

Christine Simon (1952), in Hamburg geboren, ist Musikerin, Mutter, Großmutter und Mitbegründerin der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft, des Klanghaus am See, der Europäischen Akademie der heilenden Künste und der Kleinen Dorfschule Lassaner Winkel. eaha.org

Marie Storli (1992) hat Wirtschaftswissenschaften studiert. Als Journalistin arbeitet sie vor allem zu Fragen rund um Ökologie und Nachhaltigkeit. Sie lebt in Oslo mit ihrer Partnerin, Marin Håskjold. mariestorli.no

Anne Terwitte (1984) studierte Physiotherapie und Mediation. Als Mitgestalterin der Klein Jasedower Commonie engagiert sie sich für Kontakträume, in denen Gemeinschaft entstehen, wachsen und wahrgenommen werden kann.

Nils-Aslak Valkeapää (1943 – 2001) war ein international bekannter Joik-Sänger, Maler, Dichter und Heimatpfleger aus dem finnischen Teil Sàpmis. Durch seine Arbeit trug er wesentlich zur Identitätsfindung heutiger Sàmi bei. lapinkavijat.rovaniemi.fi

Andrea Vetter (1981) schreibt, forscht, erzählt, organisiert und macht Apfelmus für einen sozial-ökologischen Wandel – häufig in und mit dem Haus des Wandels (Ostbrandenburg) und im Redaktionskreis von Oya.

Eva von Redecker (1982) ist Philosophin und freie Autorin. Aufgewachsen auf einem Biohof, wohnt sie heute in einer Wohngemeinschaft im ländlichen Brandenburg. In ihrer Arbeit setzt sie sich mit Kritischer Theorie, Feminismus, Eigentums- und Kapitalismuskritik auseinander. evredecker.net

Kocku von Stuckrad (1966) ist Professor für Religionswissenschaft an der Universität Groningen (Niederlande). Er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Geschichte von Religion, Philosophie und Wissenschaft in Europa und Nordamerika. counterpointknowledge.org

Andreas Weber (1967) ist Biologe und Philosoph. Als Autor, Referent und Hochschullehrer entwickelt er eine Philosophie der Lebendigkeit, die Biologie, Poesie und Mystik miteinander verbindet. Zuletzt erschien sein Buch »Essbar sein«. autor-andreas-weber.de

Christiane Wilkening (1949) hat nach langen Jahren in Hamburg die Tee-Genossenschaft Kräutergarten Pommerland aufgebaut und Oya von Anfang an begleitet. Im lebendigen Lassaner Winkel unterstützt sie Menschen dabei, sich zu begegnen und zu vernetzen, und bietet Visionssuchen für Frauen an.

Juliane Zeiger (1986) hat Lehramt für die Fächer Biologie und Deutsch studiert. Sie ist Mutter von vier Kindern, arbeitet an der Kleinen Dorfschule Lassaner Winkel, ist Hüterin einer kleinen Schafherde und lebt und lernt in Klein Jasedow.

Kleingedrucktes

Quellenverzeichnis

035 / »Meine Sonne, goldener Strahl« von Nils-Aslak Valkeapää, aus dem Nordsamischen übersetzt von Hans Ulrich Schwaar, erschienen in *Ich bin des windigen Berges Kind. Lieder und Texte aus Lappland* (Waldgut Verlag, Frauenfeld, 1985) sowie *Nordland, Lieder, Joik und Gedichte aus Lappland* (Waldgut Verlag, Frauenfeld, 1991). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Dr. Ruth Wullschleger für den Förderverein H. U. Schwaar.

042 / »Esst mich« von Báyo Akómoláfé, aus dem Englischen übersetzt von Matthias Fersterer, erschienen als Vorwort »Esst mich; oder: Kompliment an die Küche«, in: Andreas Weber, *Essbar sein. Versuch einer biologischen Mystik* (Klein Jasedow, thinkOya, 2023). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag.

048 / »Winteratem mit Krähenschwarm« von Andreas Weber, erschienen als »Atem«, in: Andreas Weber, *Essbar sein. Versuch einer biologischen Mystik* (Klein Jasedow, thinkOya, 2023). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag.

064 / »Landraub, Rentiere und heilige Berge« von Marin Håskjold und Marie Storli, aus dem Englischen übersetzt von Matthias Fersterer.

100 / »Hoffnung am Horizont«, Auszug aus dem Vorwort, in: Corine Pelluchon, *Die Durchquerung des Unmöglichen. Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe*, aus dem Französischen übersetzt von Grit Fröhlich (München, C. H. Beck, 2023). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

112 / »Bleibefreiheit«, erschienen als Kapitel 1, »Bleibefreiheit«, in: Eva von Redecker, *Bleibefreiheit* (Frankfurt a. M., S. Fischer, 2023). Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlags. Wir bedanken uns bei Heidi Bohrhau für die entgegenkommende Kommunikation.

132 / »Keine Commoners ohne Rituale« von Isabelle Fremeaux und Jay Jordan, aus dem Englischen übersetzt von Matthias Fersterer, erschienen als Kapitel »No Commoners Without Rituals«, in: Isabelle Fremeaux und Jay Jordan, *We Are »Nature»: Defending Itself. Entangling Art, Activism, and Autonomous Zones*, Vagabonds 003, (London, Pluto Press, 2021). Wir bedanken uns bei Isa und Jay für die Abdruckgenehmigung und den freundlichen Kontakt sowie bei dem Reihenerausgeber Max Haiven dafür, dass es dieses Buch gibt.

142 / »Wir haben keine andere Wahl als den Frieden«, Gespräch mit Ditte Marcher, geführt im Oktober 2023 und aus dem Englischen übersetzt von Maria König.

174 / »Zeit im Tal« von Ursula K. Le Guin, erschienen in: Ursula K. Le Guin, *Immer nach Hause*, deutsch von Matthias Fersterer, Karen Nölle und Helmut W. Pesch (Wittenberge, Carcosa, 2023). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags und The Estate of Ursula K. Le Guin, vermittelt durch die Paul & Peter Fritz AG. Wir danken Hannes Riffel, Theo Downes-Le Guin und Christian Dittus für die entgegenkommende Zusammenarbeit. Copyright © 1984 by Ursula K. Le Guin. Deutsche Rechte durch Paul & Peter Fritz AG, Zürich.

216 / »Geweht aus Alternativen« von Ashish Kothari, aus dem Englischen übersetzt von Matthias Fersterer, erschienen als »The Global Tapestry of Alternatives meets in Kenya. An Assembly of colourful hope« auf meer.com am 13. September 2023, Abdruck und Übersetzung mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Impressum

Klein Jasedow, 2024

Oya-Almanach 2024

Oya-Ausgabe 74–76 | 15. Jahrgang | ISSN 1869-667

Verlag Oya Medien geG, Am See 1, 17440 Lüssow

Vorstand Andrea Vetter, Luisa Kleine

V.i.S.d.P. Matthias Fersterer

Redaktion Andrea Vetter, Luisa Kleine, Maria König,
Matthias Fersterer, Tabea Heiligenstädt
redaktion@oya-online.de

Gestaltung Marlena Sang, marlena.sang@oya-online.de

Korrektorat Andreas Schmidt, www.lektoratex.de

Bilder Die Bildrechte werden unterschiedlich gehand-
habt und liegen bei den direkt an den Bildern angegebe-
nen Quellen.

Druck Mineralöl-, kobalt- und alkoholfrei gedruckt
auf Blauer-Engel-zertifiziertem Recycling-Papier, mit
100 Prozent Ökostrom und dank prozesslosen Druck-
platten ohne extra Chemie und Wasserverbrauch.
Umweltdruckerei Lokay (EMAS-III-zertifizierter Betrieb)
wurde als erster Druckbetrieb 2023 mit dem deutschen
Nachhaltigkeitspreis ausgezeichnet.
lokey.de

Betreuung Internetseite

Robert Volkmer, robert.volkmer@oya-online.de
WebJazz GmbH, www.webjazz.de

Bezug und Jahresbeitrag

leseservice@oya-online.de, Telefon (03 83 74) 7 52 18

Buchhaltung

buchhaltung@oya-online.de, Telefon (03 83 74) 7 52 26

Genossenschaft genossenschaft@oya-online.de

Spenden spenden@oya-online.de

Seit diesem Jahr ist Oya eine gemeinnützige Genossen-
schaft. Bei Spenden ab 200 Euro stellen wir auf Wunsch
gern Spendenbescheinigungen aus.

Bankkonto: GLS Bank, IBAN DE96 4306 0967 1112 9897 00

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben allein die
Meinung der Schreibenden wieder.



Copyleft Soweit nicht anders angegeben, stehen die
Textbeiträge in diesem Almanach unter einer Creative-
Commons-Lizenz und dürfen unter Nennung der
Schreibenden und des Zusatzes »aus: Oya-Almanach 2024«
zu gleichen Bedingungen weitergegeben werden
(cc by-sa 4.0).
Ausnahmen sind im Quellenverzeichnis links aufgeführt.

Alle Informationen und Verweise wurden sorgsam
geprüft, dennoch können wir keine Haftung für die
Inhalte externer Quellen, auf die in diesem Buch
verwiesen wird, übernehmen.

oya-online.de

*Finde deine Hoffnung also im Boden unter deinen Füßen.
Deine Himmelshoffnung, lass sie ruhen im Boden unter dir.
Die Welt ist nicht besser als ihre Orte. Ihre Orte sind letztlich
nicht besser als ihre Leute, und ihre Leute
dauern darin fort. Wenn die Leute das Licht in sich
verdüstern, verdüstert sich die Welt.*

Wendell Berry, »A Poem on Hope«, 2007



